

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Band:** 40 (1925)  
  
**Artikel:** Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz : 1798-1848  
**Autor:** Wechlin, H.E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-44570>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Dr. phil. H. E. Wechlin

# Der Aargau

## als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz

---

1798—1848



1925 • Verlag von H. R. Sauerländer & Co. • Aarau









1925, 217.

## Vorwort.

---

Wie oftmals in der Geschichte war die Schweiz auch wiederum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zufluchtsort von mancherlei politischen Flüchtlingen. Als in Deutschland infolge der Ermordung des Staatsrates Kozebue die Karlsbader Beschlüsse mit drakonischer Härte in Kraft traten und die sog. Burschen- und Demagogenverfolgungen einsetzten, entzog sich eine ganze Anzahl dieser Burschen und Demagogen der Verhaftung durch Flucht in die Schweiz.

Ein solcher Flüchtlingsherd war vor allem die kleine Stadt Aarau, welche 1798 zum Hauptort des Kantons erhoben, eine Zeitlang als Vorort eine gewisse Rolle spielte und während der Mediation, Restauration in Regeneration ein Vorstoßpunkt des vorwärtsdrängenden Liberalismus war.

Vorliegende Arbeit war ursprünglich eine Dissertation, die nunmehr dem Rahmen der „Argovia“ angepasst worden ist. Da der Verfasser an einen gewissen vorgeschriebenen Umfang gebunden war, sah er sich gezwungen, neben manchen Tatsachen, die man beim gebildeten Leser und namentlich beim Kenner aargauischer Verhältnisse voraussetzen kann, auch gewisse Einzelheiten wegzulassen und diesen oder jenen interessanten Abschnitt wesentlich zu kürzen, welche in ihrer vollen Wiedergabe ein deutlicheres und prägnanteres Bild der Verhältnisse gegeben hätten. Wir glauben und hoffen immerhin, daß unserem Endzweck, der darin besteht, zu zeigen, wie genannte Flüchtlinge ein Stück deutscher Literatur in den Aargau brachten und wie derselbe dadurch zum Vermittler dieses Schrifttums an die Schweiz wurde, kein wesentlicher Abbruch getan werde.

Bei unseren Betrachtungen werden wir uns namentlich in Aarau selbst, dem Zentrum dieser literarischen Bewegung, aufhalten und nur hie und da in das übrige Gebiet des Kantons einen Abstecher unternehmen. Selbstverständlich werden wir diese Überbringer deutschen Schrifttums in Verbindung mit den einheimischen Dichtern kennen lernen, wenn auch nur insoweit, als diese mit jenen in Berührung kamen.

Daß die geschichtlichen Ereignisse mit der Literatur jener Zeit in allernähestem Zusammenhange stehen, liegt auf der Hand; deshalb müssen wir auch das rein historische Moment immer stark in unsere Betrachtungen hineinziehen. — Zur zeitlichen Abgrenzung des Themas ist zu sagen, daß wir Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts als Grenzlinien festgelegt haben, weil sowohl 1798 als auch 1848 in der Schweizergeschichte Wendepunkte bedeuten und deshalb auch für die Literaturgeschichte entscheidend sind. Natürlich können wir uns nicht in jedem Einzelfalle genau an diese Grenzlinien halten, sondern müssen je nachdem, rückwärts oder vorwärts blicken.

Die Anregung zu dieser Arbeit gab mir mein verehrter Lehrer Prof. Dr. J. Nadler, der durch seine unvergeßlichen Vorlesungen und durch seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ meinen Blick auf völlig neue Bahnen lenkte. Ihm gebührt vor allem mein aufrichtiger Dank. Indes ergreife ich ebensovorn die Gelegenheit, um in verbindlicher Weise auch Herrn Dr. H. Herzog, Staatsarchivar und Kantonsbibliothekar in Aarau, zu danken, der mir während meines Aarauer Aufenthaltes wertvolle Ratschläge und Aufschlüsse erteilte, und der auch später in schriftlicher Weise unermüdlich an meiner Arbeit teilnahm und sich mir stets entgegenkommend zur Verfügung stellte. — Schließlich habe ich auch gegenüber der Historischen Gesellschaft des Aargaus, welche in freundlicher Weise ihr Jahrbuch für meine Arbeit zur Verfügung stellt, meine Dankspflicht zu erfüllen.

Bern den 31. August 1924.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort . . . . .	III
Abkürzungen . . . . .	VII
 I. Einleitung . . . . .	 1
1. Die Schweiz um die Wende des 18. Jahrhunderts . . . . .	1
2. Die historische und literarische Bedeutung des Aargaus bis und mit 1798 . . . . .	4
 II. Johann Heinrich Zschokke und Heinrich Remigius Sauerländer . . . . .	  11
 III. Die Bedeutung der Aargauischen Kantonschule . . . . .	 25
1. Ihre Gründung und Entwicklung . . . . .	25
(Johann Rudolf Meyer, Ernst August Evers, Rud. Rauchenstein.)	
2. Die frühere Umwelt der deutschen Flüchtlinge . . . . .	31
3. Die Tätigkeit der deutschen Flüchtlinge und der mit ihnen im Verkehr stehenden Persönlichkeiten an der Aargauischen Kantonschule . . . . .	 35
Franz Xaver Bronner . . . . .	35
Ernst Münch . . . . .	42
Adolf Ludwig Follen . . . . .	49
Abraham Emanuel Fröhlich. (Martin Disteli). . . . .	61
Ernst Ludwig Kochholz . . . . .	67
Heinrich Kurz . . . . .	95
Jakob Hunziker . . . . .	96
Wolfgang Menzel . . . . .	97
Karl Ruckstuhl . . . . .	99
J. fr. Chr. Kortüm, fr. D. Gerlach, P. f. Kaiser, W. B. Mönlich . . . . .	100
Alois Vock . . . . .	102
4. Das Aargauische Lehrerseminar . . . . .	103
Augustin Keller . . . . .	103
Michael Traugott Pfeiffer . . . . .	109
Johann Daniel Elster . . . . .	111
Johann Heinrich Breitenbach . . . . .	112
 IV. Die Bedeutung des „Lehrvereins“ zu Aarau . . . . .	 113
Karl Rudolf Tanner . . . . .	114
Paul Vitar Trogler . . . . .	117
Friedrich List . . . . .	119

	Seite
4. Einzelne Persönlichkeiten . . . . .	120
Jakob Friedrich Fries . . . . .	120
Josef von Laßberg . . . . .	121
Josef von Görres . . . . .	122
V. Zeitungen, Zeitschriften und Almanache . . . . .	129
1. Zeitungen . . . . .	131
2. Zeitschriften . . . . .	139
3. Almanache . . . . .	142
VI. Rückblick und Schlußfolgerung . . . . .	152
Quellen . . . . .	161

---



## Abfürzungen.

---

- U. D. B. = Allgemeine deutsche Biographie.  
U. R. = Alpenrosen, ein schweiz. Almanach.  
Arg. = Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.  
Arg. T. = Aargauisches Taschenbuch.  
Bro. Le. = Franz Xaver Bronners Leben von ihm selbst beschrieben.  
Dier. Schw. = J. Dierauer, Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft.  
Ke. Ke. = Dr. Arnold Keller: Augustin Keller, ein Lebensbild und Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts.  
Ma. Pe. = S. Markus, Geschichte der schweiz. Zeitungspressen zur Zeit der Helvetik.  
Me. De. = W. Menzels Denkwürdigkeiten.  
Mü. Er. = Ernst Münchs Erinnerungen eines deutschen Gelehrten.  
Mü. Aa. = J. Müller, der Aargau. (2 Bde.).  
Öf. 19. = W. Öchsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert (2 Bde.).  
Pr. K. = Programme der Aarg. Kantonschule.  
Stu. Li. = Stuttgarter Literaturblatt. (Zunächst von Menzel im Auftrag von Cotta redigiert, dann von 1848 an auf eigene Faust weitergeführt).  
Zi. Ca. = S. Zimmerli, Karl Rudolf Tanners „Heimatliche Bilder und Lieder.“  
Zsch. Aa. = Ernst Zschokke, die Geschichte des Aargaus, dem aarg. Volke erzählt.
-

# I. Einleitung.

---

## 1. Die Schweiz um die Wende des 18. Jahrhunderts.<sup>1</sup>

Kaum war in der Geschichte der Schweiz der Übergang eines Jahrhunderts zum andern von so eminenter Bedeutung, wie derjenige vom 18. ins 19. Jahrhundert. Es war die Zeit der französischen Revolution und ihrer Auswirkungen. Zu den Ländern, auf welche die französische revolutionäre Propaganda von Anfang an ihr Augenmerk richtete, gehörte aus naheliegenden Gründen die Schweiz. Denn diese galt als die Verkörperung der Freiheit und Unabhängigkeit. Zu diesem Rufe verhalfen ihr vor allem Rousseau und Haller, so daß unwillkürlich mit ihrem Namen sich auch der Begriff der Freiheit verband. Diese Illusion findet ihre Erklärung in der Oberflächlichkeit, mit der viele Fremden die Schweiz bereisten und beurteilten, weil sie von Kutschern und Wirtsleuten, von Landvögten, Pfarrern und Stadtherren nicht die objektive Auskunft erhielten, die notwendig gewesen wäre, um sich ein allseitiges und zuverlässiges Bild von den politischen und volkswirtschaftlichen Zuständen des Landes zu machen.<sup>2</sup>

Während die herrschenden Klassen die revolutionäre Entwicklung in Frankreich mit begreiflichem Bangen verfolgten, fand das Evangelium der Freiheit und Gleichheit bei den Untertanen feurigen Anklang. Indes gehörten die Sympathien im allgemeinen dem „Ancien régime“ und nicht der neuen Macht, der Nationalversammlung an.<sup>3</sup>

Es ist nun von außerordentlicher Wichtigkeit, daß die Schweiz in jener Zeit der Verschwörungsherd wurde, an welchen sich alle möglichen Emigranten flüchteten: Prinzen, Edelleute, Priester, Royalisten, Konstitutionelle und Girondisten. Jede Gruppe dieser Flüchtlinge machte selbstverständlich für ihre Ideen Propaganda. Diese Erscheinung ist deshalb von besonderem Interesse, weil ungefähr 30 Jahre später in

---

<sup>1</sup> Dier. Schw. 4. Bd. Ösch. 19. I. Bd. Zischofke Ernst. Unsere kulturellen Verhältnisse um die Wende des 18. Jahrhunderts. Pr. K. 1901/02. <sup>2</sup> E. Trösch, die helvetische Revolution im Lichte der deutschschweiz. Dichtung, S. 7. <sup>3</sup> Öch 19. I. S. 88.

gleicher Weise ein Flüchtlingsstrom aus Deutschland in die Schweiz floß und das Land in mannigfaltiger Weise durchflutete und befruchtete.

1798 sollte zum Todesjahre der alten Eidgenossenschaft werden. Der Mann, der ihr den Todesstoß versetzte, war Napoleon. Er tat es aus Beutegier, denn er wußte wohl, daß die Berner Staatsbank Millionen barg und wartete nur auf den günstigen Augenblick, diese einzusacken. Wohl sah man in der Eidgenossenschaft, daß dem Lande Gefahr drohte, doch wurde nicht gehandelt. Man hat den Bundesschwur von Aarau mit Recht eine theatralische Zeremonie bezeichnet. — Und als im Januar 1798 die Franzosen unter einem nichtigen Vorwand in die Waadt einrückten, wandte sich Bern vergebens an die Tagsatzung um Hilfe. Diese stellte sich auf den Standpunkt, es sei Sache jedes einzelnen Ortes zum Aufgebot zu schreiten, und die Berner erhielten daher im ganzen kaum 5000 Mann Hilfstruppen. Dadurch hatten die Franzosen ein leichtes Spiel. Bei Neuenegg, Fraubrunnen und Grauholz entschied sich das äußere Schicksal der Eidgenossenschaft, und am 5. März rückte Schauenburg, am 6. März Brune in das einst mächtige, nun ohnmächtige Bern ein. Damit war das morsche Gebäude der alten Eidgenossenschaft innerhalb weniger Tage zusammengebrochen.<sup>4</sup>

Am 12. April des gleichen Jahres proklamierte Peter Ochs in Aarau die helvetische Republik, und damit wurde die Schweiz aus einem Staatenbund ein Bundesstaat. Wenn auch dieser Übergang von einem Extrem ins andere die Basis zu neuen Zwistigkeiten wurde, so hatte doch die helvetische Verfassung neben vielen Schattenseiten, — vor allem, daß sie eben eine von Frankreich diktierte Verfassung war, — namentlich auf kulturellem Gebiete viele Vorteile aufzuweisen. Es herrschte politische Gleichheit; Presse- und Religionsfreiheit wurden verkündet, Zehnten, Grundzinse, Zünfte und Zölle wurden abgeschafft und dafür ein regelmäßiges Steuersystem errichtet. Indes trat der Kampf zwischen den Föderalisten und den Zentralisten dem gesunden Volksleben und dem aufblühenden Geistesleben in den Weg.

In dieser Epoche innerer Spaltung kommt der Helvetik wenigstens das Verdienst zu, zuerst energisch die moderne Idee zur Geltung gebracht zu haben, daß der Staat Kulturstaat sein müsse. Um diesen Gedanken zu verstehen, müssen wir in die Sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts zurückblicken. Zu dieser Zeit trat Franz Urs Balthasar von

<sup>4</sup> Ök 19. I. S. 143.

Luzern auf, mit seiner Schrift: „Patriotische Träume eines Eidgenossen, von einem Mittel die alte Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen.“ Diese Schrift rief den ersten vaterländischen Verein ins Leben: „Die Helvetische Gesellschaft.“<sup>5</sup> Der Verein war zunächst durchaus kein politischer, sondern von kulturhistorischer Natur. Man verlangte vor allem genaues Studium der Geschichte, legte ein großes Gewicht auf pädagogische Fragen, forderte Toleranz und Ständegleichheit. Es liegt auf der Hand, daß es besonders die Ideen Rousseaus und Pestalozzis waren, die hier zur Geltung kamen; Pestalozzi war übrigens Mitglied der Gesellschaft. Eine reiche Fülle mannigfaltiger Gedanken entsprang dem Schoße der Helvetischen Gesellschaft. Wir wollen hier nur kurz erwähnen, daß Albrecht Rengger in ihrer Mitte den Vorschlag eines Nationalkalenders machte, daß J. R. Meyer von Aarau (genannt Vater Meyer),<sup>6</sup> denn wir näher kennen lernen werden, die Anregung zur Korrektur der *Einth* gab, daß die Anlegung einer vaterländischen Lieder-sammlung beschlossen wurde und daß zu diesem Zwecke Lavater seine „Schweizerlieder“ herausgab. In enger Berührung mit der helvetischen Gesellschaft stand das Philanthropinum Marschlins<sup>7</sup> (später nach Reichenau verlegt). Auch die Institution des Philanthropinums ging eigentlich auf Rousseau zurück. Sonderbarerweise aber hat dieses seinen Sitz nicht in Frankreich, sondern in Deutschland, was darauf zurückzuführen ist, daß trotzdem Rousseaus Schriften in Frankreich gewaltigen Eindruck machten, man aus ihnen dennoch nicht die praktische Konsequenz zog, sondern die Schulen im alten Schlendrian weiterführte, während man in Deutschland mancherorts seine neuen Lehren zu verwirklichen begann. Es war Johann Basedow, der durch Rousseaus „*Emile*“ angeregt, in seiner Unterrichtsanstalt das praktische Muster des neuen Erziehungsideals schuf. 1774 wurde zu Dessau das Philanthropinum gegründet unter dem Protektorate des Fürsten Franz von Anhalt; an der Spitze stand Basedow. Sein Hauptideal ist die Erziehung zur Humanität. Es will nichts wissen von Gedächtnisfram, sondern den Willen des Kindes durch die Vernunft lenken. Die Sprachen sind nur Mittel, nicht Zweck. Auch auf die körperliche Erziehung wird großer Wert verlegt; damit wurde er der Vorläufer der später so angefeindeten Turnerei.<sup>8</sup> Diese Ideen drangen auch in die Schweiz, gewannen hier

<sup>5</sup> Karl Morell, die helvetische Gesellschaft. <sup>6</sup> E. A. Evers. Vater Johann Rudolf Meier. <sup>7</sup> E. Jischoffe. Unsere kulturellen Verhältnisse um die Wende des 18 Jahrh. S. 13.

<sup>8</sup> E. Jischoffe. S. 15/20.

Rückhalt und wirkten fruchtbringend auf schon bestehende Anstalten. Wieder wird es sich zeigen, daß es Deutsche waren, welche im Philanthropinum zu Marschlins in leitender Stellung standen.

Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist der Umstand, daß die Helvetik vorübergehend die Pressfreiheit brachte. „Zum erstenmal war die Schweizerpresse das geworden, was sie heute ist, das Sprachrohr der politischen Parteien, das mächtige Organ der öffentlichen Meinung.“<sup>9</sup> Allerdings hörte auch in dieser Zeit die Unterdrückung von Zeitungen nicht auf. Aber erst die Föderalisten führten nach ihrem Staatsstreich im Oktober 1801 die Zensur wieder ein. —

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts trotz der politischen Abhängigkeit der Schweiz von Frankreich, ein neues Aufblühen des geistigen Lebens zu bemerken ist. Ein Zug von Lebensmut und Schaffensfreude geht durch die Menschen. Viele wachen wie aus langem Schlummer auf und beginnen sich zu regen. — Die neue Geistesrichtung kam vor allem der Presse und der Schule zu gut. Diese beiden Faktoren waren darum auch zunächst ausschlaggebend bei der Entwicklung der Literatur in den nächsten Jahrzehnten. Im Vordergrund stehen die ehemaligen Untertanenländer, welche, nun von ihren Fesseln befreit, sich durch ihre geistige Rührigkeit bemerkbar machen: der Aargau und die Waadt, die deshalb auch in engem Verhältnisse zu einander standen. Wenden wir uns dem Aargau zu.

## 2. Die historische und literarische Bedeutung des Aargaus bis und mit 1798.<sup>10</sup>

Der Aargau besitzt eine höchst interessante Geschichte. Ein Blick auf die Karte zeigt, weshalb er dafür geradezu vorbestimmt ist: Der Grund liegt in der Mannigfaltigkeit seiner Flüsse und Bergketten. So ist es begreiflich, daß das Land von der Zeit der Römer bis in die napoleonische Epoche ein Kampf- und Tummelplatz gewesen ist. Nennen wir die Städte Vindonissa (Windisch), Aquae (Baden) und Augusta Rauracorum (Basel-Augst und Kaiser-Augst), so erinnern wir damit an ein Stück ausgeprägter Römerkultur, aber auch an einen Teil aargauischer Geschichte. Aber nicht nur Römer und Kelten haben hier

<sup>9</sup> Öch 19. I. S. 625. <sup>10</sup> Mü. Aa.



ihre Spuren hinterlassen; auch das ritterliche Mittelalter hat das seinige reichlich dazu beigetragen, wovon noch heute die ungezählten Burgen und Burgruinen Zeugen sind. — Zur Zeit der Lenzburger und Habsburger stand der Aargau in kultureller Hochblüte. Denn diesen beiden Geschlechtern verdanken die meisten aargauischen Städte ihr Entstehen. Indem die Herren ihnen gewisse Rechte: das Marktrecht, das Zollrecht, in Zofingen und Laufenburg auch das Münzrecht, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, selbständige Unterbesetzung und andere Privilegien übertrugen, gelangten diese Gemeinden in den Besitz von Stadtrechten und Verfassungen.<sup>11</sup> Mit dem Emporblühen dieser Städte steht sicherlich auch das hochentwickelte Schulwesen im Zusammenhang. Die Mehrzahl der aargauischen Städte besaß nämlich nachweisbar schon im 13. Jahrhundert ihre Lateinschulen. Aargauer zogen nach Bologna, Paris, Orleans, Leipzig, Köln, Freiburg, Tübingen und von 1460 an auch nach Basel, um die akademischen Grade eines Baccalaureus, eines magister artium, eines doctor juris utriusque zu erwerben. Diese Männer bekleideten später in ihrer Heimat die Würde eines Rats Herrn, Stadtschreibers oder Lehrers, und es liegt auf der Hand, daß so gut geschulte Leute das geistige Leben in außerordentlicher Weise förderten.<sup>12</sup> — Der Aargau weist denn auch eine ganze Anzahl bedeutender Persönlichkeiten auf und dies namentlich auf dem Gebiete der Literatur. Da ist der Minnesänger Hesso von Reinach<sup>13</sup> (1239 bis 1247 Leutpriester in Hochdorf, 1250 Chorherr zu Beromünster und 1254 zu Zofingen) von dem eine „Liebesklage“ und ein „Frühlingslied“ überliefert sind. Ein Bahnbrecher ist Berthold Steinmar,<sup>14</sup> 1251 bis 1290 in Urkunden erscheinend, den der verstorbene Dichter und Literaturhistoriker Adolf Frey als den bedeutendsten schweizerischen Lyriker vor Albrecht von Haller bezeichnet.<sup>15</sup> Wir nennen auch den Grafen Werner von Homberg,<sup>16</sup> einer der wenigen Minnesänger, dessen Leben genau bekannt ist. Sein Ahnensitz lag auf dem Tiersteinberg im Fricktale, über dem Dorfe Wittnau. Er lebte am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. Während ihm aber noch Jakob Bächtold 8 Lieder zuschreibt, läßt Samuel Singer nur noch eines als von ihm stammend gelten, wobei er sogar zweifelt, ob dieses nicht nach einer fremden Vor-

<sup>11</sup> Mü. Na. S. 27/28. <sup>12</sup> Klara Müller. Geschichte des aarg. Schulwesens vor der Glaubensstrennung. <sup>13</sup> S. Singer, Literaturgeschichte der Schweiz im Mittelalter. S. 22.

<sup>14</sup> S. Singer, S. 26/27 <sup>15</sup> Adolf Frey, Schweizerdichter. <sup>16</sup> S. Singer. S. 28.

lage gedichtet sei.<sup>17</sup> Über den von Trostberg<sup>18</sup> ist man sich noch nicht im Klaren, ob er ein Aargauer oder Tiroler sei. Als ausgesprochenen und hervorragenden Dichter religiöser Lieder müssen wir Heinrich von Laufenburg<sup>19</sup> ansprechen; die schönsten des 15. Jahrhunderts sind ihm zuzuschreiben. Die Dichtung Walter von Reinaus,<sup>20</sup> „Marienleben“ liegt leider immer noch in einer schlechten Ausgabe vor. — Aber auch auf dem Gebiete des Dramas steht der Aargau keineswegs zurück. Das Osterspiel von Muri ist die erste deutsche dramatische Dichtung (Verfasser unbekannt)<sup>21</sup> — Hermann Haberer<sup>22</sup> 1557 bis 1577 in Urkunden bezeugt, ist Verfasser der Dramen „Jephtha“ und „Abraham,“ während vom Schulmeister Mathäus Rothpletz<sup>23</sup> im Jahre 1557 in Aarau ein „Samson“ aufgeführt wurde. Typische Vertreter der fahrenden Spielleute sind die Gebrüder Wirri. Heinrich Wirri<sup>24</sup> war Spruchdichter, Pritschenmeister und Schauspieler. Sein an sich unbedeutenderer Bruder Ulrich<sup>25</sup> ist bekannt durch seinen „Schönen Spruch auf die 13 Orte loblicher Eidgenossenschaft“ und seinen „Spruch auf die Dornacher Schlacht.“

Es ist klar, daß ein Land, dessen Schulwesen so früh schon entwickelt war, auch historisch geschulte Männer aufzuweisen hat. Einer der ersten ist Konrad von Mure<sup>26</sup> aus Muri, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte und Kantor am Grossmünster in Zürich war. 1244 bis 1247 beschrieb er in seinem „Clipearius Teutonicorum“ Wappen von schweizerischen und schwäbischen Geschlechtern. Werner Schodeler I, ein Bremgartner, 1514 als Stadtschreiber, 1520 als Schultheiß daselbst bezeugt, hat eine eidgenössische Chronik geschrieben, die bis 1525 reicht. Werner Schodeler II, des Schultheißen jüngerer Sohn, schrieb das Werk des Vaters ab und versah es mit Einschaltungen und Fortsetzungen.<sup>27</sup> Christoph Silbereysen<sup>28</sup> von 1563 bis 1593 Abt des Cisterzienser Klosters in Wettingen, schrieb gleichfalls 2 Schweizer Chroniken, Arbeiten, die unselbständig sind, aber durch die beigelegten Federzeichnungen dennoch großen Wert besitzen. — Brem-

<sup>17</sup> J. Bächtold, Geschichte der Literatur in der Schweiz. S. 162. <sup>18</sup> S. Singer. S. 51/52. <sup>19</sup> S. Singer. S. 24. <sup>20</sup> S. Singer. S. 50. <sup>21</sup> S. Singer. S. 18. <sup>22</sup> J. Bächtold. S. 367. <sup>23</sup> Martha Reimann, die Geschichte der Aarauer Stadtschulen von ihren Anfängen bis zum Ende der bernischen Herrschaft. S. 36. <sup>24</sup> E. Zschokke. Über den Aarauer Poeten Heinrich Wirri. Progr. der städtischen Schulen in Aarau 1894 95. S. 215. <sup>25</sup> G. von Wyß. Geschichte der Historiographie in der Schweiz. S. 179. <sup>26</sup> G. von Wyß. S. 79/80. <sup>27</sup> G. von Wyß. S. 242/43. <sup>28</sup> G. von Wyß. S. 155/56.

garten ist der Heimatort manches berühmten Mannes. Der berühmteste ist aber ohne Zweifel Nikolaus von Wyle, der älteste deutsche Humanist, ein Schüler des Aeneas Silvius Piccolomini, der erste deutsche Übersetzer eines Petrarca, Poggio, Boccaccio. Ein anderer berühmter Bremgartner ist Heinrich Bullinger,<sup>29</sup> der Nachfolger Zwinglis, in der Literaturgeschichte bekannt durch sein „Spiel von der edlen Römerin Lucretia und dem standhaften Brutus“ und durch das nach der Schlacht Kappel gedichtete Lied „O heiliger Gott, erbarm dich doch!“ — Sein schärfster Gegner Johannes Buchstab<sup>30</sup> ist zwar aus Winterthur gebürtig (1499), doch durch seine Tätigkeit als Schulmeister in Bremgarten und Zofingen mit dem Aargau verwandt.

Doch haben wir bereits den Rahmen unserer Zeitbetrachtung überschritten, möchten aber noch kurz auf eine mittelalterliche Einrichtung zu sprechen kommen, welche von nicht zu unterschätzendem Einflusse auf die geistige Entwicklung des Aargaus war: die Zurzacher Messe.<sup>31</sup>

Schon im 10. Jahrhundert war die kleine Abtei Zurzach ein von zahlreichen Pilgern besuchter Ort zur Verehrung der heil. Verena. An das Fest der heil. Verena, welches mit einem Jahrmarkt verbunden war (Verenamarft), knüpfte sich später noch ein Pfingstmarkt. Diese Jahrmärkte, die ursprünglich nur einen Tag dauerten, nahmen in der zweiten Hälfte der 14. Jahrhunderts einen großen Umfang an und aus ihnen entstanden die Zurzacher Messen, die zuerst drei, dann sechs bis acht, und später vierzehn Tage dauerten. Der Marktflecken verdankte seinen Aufschwung neben der Bedeutung als verehrte Kulturstätte, vor allem seiner unvergleichlichen Lage am Rhein, gerade in der Mitte zwischen Konstanz und Basel und unweit der Mündung der Aare, die mit ihren ebenfalls schiffbaren Zuflüssen der Reuß und Limmat, den Verkehr mit der ganzen innern Schweiz, mit Frankreich und mit Italien vermitteln half. — Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß Zurzach zweimal im Jahre der Mittelpunkt internationalen Lebens war. Wir wissen, daß auf diesen Messen der Bücherhandel einen bedeutenden Raum einnahm und können daraus schließen, daß eine mannigfaltige Literatur durch den Zurzacher Markt Eingang in die aargauischen Lande fand.

<sup>29</sup> Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. III. Bd. S. 549.

<sup>30</sup> A. Schumann. Aarg. Schriftsteller. S. 1/12. Franz Heinemann, Geschichte des Schul- und Bildungslebens im alten Freiburg bis zum 17. Jahrh. S. 87/88. <sup>31</sup> Arg. T. 1898: Dr. H. Herzog. Die Zurzacher-Messe.



Doch kehren wir zu den geschichtlichen Ereignissen zurück! Von 1415 an war es mit der freien Entwicklung des Aargaus unter einem einheitlichen Regierungssystem vorbei. In diesem Jahre wurde bekanntlich der Kanton von der Eidgenossen erobert. Während ein Teil desselben den Bernern zufiel und ein anderer Teil „gemeine Herrschaft“ der erobernden Orte wurde und wiederum in zwei Landvogteien, den alten Gebieten entsprechend, in die Grafschaft Baden und die freien Ämter zerfiel, blieb der dritte von den Eidgenossen nicht berührte Teil bis auf die Zeiten der Revolution österreichisch.

Es kann gar nicht genug betont werden, wie durch diese Dreiteilung die einzelnen Landschaften immer mehr auseinanderwuchsen und wie das geistige und kulturelle Leben gar nicht zu einer freien Entfaltung gelangen konnte, wie zur Zeit der Habsburger. So ging zum Beispiel die Schulbildung, die, wie wir zeigten, eine besonders hoch entwickelte gewesen war, in der Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert auf ein Minimum zurück. Noch 1750 wurde in Hausen einer zum Lehrer gemacht, weil er eine geeignete Schulstube besaß; es spielte dabei gar keine Rolle, daß er weder lesen noch schreiben, ja nicht einmal buchstabieren konnte. — Erst das 19. Jahrhundert, welches dem Aargau seine Selbständigkeit und Einheitlichkeit wieder gab, brachte neues Leben und Blühen. Deshalb ist auch ein Mann, wie Heinrich Pestalozzi (1746–1827) mit seinen Ideen der Zeit weit vorangeschritten. Er ist zwar kein Aargauer, aber in dieser Landschaft, auf dem Neuhof begann er voll Hoffnung und Zuversicht sein Lebenswerk und hier legte er auch nach vielem Ringen und manchen Enttäuschungen sein Haupt zur Ruhe nieder.

Der Revolution gegenüber befand sich der Aargau naturgemäß in einer ganz andern Stellung als die meisten der schweizerischen Kantone. Er büßte weder Selbständigkeit noch Freiheit noch Herrscherrechte ein. Im Gegenteil: der Umschwung bedeutete für ihn einen Gewinn. Und wenn er auch praktisch erst 1803 durch die Mediationsakte zu einem ebenbürtigen und gleichberechtigten Kanton wurde, so bildet doch schon das Jahr 1798 für ihn einen besondern Markstein. Da beginnt sein Kampf um Selbständigkeit und Unabhängigkeit, da sein neues impulsives, geistiges Emporstreben. Schon der äußere Umstand, daß Aarau für eine Zeitlang der Sitz der Zentralbehörden wurde, trug dazu bei. Diese Ehre war allerdings teuer erkaufte. Denn, wenn der Aargau nun zwar von den Bedrängnissen der Berner befreit war, so mußte er jetzt dafür umsomehr unter der französischen Besatzung leiden. Er war dabei

weniger der Schauplatz von Krieg und Schlachten, sondern litt unter dem Druck der Einquartierungen, der Requisitionen, Kriegssteuern, Erpressungen und Gewalttätigkeiten republikanischer Krieger, welche daselbst die Herren spielten.<sup>32</sup> Gerade aber in dieser Epoche lieferte der junge Kanton eine ganze Anzahl von Männern, welche zum Teil in angesehener Stellung dem Vaterlande mit Eifer und Begeisterung hervorragende Dienste leisteten. Die zwei markantesten Gestalten des Aargaus jener Zeit, welche nicht nur ihren Heimatkanton, sondern die ganze Schweiz mit sicherer Hand und überragendem Geiste vom 18. ins 19. Jahrhundert geleiteten, waren Albrecht Rengger und Philipp Albert Stapfer.

Albrecht Rengger<sup>33</sup> aus Gebensdorf (1764—1835) von Beruf Arzt, eines der bedeutendsten Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, erwies seine Begabung als Innenminister während der Helvetik. Bereits im Jahre 1785 hatte er als Gast an der 25. Versammlung der „Helvetischen Gesellschaft“ zu Olten teilgenommen und im folgenden Jahre von Göttingen aus der Gesellschaft eine anonyme Schrift zugesandt: „Vorschlag eines Nationalkalenders.“ Später vertrat er den Aargau in gewissenhafter weitsichtiger und echt eidgenössischer Weise vor dem Wiener Kongreß. Seine viel zu wenig bekannte Schrift „Über die Verfeinerungssucht in unseren Tagen“<sup>34</sup> zeugt von politischem Weitblick und von gründlicher Kenntnis und Erkenntnis der kulturpolitischen Mißstände jener Epoche.

Ein ebenso schöpferischer als tätiger Geist war der zwei Jahre jüngere Philipp Albert Stapfer.<sup>35</sup> Aus einem alten Aargauer Geschlechte stammend, welches ins 15. Jahrhundert zurückreicht, wurde er am 25. September 1766 in Bern geboren. Nach absolviertem Studium bekleidete er daselbst als Nachfolger seines Onkels von 1791 bis 1798 eine Professur der Theologie. Dann wandte er sich dem politischen Leben zu. Wenn Rengger als Deputierter zu Mengaud nach Basel geschickt worden war, um den Krieg zu verhindern, so wurde Stapfer an der Spitze einer Delegation nach Paris gesandt, um die Folgen des Kriegs zu mildern. Während seines dortigen Aufenthaltes erhält er seine Ernennung zum Minister für Künste und Wissenschaften. Das war zur Zeit der Helvetik. Die begabtesten Köpfe ernannte er zu seinen Sekretären, so hintereinander Pater Girard, Franz Xaver Bronner,

<sup>32</sup> Hscho. Aa. S. 131/35. <sup>33</sup> H. Flach. Dr. A. Rengger. <sup>34</sup> A. Rengger. Über die politische Verfeinerungssucht in unseren Tagen. <sup>35</sup> Rudolf Euginbühl. Ph. A. Stapfer. Ein Lebensbild.

Heinrich Pestalozzi und Heinrich Zschokke. — Stapfer ist der Schöpfer des Volksschulgedankens und desgleichen der Befürworter einer schweizerischen Zentraluniversität. Seinen im Jahre 1799 gemachten Vorschlag nahm er später immer wieder auf, aber vergeblich. Die Idee tauchte zu wiederholten Malen in unserem Lande auf und warf 1848, 1854 und 1862 ziemlich hohe Wogen auf, bis sie schließlich ganz fallen gelassen wurde. Von Stapfer ging auch die Anregung aus, die Muttersprache als Unterrichtssprache in den höhern Schulen einzuführen. Er war auch der Förderer und Beschützer Pestalozzis. Auf dem Gebiete der Literatur arbeitete er an einem der großzügigsten Probleme, nämlich an der Verbindung von deutscher und französischer Kultur. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist vor allem seine „Malerische Reise ins Berner Oberland oder Beschreibung des Oberlandes mit geschichtlichen Notizen begleitet“<sup>36</sup> zu nennen. Aus seiner Feder stammen auch Biographien über Kant und Socrates.

Doch damit haben wir unserer geschichtlichen Betrachtung zeitlich schon vorgegriffen, denn wir wollen die historischen Ereignisse von Fall zu Fall parallel mit den geistig-literarischen Strömungen betrachten. — Wenden wir uns nun dem Manne zu, der während vieler Jahrzehnte in Aarau eine hervorragende Rolle gespielt hat, der durch sein vielseitiges Wissen, durch seine glänzende Organisationsgabe und vor allem durch seinen großen Einfluß und seine Popularität im Mittelpunkt der geistigen und literarischen Bewegung des jungen Aargaus stehen sollte, wenden wir uns dem Magdeburger Heinrich Zschokke zu.

<sup>36</sup> Rudolf Euginbühl. Ph. A. Stapfer. Ein Lebensbild. S. 474/75.

## II. Heinrich Zschokke und Heinrich Remigius Sauerländer.

Wenn wir mit Heinrich Zschokke auch Heinrich Remigius Sauerländer in einem besondern Abschnitte betrachten und behandeln, dann geschieht es deshalb, weil diese zwei Männer gewissermaßen eine geistige Einheit darstellen, weil einer den andern ergänzt. Durch sie wurde der Aargau Mittelpunkt liberaler Presseerzeugnisse, durch sie zum größten Teil Aarau ein Zentrum, an welchem sich eine Zeitlang hervorragende Persönlichkeiten verschiedenster Art trafen, sich gegenseitig beeinflussten und befruchteten. Von diesem Geisteszentrum aus gingen denn auch die Strahlen in die verschiedensten Teile der Schweiz, ja sogar der umliegenden Länder, so daß zu gewissen Epochen die Augen der Kulturwelt nach dem Aargau gerichtet waren.

Johann Heinrich Zschokke<sup>1</sup> stammt aus Magdeburg, wo er am 22. März 1771 zur Welt kam. Die Herkunft des Namens ist dunkel; wahrscheinlich hatte er aber slawisches Blut in seinen Adern. Sieben Wochen alt verliert er die Mutter, mit 8 Jahren den Vater. Für die Schulbank hat er kein Sitzleder. Er geht auch nicht gerne in die Kirche, besitzt aber ausgesprochenes religiöses Gefühl; besonders der Konfirmandenunterricht macht gewaltigen Eindruck auf ihn. In der Altstadt, wo er das Gymnasium besucht, ist er beim Rektor untergebracht. Das ist insofern von Wichtigkeit, als er bei diesem seinen Lesehunger befriedigen kann. Er verschlingt wahllos die Schriften von Plato, Plutarch, Albertus Magnus, Swedenborg, Ossian, Shakespeare und Schiller. Aus diesen Werken macht er Auszüge. Wegen irgend einer Lehrerschikane wird er 1788 aus der Schule entlassen. Er verläßt die Heimatstadt

---

<sup>1</sup> a) A. D. B. Bd. 45. S. 449/465. b) Karl Gödefe, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. X. Bd. S. 58/60. c) H. Zschokke, eine Selbstschau. d) J. K. Bär. Heinrich Zschokke. Sein Leben und sein Wirken, nach seiner Selbstschau, seinen Werken und mündlichen Mitteilungen. (Galerie berühmter Schweizer. Herausgegeben von schweiz. Männern). e) Karl Günther. Heinrich Zschokke bis zu seinem Eintritt in die Schweiz Aarau 1917. f) E. Trösch. J. K. Lavater, H. Zschokke und die helvet. Revolution. Diss. Bern 1911. g) Curt Wuest. Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. Diss. Bern 1910.

und wird in Schwerin beim Hofbuchdrucker Hauslehrer. Bei diesem übernimmt er freiwillig das Amt eines Korrektors in der Druckerei und entwirft den Plan zu einer Zeitschrift, der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ (1788—1801). Ihn aber reizt das Leben und Erleben. Er wird Theaterdichter und Schauspieler beim Theaterdirektor Bergheim. Das unsittliche Leben der Schauspieler stößt ihn ab und wieder tritt eine innere Reaktion bei ihm ein, indem er den Entschluß faßt, sich dem Theologiestudium zu widmen. Autodidaktisch bereitet er sich zum Hochschulstudium vor. Durch zwei Juden wird er in den Mosaismus und Talmudismus eingeführt. — 1790 treffen wir Jschokke als Theologiestudenten an der Universität Frankfurt an der Oder. Theologiestudent war Jschokke im weitesten Sinne des Wortes, denn als er immatrikuliert wurde, hätte er sich in seinem Wissensdrang am liebsten in allen Fakultäten zugleich eintragen lassen und erst die freundliche Aufforderung des Rektors, ließ ihn sich für eine bestimmte, für die theologische entschließen. Dieser Zug ist auch für sein späteres Leben typisch. Jschokke hat sich sozusagen auf allen Gebieten menschlichen Wissens getummelt, und dies war vielleicht auch der Grund, weshalb dieser hochbegabte Mensch nirgends etwas Hervorragendes, sondern nur Stückwerk geleistet hat. Neben den theologischen Vorlesungen hörte er hauptsächlich juristische und philosophische Kollegien. Eine venetianische Anekdote wird zu einem Drama „Abellino, der große Bandit“<sup>2</sup> ausgearbeitet. Dieses Stück erlebte einen großen Bühnenerfolg und noch später, als der Dichter es schon längst belächelte, machte man ihm schmeichelhafte Komplimente darüber. — Im Jahre 1792, also mit 22 Jahren, wurde er Doktor der Philosophie in Frankfurt an der Oder und bestand zur gleichen Zeit in Küstrin das theologische Examen. Für kurze Zeit geht er in seine Heimatstadt Magdeburg, wo er durch seine Predigten sich Ansehen erwarb. Im Herbst gleichen Jahres kehrt er aber nach Frankfurt zurück und läßt sich daselbst als Privatdozent für Philosophie nieder. Drei Jahre lang hält er Vorlesungen über Naturrecht, Welt- und Kirchengeschichte, Ästhetik und Moralphilosophie. Was seine Weltanschauung anbetrifft, so will er nicht Calvinist, nicht Lutheraner, nicht Grieche, nicht Katholik sein, sondern Christ. — Neben seinen Vorlesungen betätigt er sich journalistisch. Wie ihn der Zufall in Schwerin in das Haus des Verlegers Bärensprung geführt hatte, so machte er

<sup>2</sup> „Abellino der große Bandit“ Frankfurt a. O. 1795.



auch in Frankfurt die Bekanntschaft zweier Verleger, Kunze und Upitz, welche seine Freunde wurden. In den bei Upitz verlegten „Frankfurter-Ephemeriden für deutsche Weltbürger“ erschienen von Zschokke die „Schicksale, welche der Invalide Krapp in seiner Gefangenschaft und auf der Flucht aus seinem Gefängnisse aus Nordamerika erduldet hatte.“ Die „Ephemeriden“ wurden 1794 durch das „literarische Pantheon“ abgelöst. — Da Zschokke sich mit seiner Stellung als Privatdozent nicht begnügte, aber ein Gesuch an den König um eine außerordentliche Professur für Philosophie abschlägig beantwortet wurde (weil die Universitätskasse nicht am besten dran sei), verläßt er im Jahre 1795 die Stadt Frankfurt. Sein Reiseziel ist die Schweiz, das Land der Freiheit, wonach schon die Sehnsucht des Jünglings sich gerichtet hatte. Er betritt sie bei Schaffhausen zum ersten Male. Sein Weg führt ihn zunächst nach Einsiedeln. Unterwegs ist er Zeuge des Stäfenerhandels und trifft in Zürich mit Pestalozzi zusammen. Von hier aus unternimmt er eine Reise nach Paris. Der dortige Aufenthalt enttäuscht ihn sehr. Paris nennt er eine Stadt voll „glänzenden Elendes und elenden Glanzes.“ In die Schweiz zurückgekehrt, hat er die Absicht, seinem Wandertriebe folgend, Italien aufzusuchen. Auf dem Wege dorthin, tritt aber in Chur ein Wendepunkt in seinem Leben ein, und von nun an sollte er der Schweiz angehören und ihr dienen. Er wird mit dem Dichter G. v. Salis-Seewis und mit Johann Baptist v. Tscharner bekannt; zugleich trifft er seinen Landsmann Johann Peter Nefemann an. Dieser ist Leiter des von Tscharner gegründeten Philanthropinums in Reichenau (früher in Marschlins). Diese Anstalt wurde nach Basendow'schen Grundsätzen geleitet, litt aber unter dem Unsegen der politischen Parteien. Im Dezember 1796 wird Zschokke Leiter der Anstalt. Er hebt dieselbe in die Höhe, indem er sie dem politischen Einflusse entzieht. Er sucht sowohl mit der französischen, als auch mit der österreichischen Partei in gutem Einklang zu stehen. Er gibt ein „Lesebuch für die bündnerische Schuljugend“ heraus und weiß sich in maßgebenden Kreisen einen guten Namen zu verschaffen. Die Zahl der Zöglinge nimmt monatlich zu. Unter Zschokkes Lehrern befand sich Louis Philipp von Orléans. Wir haben also hier ein Beispiel, wie deutsches und fränkisches Wesen an der Erziehung der Jugend zusammenarbeitete und Stapfers Idee, von der wir in der Einleitung sprachen, hier im Kleinen ihre Verwirklichung fand. — Mit der Zeit aber beteiligte sich Zschokke außerhalb der Schule am politischen Leben, indem er den „Merkur-

Hochrhätien“ redigierte. Darin wurde der Anschluß Graubündens an Helvetien befürwortet, was soviel wie ein Angriff auf die österreichische Partei bedeutete. Als 1798 die Revolution ausbrach, nahmen die Eltern ihre Söhne aus der Anstalt. Zschokkes Schrift „Kinder verlaßt die braven Schweizer nicht“ machte ihn erst recht bei der österreichischen Partei verhaßt, und als Bünden den Eintritt in die helvetische Republik ablehnt, muß er als „Patriot“ aus dem Lande fliehen, mit ihm Tscharner und Salis-Seewis. Sein Einstehen für die helvetische Sache sollte ihn aber noch enger mit dem Schicksal der Schweiz verbinden. Durch seine „Geschichte der drei Bünde im hohen Rhätien“ hatte er bereits die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf sich gezogen. So wird er mit Tscharner zusammen nach Aarau und später nach Luzern als Abgeordneter der bündnerischen Minderheit gesandt. Und wieder tritt eine entscheidende Wendung für ihn ein. In Aarau lernt er nämlich durch Pestalozzi auch Usteri, Rengger und Stapfer kennen. Stapfer als Minister der Künste und Wissenschaften zieht ihn in seinen Dienst. Vom 1. November 1798 bis 14. Mai 1799 ist Zschokke auf dessen Bureau für Nationalkultur sein Sekretär. — Zschokke, eine geborene Journalistennatur, hatte bereits am 1. Oktober 1798 seinen „aufrichtigen und wohlverfahrenden Schweizerboten“ zum erstenmale erscheinen lassen. Dieser Zeitung war als Fortsetzung des „helvetischen Volksblattes“ gedacht, dessen Redaktor Heinrich Pestalozzi gewesen war. Letztere Zeitung war Regierungsblatt gewesen, und gerade deshalb nicht in die Höhe gekommen, weil das Volk kein Vertrauen zu ihm hatte. Daß aber Zschokke Pestalozzi aus seiner Stellung als Redaktor verdrängt habe, wie Curt Wüest in seiner Dissertation Seite 40 behauptet, scheint mir durchaus nicht bewiesen. Denn Heinrich Geßner, der Verleger des helvetischen Volksblattes, schreibt am 8. August 1798 an Stapfer über die Wahl des Redaktors für jenes Blatt: „Ob mein Freund Pestalozz (meiner herzlichsten Liebe und Freundschaft für ihn ohnbeschadet) so eigentlich für die genaue Besorgung der Details eines Redaktors taugte, daran zweifle ich etwas stark.“ Trotzdem wählte Stapfer Pestalozzi zum Redaktor des helvetischen Volksblattes. Pestalozzi bewährte sich aber als solcher nicht.<sup>3</sup> Zschokkes „Schweizerbote“ dagegen erfreute sich bald einer großen Beliebtheit und wurde sehr gelesen (bis 3000 Abonnenten), da er äußerst populär geschrieben war. Allerdings litt das Blatt an

<sup>3</sup> Ma Pe. S. 3:3/24.

verschiedenen Unterbrechungen und wurde erst 1804 in Aarau wieder aufgenommen, um dann ein langes Leben zu fristen. — Zur gleichen Zeit ist Zschokke auch Herausgeber des „helvetischen Genius“ (1799) und der „helvetischen Zeitung“ (1799), dem offiziellen Regierungsorgan, beides Blätter, die nur von kurzer Dauer waren. Überall tritt er mit gleicher Kraft für seine Ideale der Freiheit und Unabhängigkeit ein. Die Helvetik besaß in dem Journalisten und Staatsmann Heinrich Zschokke deshalb tatsächlich eine nicht unbedeutende Stütze. Im Staatsmann insofern, als Zschokke hintereinander zunächst als Statthalter im Distrikt Stans, dann als Regierungskommissär des Kantons Waldstätten (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) und in gleicher Funktion in den italienischen Kantonen Lugano und Bellinzona, an welchen Orten durch die Franzosen alles auf den Kopf gestellt worden war, sich als fluger, hilfsbereiter Mann und als glänzender Organisator erwies. In Stans hat sich Zschokke allerdings nicht edel gegen Pestalozzi benommen, indem er sich der Rückkehr in sein Waisenhaus widersetzte. Nur glauben wir, darf man nicht wieder, wie es Wuest tut (Seite 52—54) diesen Umstand allein auf Zschokkes schlechten Charakter zurückführen, sondern muß eben auch verstehen, daß der Praktikus Zschokke wieder Angst hatte, daß der Theoretiker Pestalozzi in praxi versagen würde. Daß auch Zschokke nicht imstand war, die Anstalt weiter zu führen, ist eine Sache für sich. Ob nun aber das Ende des pestalozzischen Liebeswerkes rein auf sein Schuldkonto zu buchen ist, oder ob dabei nicht andere entscheidende Faktoren von Einfluß waren, dürfte etwas besser untersucht werden, als es Curt Wuest tut. — Im Oktober 1800 hatte Zschokke als Regierungsstatthalter die Gährung des Volkes in Baselland zu beschwichtigen. Hier zeigte er sich vor allem als fluger Vermittler, der aber nicht bloß Diplomat war, sondern sich auch dahin wagte, wo ihm Gefahr drohte und selbst sein Leben auf dem Spiele stand. Als am 28. Oktober 1801 die unitaristische Partei zu Fall gebracht wurde, da gab auch Zschokke seine Stellung als Regierungsstatthalter auf. Den Winter 1801/2 bringt er in Bern zu im Verkehr mit Heinrich von Kleist, Ludwig Wieland, dem Sohne des großen Dichters und Heinrich Geßner, dem Sohne des Idyllendichters. Um einen französischen Kupferstich „la cruche cassée“ entsteht ein Wettstreit, worüber Wieland eine Satire, Kleist ein Lustspiel und Zschokke eine Erzählung dichten sollte. Kleist und Zschokke lösten die Aufgabe im „Zerbrochenen Krug.“ — Im Frühling 1802 reist Zschokke mit Kleist und Wieland nach Aarau. Leider wissen



wir nichts genaueres über diesen Aufenthalt in Bezug auf Kleist, sondern müssen uns einfach mit der Tatsache abgeben, daß dieser in Aarau war. Zschokke bezog das Schloß Biberstein und ließ sich damit dauernd in der Aarestadt nieder. Nanny Nüsperli wurde seine Frau und machte ihm die zweite Heimat um so lieber. Hier lag ihm vor allem am Herzen, eine gesunde Lektüre für das Volk zu schaffen und auch die gebildete Klasse auf eine edle Unterhaltung hin zu lenken. Indes befand sich in Aarau nur eine kleine Buchdruckerei. Zschokke, der sich eine stattliche Buchhandlung in der Nähe wünschte, sah sich nach einem geeigneten Manne um, der imstande wäre, eine solche zu gründen und zum Blühen zu bringen.

Er fand diesen Mann in Heinrich Remigius Sauerländer, welcher der Schöpfer der noch heute wohl bekannten Verlagsbuchhandlung Sauerländer in Aarau werden sollte.<sup>4</sup> H. R. Sauerländers Leben bis zu seinem Eintreffen in Aarau, war viel einfacher und weniger erlebnisreich, als dasjenige Zschokkes. 1776 kam er in Frankfurt am Main als Sohn des Buchdruckereibesitzers Johann Christian Sauerländer auf die Welt. Die Familie war ursprünglich in Erfurt ansässig. Von dort wurde das Geschlecht durch einen Sohn nach Frankfurt am Main versetzt. Dessen Enkel nun ist Heinrich Remigius.<sup>5</sup> Dieser besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, durfte aber nicht nach seinem Wunsche die Universität beziehen, sondern mußte im Geschäfte seines Vaters eine Lehrzeit als Buchdrucker durchmachen. Mehr als diese erste sagte ihm eine solche in einer Buchhandlung zu. Häufige Geschäftsreisen brachten ihn auch nach Paris und damit auch in den Kreis der neuen Ideen. Unter mehreren Stellen, die sich ihm zur weiteren Ausbildung darboten, wählte er diejenige in Basel aus. Dort trat er in die flick'sche Buchhandlung ein. Ursprünglich hatte er im Sinne nur kurze Zeit daselbst zu verweilen, aber die Baslerin Maria Rhyner fettete ihn an die alte RheinStadt und damit an die Schweiz. Er verheiratete sich mit ihr und wurde Teilhaber an der flick'schen Buchhandlung. Nachdem inzwischen Zschokke in Zürich abweisende Antworten erhalten hatte, sagte ihm von Basel aus Sauerländer zu, d. h. er entschloß sich in Aarau eine filiale der Baslerischen Buchhandlung zu gründen. Abwechselnd mit flick übernahm er deren Leitung, bis dieselbe im Jahre 1805 vom

<sup>4</sup> Arg. T. 1914: A. Brugger, Geschichte der Aarg. Zeitung. S. 73/74. <sup>5</sup> A. D. B. Bd. 53: Joh. David Sauerländer. S. 717.

Basler Geschäft getrennt wurde und ganz in Sauerländers Hände überging. Schon im nächsten Jahre wurde Sauerländer Bürger von Aarau. Mit Zschokke und Vater Meyer verband er sich zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen. Ein Mann voller Initiative, hatte er auch den richtigen Blick für das Großzügige. Durch seine Presseerzeugnisse erhielt der Aargau einen bekannten, ja gefürchteten Namen. Er ist deshalb durchaus kein Zufall, daß in den zwanziger Jahren die deutschen Flüchtlinge besonders Aarau als Zufluchtsstätte wählten. Hier konnten sie für ihre Ideen nicht nur mündliche, sondern auch schriftliche Propaganda treiben. Und Zschokke und Sauerländer waren sicherlich die Magnete, welche manchen unter ihnen nach Aarau zogen.

Kaum hatte Zschokke seinen Fuß auf aargauischen Boden gesetzt, so begann auch seine Tätigkeit. Die neue Mediationsregierung schenkte ihm das Staatsbürgerrecht und ernannte ihn zum Oberforst- und Bergrat. 1804 erschien sein „Schweizerbote“ wieder, 1807—1813 die „Miscellen für die neueste Weltkunde“ und als Fortsetzung die „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit,“ 1808—1816 die „Stunden der Andacht,“ 1811—1827 die „Erheiterungen.“ Im Abschnitte über Zeitungen, Zeitschriften und Almanache werden wir uns damit näher zu befassen haben. — 1811 gründete er in Aarau die „Loge zur Brudertreue.“ Auf seine Anregung hin entstanden die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ und der „Lehrverein“ (siehe S. 113). Auch in der Politik spielte er eine Zeitlang eine Rolle. Nach dem Freiämter Sturm wurde ein außerordentlicher Verfassungsrat eingesetzt und Heinrich Fischer zu dessen Präsidenten, Zschokke zu dessen Vizepräsidenten ernannt. Allerdings faßte eine Versammlung dieses Verfassungsrates, die Zschokke in Abwesenheit von Fischer präsiidierte, den ebenso fatalen wie unzweideutigen Beschluß, jeden nicht geborenen Schweizer von der Bekleidung aller Staatsämter auszuschließen, wobei dieser Beschluß rückwirkende Kraft hatte. Die Folge war natürlich, daß Zschokke seinen Austritt aus dem Verfassungsrat erklärte.<sup>6</sup>

Uns interessiert Zschokke indes vor allem als individuelle literarische Persönlichkeit. Wir müssen dabei zum voraus betonen, daß es uns nicht darauf ankommt, welche Bedeutung Zschokke für die literarische Nachwelt hat, sondern welche Wirkungen und Einflüsse von ihm im Rahmen seiner Zeit ausgingen.

<sup>6</sup> Curt Wüest, Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. S. 87.

Und diese Wirkungen waren tatsächlich außerordentliche. Mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der verschiedensten Geistesrichtungen stand Zschokke in Briefverkehr, so mit Cl. von Arétin, Fellenberg, Anselm Feuerbach, Heinrich Geßner, Goethe, K. L. von Haller; J. P. Hebel, Ulrich Hegner, C. Hirzel, Alex. von Humboldt, Lavater, Sewald, Ludwig I. König von Bayern, Mathisson, Johannes von Müller, Ölsner, Ofen, Pestalozzi, Salis-Seewis, Schmeller, Troller, Voß, Wessenberg u. a. Er war ein weitherum bekannter, berühmter, berücktigter und gefürchteter Mann. Der französische Gesandte de Moustier spricht sich in einem seiner Gesandtschaftsberichte folgendermaßen über die literarische Tätigkeit Zschokkes aus<sup>7</sup>: „Il a joué un rôle fort actif dans la révolution de 1798 à la suite de laquelle il a obtenu divers emplois dans le nouveau canton d'Argovie. Ecrivain hardi et doué surtout d'une fécondité extrême, il a beaucoup contribué à pervertir l'esprit de son pays . . . . . Le journal intitulé le „Schweizerbote,“ rédigé par le fameux Zschokke et imprimé à Aarau par le libraire Sauerländer est depuis longtemps l'organe principal des doctrines révolutionnaires en Suisse . . . . . Il est aussi le véhicule le plus puissant et le plus dangereux, parcequ'il est rédigé dans un langage presque trivial il est particulièrement destiné à corrompre le peuple et déjà il a répandu dans la plupart des cantons des semences de désordre qui pourront se développer un jour selon les criminelles intentions de son auteur.“ Mehr Gewicht können wir auf die Aussagen folgender zwei Männer legen, da dieselben auf persönlicher Kenntnis Zschokkes beruhen. Über dessen Persönlichkeit spricht sich Menzel in seinen Denkwürdigkeiten wie folgt aus<sup>8</sup>: „Die Kirche im Aargau hatte nirgends viel Ansehen, desto mehr die sogenannte Bildung. In dieser Beziehung hatte H. Zschokke sich nach seiner Weise bereits manches Verdienst um den Kanton erworben, indem er eine Freimaurerloge leitete und sich eifrig bei einer Gesellschaft für vaterländische Kultur betätigte. Er stand nicht in allgemeiner Achtung. Ein geborener Preuße, war er abenteuernd nach der Schweiz gekommen, hatte in der Revolution von 1798 den wütenden Republikaner gespielt und wurde später der eifrigste Lobredner Napoleons und des bayerischen Montgelas, sodaß sein politischer Charakter sehr

<sup>7</sup> Auszug aus einem Bericht de Moustiers als Beilage zu Oderstetts Bericht vom 10. Dezember 1824: Pieth, Zur Flüchtlingshege in der Restaurationszeit. XIX. Bericht der Hist.-ant. Gesellschaft Graubünden. S. 67/68. <sup>8</sup> Me. De. S. 167.

zweideutig war. Niemand sprach ihm bedeutendes Talent und große Rührigkeit ab, und da es in seinem Interesse lag, sich populär zu machen und er jedenfalls mehr Bildung besaß, als die regierenden Fabrikanten, so verdankte man ihm mancherlei Gutes, was für die Bildung geschah.“ Und Münch spricht sein Urteil in den Worten aus: „Von besonderer Eigentümlichkeit war Heinrich Zschokke, damals (also zirka 1820) in der Blüte seines Ruhmes, als Historiker, Romancier und Publizist, Geschichtsschreiber der Bayern, Verfasser vieler herziger und sinniger Novellen; Redaktor der in ihrer Tendenz verschiedensten Blätter. . . . Zschokke gehörte als Liberaler der Lafayett'schen Schule an und war im ganzen mehr Kosmopolit als Patriot, wiewohl er den Schweizer par excellence spielte und dies in einem Grade tat, daß viele alte Schweizer es affektiert fanden. . . . Ein entschiedener Charakter war er keineswegs. Neben politischer Schwäche und persönlicher Eitelkeit ist er aber ein äußerst fruchtbarer Unreger.“<sup>9</sup>

Unter den zahlreichen historischen Schriften Zschokkes ragt namentlich seine „bayerische Geschichte“ hervor,<sup>10</sup> welche in den Jahren 1813—1817 entstand und für welche er verschiedene Reisen nach Bayern unternahm, wobei er sich auch die Gunst Königs Ludwig I. erwarb. Das Werk, das die Manier Joh. von Müllers nachahmt, ist indes veraltet. Über seine „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk“ äußert er sich in seiner Selbstschau wie folgt: „Mein wahrer Zweck war, das Schicksalsgemälde der Schweiz in einem engen Rahmen, so klar, so leicht übersehbar aufzustellen, daß sich das besondere Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulösen scheine, und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Älpers am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten von der höheren Bedeutsamkeit ergriffen werde.“<sup>11</sup> Unter den vielen abgesonderten Schriften, welche in der Zeit der Helvetik erschienen, verdienen wohl wegen der geistreichen und unbefangenen Schilderung von Menschen und Ereignissen Zschokkes Denkwürdigkeiten und seine Schilderungen des Untergangs der Berg- und Waldkantone den ersten Rang.<sup>12</sup> — Zu seinen bekanntesten historischen Romanen gehört sein „Udriich im Moos“ (1824), eine Geschichte

<sup>9</sup> Mü. Cr. I. S. 411. <sup>10</sup> f. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie. S. 1079. <sup>11</sup> Selbstschau. I. S. 287. <sup>12</sup> A. von Tüllier, Geschichte der helv. Republik. I. S. XIII.



aus dem Bauernkriege in der Schweiz. Zu den gelesensten Novellen Zschokkes jener Zeit sind zu zählen: „Der Flüchtling im Jura“ und „Die Rose von Dissentis“, welche beide Geschichten aus der Gegenwart behandelten. Die Rose von Dissentis schildert die furchtbaren Kämpfe in Graubünden im Winter 1798/99 und hält sich genau an die historischen Ereignisse. Daß in der Nebenhandlung eine romantisch angehauchte Fabel geht, die das Schicksal zweier Liebender miteinander verknüpft, mochte die Geschichte dem Leser umso begehrenswerter machen. Auch der „Flüchtling im Jura“ stellt eine Verbindung von Geschichte und Fabel dar, wenn auch letzteres Moment hier stärker betont ist. Der Flüchtling ist ein junger Graubündner, der nach dem Franzosenmord in Dissentis einen ruchlosen französischen Offizier erstochen zu haben glaubt. In seinem Zufluchtsort im Jura begegnet er demselben Mädchen, das er einmal in Dissentis kurz sah. Starke Neigung für einander wird zu ebenso starker Liebe. Aber ein Brief enthüllt, daß der vom Flüchtling vermeintlich Getötete der Stiefvater des Mädchens ist. Eine Scheidewand trennt nun die Liebenden. Als aber der Totgeglaubte selbst erscheint, um den Helden abermals zum Zweikampf zu fordern, da scheitert sein Vorhaben an dessen Großmütigkeit und wieder können zwei liebende Herzen sich vereinen. — Darstellerisch ist namentlich die meisterhafte Charakterzeichnung der alten Wahrsagerin hervorzuheben.

Bedeutungslos ist Zschokkes dramatisches Schaffen. Seinen „Abelino“ haben wir bereits genannt. Dieses Räuberdrama, das durch den „Götz“ beeinflusst ist, erlebte trotz seiner Nichtigkeit ungezählte Auflagen. 1804 erschien in Zürich „Hippolyt und Roswida“, Schauspiel in vier Aufzügen. — Bedeutend und von großem Einfluß war Zschokke dagegen als Tendenzschriftsteller. Im Jahre 1817 erschien „Das Goldmacherdorf, eine anmutige und wahrhaftige Geschichte für gute Landschulen und verständige Leute, von Heinrich Zschokke.“ Das Bild vom „Goldmachen“ hatte Zschokke, wie wir bei der Betrachtung des Schweizerboten zeigen werden (siehe S. 134) schon dort in der Einleitung seines Blattes gebraucht. „Das Goldmacherdorf ist eigentlich nur für schweizerische Landleute berechnet,“ sagt Zschokke in seiner Selbstschau,<sup>13</sup> „war indessen in Frankreich, Italien, und sogar in Rußland verbreitet. In Nachdrucken von Lieder- und Bücherhändlern, an den Jahrmärkten, in Hütten der Dörfer eingeschmuggelt, wo es seinen Ehrenplatz zwischen

<sup>13</sup> Selbstschau. I. S. 286.

Eulenspiegel, der schönen Melusine und dem gehörnten Siegfried erhielt.“ Wüest fällt über das Goldmacherdorf ein ungerechtes und einseitiges Urteil.<sup>14</sup> Zschokke wollte in dieser Geschichte über den rationellen, wirtschaftlichen Betrieb eines Bauerngutes belehren und namentlich gegen Trunksucht, Arbeitscheu und Uberglauben kämpfen. Gerade die naive Art, in der er es tut, war dem Volke eindrucksvoll. Die Hauptsache ist, daß eine Tendenzschrift ihre Tendenz erfüllt; es kommt nicht in erster Linie darauf an, daß sie nach allen ästhetischen Gesetzen aufgebaut ist. — Von etwas geringerem Wert ist die zweite Tendenzschrift Zschokkes: „Die Branntweinpest, eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre, für Reich und Arm, Alt und Jung. Aarau 1837.“ Im Berner „Volksfreund“ 1837 No. 48 sagt Reithardt in seiner Recension<sup>15</sup>: „Der Bauernspiegel umfaßt, wie unsere Leser wissen, die ganze Schattenseite des Bauernlebens, und sein Verfasser (Gotthelf) konnte daher die einzelnen Gebrechen nicht erschöpfend in allen Richtungen verfolgen und beleuchten. Seine Aufgabe ging dahin, die Hauptwirkungen dieser Gebrechen darzustellen und ein Gesamtbild zu liefern, in welchem ein Inbegriff von Anschauungen und Erscheinungen lag, deren jede einzelne wieder Stoff zu einem frischen Buche geben konnte. — Ein solcher Stoff ist nun von Vater Zschokke aufgegriffen und auf sehr verdankenswerte Weise verarbeitet worden, wie sich das von einem Volkschriftsteller, den die Eidgenossenschaft schon seit dreißig Jahren hoch verehrt, wie sich das vom Verfasser des Goldmacherdorfes, der Schweizergeschichte und des Schweizerboten, dieses eigentlichen Apostels und Vorboten schweizerischer Nationalunabhängigkeit, von selbst erwarten ließ.“ Und an einer andern Stelle gibt derselbe Reithard über Zschokke, ihn zwischen Pestalozzi und Gotthelf stellend, folgendes allgemeine Urteil ab<sup>16</sup>: „Weder Pestalozzi noch Zschokke haben das Volk in der Art aufgefaßt und geschildert wie Jeremias Gotthelf. Beim Ersten tritt als allgemeine Kommunale und Häusliche in großartigen Conturen hervor, und das Persönliche ist nun im Dienst dieser Lebenskreise profilhaft gezeichnet, und teilweise ausgemalt. Zschokke, wenn er fürs Volk schreibt, produziert nur erzählende Abhandlungen zu bestimmten, überall ausgesprochenen, sittlichen und gemeinnützigen Zwecken, und läßt die Person ohne scharfes Gepräge ledigerdings für oder gegen diesen Zweck handeln.“ — Drei Jahre vor Zschokkes Tod 1845 erschien seine dritte bedeutendere Ten-

<sup>14</sup> E. Wüest. S. 88/89. <sup>15</sup> Rud. Hunziker, Jeremias Gotthelf und J. Reithardt in ihren gegenseitigen Beziehungen. S. 42. <sup>16</sup> Rud. Hunziker. S. 65.

denzschrift: „Meister Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden, ein Feierabendbüchlein für Lehrlinge, verständige Gesellen und Meister.“ (Aarau 1845). Wenn diese Geschichte in ihrer Art und Tendenz nicht gerade viel Neues gegenüber den beiden früheren bringt, so ist sie doch als Novelle bemerkenswert. — Zschokke war wie als Journalist, so auch als Dichter Volkschriftsteller. Er wollte und konnte nur populär wirken. Aber gerade diese Eigenschaft hat ihn zu seiner Zeit so über alle Maßen beliebt und gelesen gemacht. R. M. Meyer stellt ihn neben Hebel und nennt ihn einen Volksaufklärer, „allerdings eine Perle wie ‚Kannitverstan‘ wäre ihm nie gelungen. Aber im Vortrag schwankhafter Abenteuer, in der Kunst, eine ernste Mahnung dem Leser freundlich, ans Herz zu legen, wetteifert er mit dem unvergleichlichen Meister der Dialektdichtung.“<sup>17</sup> — Die poetischen Arbeiten Zschokkes fanden in Deutschland eine so freundliche Aufnahme, daß man sich überall um seine Mitarbeit bemühte. So enthalten das „Rheinische Taschenbuch“: „Der Narr im 19. Jahrhundert“ und die „Erholungsstunden für geistige Erheiterung“: „Das geheimnisvolle Nachthäubchen“ (1828). — Seine ungezählten, und verschiedenartigsten Arbeiten hier zu besprechen oder nur zu erwähnen, hätte keinen Wert. Wir nennen nur von seinen Novellen die bekanntesten. Solche, wie „Die Walpurgisnacht,“ „Der Blondin von Namur,“ „Erzählungen im Nebel,“ „Die isländischen Briefe“ gründen sich auf wirkliche, teils in alten Chroniken, teils in mündlichen Überlieferungen bewahrte Sagen. Im Winter 1801/02 entstand „Mamontade“ eine moralisch und philosophisch angehauchte Erzählung. — Die Novellen „Die Gründung von Maryland,“ „Die Irrfahrten der Philhellenen,“ „Florette oder die erste Liebe Heinrich IV.“ und „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“ haben alle historischen Hintergrund.

Schließlich möchten wir noch auf Zschokkes Autobiographie die „Selbstschau“ hinweisen. Sie gibt uns wertvollen, wenn auch nicht völlig objektiven Aufschluß über das Leben des Dichters. Es ist ja eine allgemeine Tatsache, daß einem Autobiographen meist der nötige Abstand von sich selbst fehlt, um über sich und sein Schaffen ein Urteil fällen zu können. Und so kommt es, daß Zschokkes Zeitgenossen und auch die Nachwelt über manches vielfach anders dachten und denken, als es Zschokke in seiner Lebensbeschreibung getan hat, die eben an manchen Stellen eine Selbstverteidigung ist und als solche der Umwelt und den

<sup>17</sup> R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhundert. Bondi, Berlin 1923. S. 13.

Mitmenschen nicht gerecht zu werden vermag. Curt Wüest hat in seiner Dissertation auch die „Selbstschau“ einer Kritik unterworfen, die sicherlich dazu geführt hat, in manchen Punkten das Urteil über Zschokke in dieser oder jener Hinsicht zu überprüfen. Dabei ist er allerdings ins Extrem der Überkritik verfallen und hat namentlich einen Ton angeschlagen, der einem zu impulsiven Subjektivismus entspringt. Überkritik führt natürlich ebenso zu Trugschlüssen, wie ein zu günstiges Vorurteil. Wenn wir daher da, wo wir den Eindruck hatten, daß Zschokke Unrecht getan werde, ihn in Schutz nehmen, so geschieht es deshalb, weil wir auch in der Literaturgeschichte der Objektivität das Wort sprechen möchten.

Aber außer Sauerländer und Zschokke, deren Leben und Bedeutung wir soeben skizziert haben, bildete vor allem die aargauische Kantonschule, welche den deutschen Flüchtlingen auch eine Existenzmöglichkeit bot, die Anziehungskraft. Diese sollte auf Jahrzehnte hin der Mittelpunkt deutschen Geistes- und Literaturlebens werden.

---



### III. Die Bedeutung der Aargauischen Kantonschule.

#### 1. Ihre Gründung und Entwicklung.

Die Gründung der Aargauischen Kantonschule im Jahre 1802 fällt noch in die Zeit der Helvetik. Es ist aber eine Frage, ob sich die Anstalt so günstig entwickelt hätte, wenn dem Lande nicht bald darauf durch Napoleon die Mediationsverfassung aufgedrungen worden wäre. Denn die Zeit der Helvetik war trotz ihrer Fortschritte und der Mannigfaltigkeit neuer Gedanken, doch eine Zeit der Zwietracht, der Zerrissenheit und der Staatsstürche. Die Periode von 1803—1813 hingegen war für die Schweiz eine Periode des Friedens und der Sammlung. Während unser Land in der Zeit der Helvetik wenig bereist worden war, treffen nun wieder viele Ausländer ein, um seine Schönheiten zu bewundern. 1804 erscheint Schillers „Wilhelm Tell“ und läßt die altberühmte Freiheit in neuem Lichte erglänzen. — Auch bei uns kommt die Romantik auf. Diese bringt die Schule auf's Studium der Volkssprache; ein Zeugnis hiefür ist Stalders „schweizerischer Idiotikon“. Heinrich Pestalozzi, Pater Girard und Emanuel von Fellenberg verkünden und verwirklichen ihre Erziehungsideale. 1808—1812 besteht eine „Gesellschaft für vaterländische Erziehung“.

Mit der Gründung seiner Kantonschule steht der Aargau den andern Kantonen voran, was sicherlich auf den Einfluß Stapfers zurückgeführt werden kann. Er ist eigentlich ihr geistiger Vater. — Auf die Notwendigkeit zur Gründung dieser Schule machte zuerst Bergdirektor und Nationalbuchdrucker Bruner aufmerksam in einem der Bürgerschaft von Aarau gewidmeten Aufsatz: „Vorschlag zur Errichtung einer Kantonschule“. Dadurch daß Senator Meyer bei einer Subskription auf sechs Jahre 80 Louis d'ors gab, war die Gründung der Kantonschule praktisch ermöglicht<sup>1</sup>. So heißt es in No. 6 der „Aarauer Zeitung“ vom Jahre 1816, daß man nur der Aargauischen Kantonschule ge-

<sup>1</sup> f. X. Bronner, Kurze Geschichte der Stiftung und des Fortbestandes der aarg. Kantonschule. S. 18—24. (Manuskript.)

denken dürfe, indem man den Mann erwähne, „ohne dessen Hilfe die Schule nicht bestände. Im Leben pflegte man ihn Vater Meyer zu nennen.“ Dieser ist so enge mit der Kulturgeschichte des Aargaus und mit der von ihm gegründeten Kantonschule verwachsen, daß es Pflicht ist, auf seine Persönlichkeit kurz einzugehen. Johann Rudolf Meyer<sup>2</sup> wurde am 25. Hornung 1739 zu Aarau geboren, als Sohn eines Weißgerbers. In der Stadtschule lernte er außer Rechnen und Schreiben nur noch den Katechismus, Gellert und etwas Latein. Aber durch einen jungen Geistlichen läßt seine Beschützerin, Susanne Meyer, ihn in der Erdbeschreibung unterrichten und Anleitung zum Zeichnen geben. Beides sollte für ihn später höchst wertvoll sein, wenn auch die Leute über etwas so Ungeheuerliches, wie Zeichenunterricht, die Nase rümpften. Mit vierzehn Jahren kommt der junge Meyer als Tausch ins Waadtland, um Französisch zu lernen. Zurückgekehrt machte er seine kaufmännische Lehrzeit bei einem Seidenbandhändler. Daneben beginnt er auf eigene Faust einen Tuchhandel, wobei seine Schwester, die einen kleinen Spezerei-laden besitzt, Vermittlerin ist. Allmählig hat er den Tuchhandel der ganzen Stadt in seinen Händen. Um seine Kenntnisse zu erweitern, beschließt er, ein Jahr lang zu reisen. So pilgert er mit 20 Jahren der Reuß entlang zum Gotthard hinauf, über die Furka und Grimsel und kleine Scheidegg. Die Schweizerreisen in die Berge waren damals so wenig üblich, daß die Hirten nicht begreifen konnten, was einer da oben suche, wenn er nicht ein Metzger oder Strahlenhändler sei (Bergkrystallhändler).<sup>3</sup> Seine Reise führte ihn dann durch Deutschland bis an die polnische Grenze. — Heimgekehrt handelt er mit Seidenbändern, und geht zu Fuß an die Jurzacher messen. Nachdem er sich verheiratet und käuflich ein Geschäft erworben, entwickelte sich dasselbe so rasch und umfangreich, daß er bald der reichste Mann des Kantons war. Seine Handelsbeziehungen reichten weit über die Schweiz und Europa bis nach Ost- und Westindien. Dennoch bleibt er bescheiden in seiner Denkart und Lebensweise. Die Stadt Aarau versorgt er auf seine Kosten mit Trinkwasser. Aber sein Hauptverdienst ist der nach 16-jähriger Arbeit entstandene Meyer'sche Schweizeratlas in 16 Blättern. Eine zweite große Tat besteht darin, daß er durch den Maler Reinhard von Luzern die Schweiz bereisen und in 136 Gemälden die Volkstrachten der Schweiz darstellen läßt. Die Einthunternehmung ist zugleich ein Denkmal J. R.

<sup>2</sup> a) Mii. Aa. II. S. 18/24. b) Vater Joh. Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. Eine Denkschrift von Ernst August Evers. <sup>3</sup> Mii. Aa. II. S. 19.

Meyers. Als Vorsteher der „Helvetischen Gesellschaft“ munterte er in Olten im Jahre 1793 dazu auf. — 1798 in den Senat der jungen Republik gewählt, reist er nach Basel, um dem französischen Geschäftsträger zu erklären, daß man dessen Hilfe nicht begehre. — Vater Meyer hatte schon längst die Überzeugung gewonnen, daß die Grundlage besserer politischer und sozialer Zustände in einer gediegenen Erziehung und Schulung zu suchen sei. Darum brachte er seine finanziellen Opfer durch Zusage seines bedeutenden Betrages und ermunterte seine Mitbürger, daß sie am 6. Januar zusammentraten und die Kantonsschule gründeten. Das war die schönste Tat seines Lebens für seinen Heimatkanton.

Die große Frage bei der Errichtung der Schule war zunächst: soll das Institut ein Gymnasium sein oder soll es mit einer Realschule verbunden werden? Man nahm den Mittelweg. Immerhin wurden vor allem die praktischen Berufe berücksichtigt, weil für die Gelehrtenberufe nur wenige Zuhörer sich meldeten. Am 6. Januar 1802 wurde die Schule eröffnet. Sie zählte 40 Schüler. Bis zum Herbst stieg die Zahl auf 80 und im Mai 1803 hatte die Schule eine Frequenz von 126 Schülern, eine Zahl, die erst erreicht und überschritten wurde nach ihrer Umgestaltung von 1835.<sup>4</sup> — Im Lehrprogramm ist vor allem die Mannigfaltigkeit der Fächer auffallend. Der Zögling hatte Gelegenheit, in einer Anstalt sich die vielseitigsten Kenntnisse anzueignen. Allerdings lag auch in dieser Vielseitigkeit die Gefahr der Oberflächlichkeit. Tatsächlich litt auch die Schule unter diesem System. „Das Grundübel lag darin, daß man in einer Schule jeden zu seinem besondern Berufe ausbilden zu können glaubte“.<sup>5</sup> Die Stadt widmete der Schule das obere Geschloß des ehemaligen Spitals. — Schon am Anfang zählte die Anstalt 31 französisch sprechende Zöglinge, meistens aus der Waadt.

Bereits nach zwei Jahren zog ein gänzlich neuer Geist in die Schule ein, als ihre Leitung aus den Händen des nicht besonders hervorragenden Hofmann in die des bedeutenden Philologen Ernst August Evers von Hannover überging.<sup>6</sup> Evers, ein Schüler des Philologen Theodor Wolf trachtete dieselbe nach dem Muster eines norddeutschen Gymnasiums allmählig umzugestalten. Er war ein ausgezeichnete Schulmann, nur in seinem Verfahren diktatorisch. S. Zimmerli nennt ihn

<sup>4</sup> U. Tuchschnid, die Entwicklung der Aarg. Kantonsschule von 1802—1902. Pr. K. 1901/02. <sup>5</sup> Schweizerische Literaturblätter. 1828. <sup>6</sup> O. Hunziker, Geschichte der Schweiz. Volksschule. II. Bd. S. 366.

in seiner Einleitung zu Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern“ einen Mann von einer an Herder erinnernden Tiefe, Kraft und Weite, der Ideen und des Strebens. Er hatte große Mühe die junge Anstalt aus dem philanthropisch-utilitaristischen Fahrwasser in dasjenige des Neuhumanismus hinüberzuleiten, wo ohne unmittelbar praktische Absichten Geist und Charakter männlich geschult und gestählt und für die Hochschule reif gemacht werden sollten, vor allem an dem neuen Leben erweckenden Geist der Alten. Es erscheint fast unglaublich, daß an der Schule im Winter 1804/1805 weder im Deutschen, noch im Französischen, noch in vaterländischer und allgemeiner Geschichte unterrichtet wurde, daß dagegen zehn Stunden für Latein, fünf Stunden für Griechisch und nebenbei sechs Stunden ausschließlich für Algebra und vier Stunden für den Religionsunterricht eingesetzt wurden.<sup>7</sup>

In der ersten Periode, d. h. bis zum Jahre 1813, da die Anstalt verstaatlicht wurde, zählte sie drei Abteilungen, die folgende Bestimmungen hatten: 1. Die Realschule beschäftigte sich mit der allgemeinen Menschen- und Bürgerbildung und mit der besonderen des Kaufmanns und Fabrikanten. 2. Die humanistische Schule ist Vorbereitungsanstalt zur Akademie für zukünftige Staatsdienerschaft. 3. Die französische Schule hat den Unterricht in der deutschen Sprache für geborene Franzosen zum Hauptzweck.<sup>8</sup> Durch Beschluß vom 7. Mai 1813 wurde die Kantonschule verstaatlicht und damit war die Zukunft der Anstalt ökonomisch gesichert. — Während in der ersten Periode der Schule die humanistische Abteilung das Aschenbrödel gewesen war, trat in der zweiten die realistische Richtung zugunsten jener zurück. Aus diesem Grunde geschah die Gründung der Gewerbeschule. Sie wurde ins Leben gerufen, um den darin aufgenommenen Jünglingen „die unentbehrlichen höheren Vorkenntnisse zur gedeihlichen Betreibung bürgerlichen Gewerbes zu geben.“<sup>9</sup> Die zweite Hauptperiode, welche von 1813—1835 reicht, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo ein neues Schulgesetz eine wesentlich veränderte Lage schuf, stand im Zeichen innerer und äußerer Kämpfe. Bereits Hofmann spricht davon, wie er mit allerlei Hindernissen zu kämpfen hatte. Schon die Gründung der Kantonschule hatte Schwierigkeiten vorurteilhafter Art überwinden müssen. Man war nun einmal gegen alles Neue skeptisch, wobei nicht zu vergessen ist, daß Aarau die erste Kantonschule in der Schweiz besaß, was ihr auch anderseits eine

<sup>7</sup> Zi. Ca. S. XVI/XVII. <sup>8</sup> A. Tuchschnid. S. 58. <sup>9</sup> A. Tuchschnid. S. 63.



angesehene Stellung unter den übrigen Kantonen verschaffte. — Auch später fehlte es der Schule nicht an Unfechtungen. Man muß sich jetzt schon klar machen, daß Aarau und besonders die Kantonschule gerade in dieser Zeit das Zentrum der verschiedenartigsten, oft entgegengesetzten Charaktere war: leidenschaftliche Köpfe, wie die ehemaligen Burschenschaftler Follen, Menzel, Rochholz — konservative Naturen wie der Dichter A. E. Fröhlich und der Philologe R. Rauchenstein, zwischen ihnen ein Görres, Laßberg, Bronner, Voß u. a. — Der schwerste Vorwurf traf die Schule durch die Behauptung, sie erziehe die Schüler nicht zu Freunden, sondern zu Feinden des Volkes. Diese Behauptung warf gewaltigen Staub auf, und man geriet einander tüchtig in die Haare. Von verschiedenen Seiten wurde die Schule gegen die in Schrift und Wort gefallenen Angriffe in Schutz genommen, so von den in Basel studierenden ehemaligen Kantonschülern und in der Großratsitzung vom 29. Februar 1832 von Professor R. Rauchenstein, welcher als Vertreter von Brugg im Großen Räte saß.<sup>10</sup> — Beinahe 50 Jahre hat dieser überaus tüchtige und hochbegabte Altphilologe an der aargauischen Kantonschule gewirkt und am geistigen Leben des Aargaus einen solchen Anteil gehabt, daß es sich geziemt, eine kurze Zeit bei ihm zu verweilen. Einem alten Aargauer Geschlecht entstammend, wurde Rauchenstein am 2. Mai 1798 in Brugg geboren. Er besucht das Berner Gymnasium und die dortige Akademie und betreibt das Studium des Hebräischen und Arabischen. 1818 bezieht er die Universität Breslau, wo Franz Passow und K. E. Chr. Schneider auf ihn besonderen Einfluß üben. Bei einer Preisauflage über die „Zeitfolge der olynthischen Reden des Demosthenes“ gewinnt er den ausgesetzten Preis. 1820 verläßt er die Universität Breslau, um im Januar 1821 bei Fellenberg eine Lehrstelle zu übernehmen. Ende des gleichen Jahres erhält er die Ernennung zum Professor der klassischen Sprachen an der Aargauischen Kantonschule. 1834 wurde er durch seine Brugger Mitbürger in den Großen Rat gewählt; 1831—1838 ist er Mitglied des Kantonschulrates und des Kirchenrates und verschiedene Male Mitglied der Bibliothekscommission. Oftmals hat er auch das Amt eines Rektors bekleidet. 1843 wurde er von der Universität Basel zum Doktor der Philosophie ernannt. 1866 trat er mit einem Ruhegehalt von seinem Lehramte zurück, behielt aber bis 1870

<sup>10</sup> A. Schuhmann, Aarg. Schriftsteller. Rudolf Rauchenstein. S. 73/104.

noch einige Stunden in den obern Klassen. Bis zu seinem Tode im Jahre 1879 hatte er das Inspektorat in den klassischen Sprachen inne. — Seine besondere Aufmerksamkeit hat Rauchenstein schriftstellerisch auf Demosthenes, Lyfias und Sokrates gewendet. Von ihm stammen aber auch Abhandlungen über Pindar und die attischen Tragiker und Thukydides. — Rauchenstein war natürlich Befürworter des humanistischen Gymnasiums und hat für dieses manche Lanze eingelegt, so in seinen „Bemerkungen über den Wert der Altertumsstudien auf Gymnasien und höheren Lehranstalten“ (1825) und „die Zweckmäßigkeit der alten Sprachen in unseren Gymnasien, mit besonderer Rücksicht auf die aargauische Kantonschule“ (1850). In dieser Schrift widmet er auch dem geistigen Vater des Gymnasiums, E. A. Evers, ein besonderes Kränzchen: „... Vorzüglich aber warf der geistvolle Mann seinen Blick auf die Richtung des Gymnasiums, dessen Bedürfnisse man fühlte, zwar mit kleinem Anfang und spärlich an Klassen. Es verdankt ihm die erste Gestaltung. Er zog die besten Köpfe, die in den untern Klassen Fähigkeiten und Lust zeigten, an sich, widmete diesen seine meiste Zeit, wie er es nach jenen Einrichtungen konnte und mußte. Also mitten aus dem wesentlich auf dem Gedanken einer Realschule gegründeten Institut entstand ein Gymnasium, darum, weil ein solches eben ein Bedürfnis und eine Notwendigkeit war“.<sup>11</sup> Dem Schulwesen im allgemeinen und der Kantonschule im besonderen hat er in verschiedenen Abhandlungen seine Beachtung gewidmet, so in seinen Schriften: „die drey Perioden der aargauischen Kantonschule“ (Aarau 1828) und „ein Blick auf die Schicksale der aargauischen Kantonschule“ (1835), ferner in einer „Übersicht über den Bestand des aargauischen Sekundarschulwesens im Herbst 1852“. — Politisch war R. Rauchenstein Anhänger der konservativen Partei und in diesem Sinne mit dem Dichter A. E. fröhlich eng befreundet. Politischen Charakter trägt seine Abhandlung: „Wie die Schule, ohne zu politisieren, die Schweizerjugend für die Republik bilden und erziehen soll“ (Aarau 1845); „Der Streit um die katholische Kantonschule in Graubünden, von einem konservativen Aargauer“ (Pädagogische Revue von Dr. Mager, 7. Bd., Stuttgart 1843). Sehr interessant und gründlich, wenn auch historisch heute unhaltbar ist sein Aufsatz: „Winkelried's Tat bei Sempach ist keine Fabel“ (Aarau 1861). Zum Schlusse seien noch drei Biographien aus seiner

<sup>11</sup> R. Rauchenstein, Die Zweckmäßigkeit der alten Sprachen in unseren Gymnasien. S. 6.

feder erwähnt: „Zur Erinnerung an Herrn Domdekan Aloys Voß“ (Programm der aargauischen Kantonschule 1858), „Über Karl Magers Aufenthalt in Aarau 1841—1844 (in: Dr. Magers Leben, aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatnachrichten dargestellt von W. Langbein, Stettin 1852); „Dr. A. E. Fröhlich“ (in: Der Schweizerbote, 1865, Nr. 288).

Mit dem Jahre 1835 trat das neue Schulgesetz in Kraft, welches treffliche Neuerungen brachte, aber auch die Ursache zu den unliebsamsten Vorkommnissen war. Zugleich verursachte sie sogar einen dichterischen Niederschlag, in dem der Hauptverletzte A. E. Fröhlich sich in poetischer Form wegen seiner Zurücksetzung rächte. — Da wir die Entwicklung der Kantonschule bis etwas über die Hälfte des ersten Jahrhunderts zu verfolgen haben, ist nur noch zu erwähnen, daß, als 1855 das eidgenössische Polytechnikum gegründet wurde, die Gewerbeschule den Charakter einer Vorbereitungsanstalt für die eidgenössisch technische Hochschule erhielt. Gleich hier sei auch bemerkt, daß verschiedene Lehrer der Gewerbeschule später einen Lehrstuhl am Polytechnikum inne hatten und unter ihnen wiederum ein ehemaliger deutscher Flüchtling von hohem wissenschaftlichem Können, der Chemiker Dr. Volley.

## 2. Die frühere Umwelt der deutschen Flüchtlinge.

Um ihr Volk gegen Napoleon aufzureizen, hatten mehrere deutsche Fürsten ihm eine freie Verfassung versprochen. Aber von den größeren Staaten hielten diese Versprechungen nur Bayern, Baden und Württemberg, die ehemaligen Mitglieder des von Napoleon gestifteten Rheinbundes und führten in Bayern und Baden im Jahre 1818, in Württemberg, wo der König ausnahmsweise freisinniger war, als die Stände, im Jahre 1819 eine konstitutionelle Verfassung ein, während Karl August in seinem kleinen Sachsen-Weimar als Bahnbrecher politischer Freiheit in Deutschland bereits im Jahre 1816 eine freie Verfassung gegeben hatte.<sup>12</sup> Anders in Preußen. „Die Bauern wurden zur Leibeigenschaft und zum Frohndienste zurückgeführt. Der Grundsatz von Gleichheit vor dem Gesetze wurde aufgehoben und der Adel erhielt von neuem die politischen und sozialen Vorrechte, welche er im 18.

<sup>12</sup> U. Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter-Frieden von 1871. I. Bd. S. 435.





Schlagwort „deutsches Volkstum.“ Jahn war das Vorbild und der Leiter der Turnerschaften. Was wollten eigentlich diese Burschen- und Turnerschaften? Königsmord, Umsturz und dergleichen wurde ihnen später vorgeworfen. Im Grunde genommen strebten sie eine geistige Revolution an. Hauptmittel für diese war ihnen das Turnen und das Schulwesen. Auf den Turnplätzen herrschte die unbedingteste Gleichheit; der Sohn des vornehmsten und des einfachsten Mannes waren gleich gekleidet; alle verband das brüderliche „Du.“ Nicht der Vornehmste, sondern der Geschickteste wurde Vorturner. Das war republikanische Gleichheit. Neben Vaterlandsliebe wurde Feinheit der Sitten gefordert. Das andere Mittel war das Schulwesen, die Jugenderziehung. Als die Studenten aus den Freiheitskriegen zurückkehrten, erkannten sie, daß Deutschlands Heil in der Jugend liege. Sie beschloßen daher sich hervorzutun durch ein ernstes, fleißiges und moralisches Leben und Streben, um jetzt schon in engerem Kreise das zu bewerkstelligen, was sie dereinst für das große Vaterland bezweckten. „Gott, Freiheit, Vaterland“ war ihre Losung.<sup>17</sup> — Am 18. Oktober 1817 fand das Wartburgfest statt.<sup>18</sup> Es war Reformationsfeier und zugleich Feier der Schlacht bei Leipzig. Redner waren der Theologiestudent Rieman, die Professoren Fries und Ofen. Ofens Rede tut sich besonders dadurch hervor, daß er ausdrücklich davor warnt, zur Partei herabzusinken. Während nachher die Masse auseinander ging, begab sich ein kleiner Teil der Versammlung auf den etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden entfernten Wartenberg, wo die Siegesfeier bei Leipzig begangen werden sollte, welche nicht mit der eigentlichen Wartburgfeier verwechselt werden darf. Hier fand des sogenannte Wartenbergfeuer statt. Der Berliner Maßmann trat vor, erinnerte an die Verbrennung der Bannbulle durch Luther und wies auf einen Korb, welcher die dem Feuertode bestimmten Bücher enthielt: Schriften von Janß mit Anklagen gegen das Turnwesen; den Code Napoleon; K. U. von Kampf, Coder der Gendarmerie; K. E. Hallers Restauration der Staatswissenschaft; Kokebues Geschichte des deutschen Reiches; im ganzen etwa zwanzig Schriften. Ein preussischer Ulanenschnürlieb, ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock wurden ihnen ins Feuer nachgeworfen.<sup>19</sup> Dieser Vorgang warf in Deutschland gewaltig Staub auf. Natürlich wurde der Tatbestand ent-

<sup>17</sup> Wit-Döring I. S. 166. <sup>18</sup> D. G. Kieser, Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. H. F. Maßmann, Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817. <sup>19</sup> H. F. Maßmann. S. 43/46.

stellt. Die Nachricht, die Bundesakte der heiligen Allianz seien, und zwar unter dem Vorsitz von Oken, verbrannt worden, reizten die Machthaber nur noch mehr. Tatsächlich waren weder Oken noch einer der andern Professoren beim Wartenbergfeuer anwesend gewesen.<sup>20</sup> Indes erhielt diese Angelegenheit erst recht eine unheilvolle Wendung, als am 23. März 1819 ein Teilnehmer an der Wartburgfeier, der schwärmerische Student Sand, den Staatsrat Kozebue in Mannheim ermordete. Die Folge dieser Tat war, daß Metternich die deutschen Fürsten zu einer Konferenz nach Karlsbad einlud, wo die sogenannten Karlsbaderbeschlüsse gefaßt wurden. Diese bestimmten, daß Bücher und Zeitungen einer Zensur unterworfen, daß die Universitäten unter scharfe Aufsicht gestellt, daß aber vor allem Burschenschaften und Turnvereine aufgehoben würden. Diese Bestimmungen sollten für ganz Deutschland gültig sein. Ferner wurde eine besondere Untersuchungsbehörde gewählt zur Verfolgung demagogischer Umtriebe. — Diese Karlsbaderbeschlüsse wurden strenge durchgeführt. Jede Reise eines Burschen erregte Verdacht. Freiheitslieder zu singen oder patriotische Abzeichen zu tragen, genügte, damit einer in der Kerker geworfen wurde. — Es ist nun klar und höchst begreiflich, daß im Handeln und Denken unabhängige Männer sich nicht unter ein solches System beugen konnten. Es blieb ihnen daher nichts anders übrig — wollten sie nicht ins Gefängnis wandern — als dahin zu fliehen, wo in ihren Augen goldene Freiheit herrschte, in die demokratische Schweiz, die von jeher allen Flüchtlingen Schutz gewährt hatte. — Es dürfte daher hier an der Stelle sein, über das schweizerische Asylrecht einige Worte zu sagen.<sup>21</sup> Einmal ist festzustellen, daß von jeher alle religiösen und politischen Parteien in der Schweiz Zuflucht gefunden haben, ohne Rücksicht auf Stand und Person, auf Nation und Sprache, auf Konfession und politische Ansichten, wenn auch natürlich von Angehörigen verwandter Richtungen das Asylrecht am meisten in Anspruch genommen wurde. Es fanden in der Schweiz u. a. Aufnahme: Hutten, Carlsstadt (1523—1530), die vertriebenen Hugenotten (1673—1750), die englischen Religionsflüchtlinge (1557) und die von Karl II. verfolgten englischen Republikaner, die englischen Prediger (1676), die Waldenser und die Flüchtlinge der französischen Revolution. Unter den monarchistischen Emigranten wären zu nennen: Louis Philipp von Orléans (Lehrer in Reichenau), Herzog Karl von Braunschweig, König Gustav

<sup>20</sup> D. G. Kiefer. S. 25. <sup>21</sup> Paul Schweizer, Geschichte der Schweiz. Neutralität Huber 1895. N. F. F. 1889 No. 169/171.

Adolf IV. von Schweden und verschiedene Napoleoniden; kurz die Vertreter der verschiedensten religiösen und politischen Parteien. Von der neuesten Zeit wollen wir absehen. — Die Schweiz hat aber durch ihr Asylrecht nicht nur oft schwarzen Undank geerntet, sondern sie geriet des öfters dadurch auch in politische Verwicklungen mit dem Auslande.<sup>22</sup> Dies war besonders in der Restaurationszeit der Fall. „Man befürchtete im Ausland, daß Schriftsteller, die ihr ‚Anwesen‘ in Deutschland nicht mehr frei treiben könnten, sich in der Schweiz niederlassen würden, und von dort aus mit Hülfe der Aarauer- und anderer Pressen Deutschland mit den Mißgeburten ihrer Feder heimsuchen könnten.“ (Bericht des preussischen Gesandten Armin vom 12. Oktober 1819).<sup>23</sup>

### 3. Die Tätigkeit der deutschen Flüchtlinge und der mit ihnen im Verkehr stehenden Persönlichkeiten an der Aargauischen Kantonschule.

Unter den zahlreichen Flüchtlingen, die an der Aargauischen Kantonschule sich betätigten, ist zeitlich der erste und ein Flüchtling besonderer Art

Franz Xaver Bronner,<sup>24</sup> denn er entfloh nicht den Verfolgungen eines despotischen Herrschers, sondern dem Kloster. Am 23. Dezember 1758 zu Hochstädt a. d. Donau als der älteste Sohn eines armen Ziegelbrenners geboren, empfing er seine Erziehung im Jesuitenkloster Dillingen und nach dessen Aufhebung im Seminar Neuburg. 1776 tritt er als Novizze ins Benediktinerkloster Donauperd ein. 1777 wird er unter dem Namen Bonifacius zum Mönch eingekleidet. In den Jahren 1777—1781 vervollständigt er seine Ausbildung vor allem durch mathematische und physikalische Studien. 1783 empfängt er die Priesterweihe, aber durch die Mißgunst seines Prälaten und durch andere Umstände wird ihm das Klosterleben verleidet. Er flieht in die Schweiz. In Zürich hat er das Glück, der Schützling von Salomon Gessner zu werden.

<sup>22</sup> Schweizerische Zeitfragen No. 19: Gastfreundschaft und Hausrecht an Hand geschichtlicher Tatsachen. <sup>23</sup> XIX. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft in Graubünden: Pieth, Zur Flüchtlingshege in der Restaurationszeit. S. 10. <sup>24</sup> Franz Xaver Bronners Leben von ihm selbst geschrieben (bis 1794 reichend). J. Widmer, Franz Xaver Bronner, Diss. Zürich 1901. A. Schuhmann, Aarg. Schriftsteller.

Bronner hatte schon früher Idyllen gedichtet; jetzt geriet er völlig in den Bann dieser Dichtungsgattung und man kann von einer eigentlichen Abhängigkeit Bronners von Geßner sprechen. In Zürich entstanden „Die Wanderer auf dem Berge“, „Der Traum“, „Das erste Feuer auf Erden“, „Alint am Ufer“, „Die erste Fischerin“ u. a. m. 1786 erschienen seine Fischergedichte und Erzählungen, für deren Titelblatt Geßner eine hübsche Vignette zeichnete. — Auf das Versprechen hin, daß er keine Strafe zu gewärtigen habe und ihm eine selbständige Pfarrei oder Professur zugewiesen würde, entschloß sich Bronner, in sein Kloster zurückzukehren. Da dieses Versprechen jedoch nicht eingelöst wurde, verließ er 1793 dasselbe endgültig und wandte sich wiederum in die Schweiz. Nach einem Abstecher ins Elsaß, wo er zunächst Weltgeistlicher hatte werden wollen und die französische Revolution von ihrer dunkelsten Seite kennen lernte, traf er zu Beginn des Jahres 1794 wieder in Zürich ein.

Zu diesem Zeitpunkte endet auch Bronners Auto-Biographie: „Franz Xaver Bronners Leben, von ihm selbst erzählt.“<sup>25</sup> Sie umfaßt drei ansehnliche Bände und ist vor allem von kulturhistorischem Interesse. Sie muß vom streng geschichtlichen Standpunkte aus sehr vorsichtig betrachtet werden, da das subjektive Moment stark in den Vordergrund tritt, und Bronner sein Tun und Handeln stets im besten Lichte zu zeigen bestrebt ist, wenn er sich auch den Anschein gibt (manchmal nur allzudeutlich), daß er stets Selbstkritik übe. Damit ist nun durchaus nicht gesagt, daß wir seinen Aussagen nicht vertrauen dürfen, nur stellt er manchmal die Verhältnisse so dar, wie sie ihm eben passen. Es ist aber zu seiner Rechtfertigung zu sagen, daß Bronner durchaus nicht für das Klosterleben geschaffen war, und daß sein Eintritt ins Kloster ihm geradezu aufgezwungen wurde, indem seine Mutter und der Dorfgeistliche die Sache miteinander verabredeten. Seine Schilderungen sind recht lebendig und plastisch, wenn sie manchmal auch zu breit geraten. Sie entsprechen ganz der Tendenz jener Zeit und haben einen stark romantisch-sentimentalen Anstrich, was sie stellenweise fast ungenießbar macht. Sobald die Handlung monoton zu werden droht, weiß indes der Verfasser geschickt Anekdotchen einzuflechten und scheut auch das Pikante nicht. Vielleicht trug gerade dieser Umstand dazu bei, daß das Buch seinerzeit viel gelesen wurde.

<sup>25</sup> Zürich, Orell, Geßner, Füssli & Co. 1795/97. 3 Bände.



1794—1798 war Bronner Redaktor der „Zürcher Zeitung.“ In den Jahren seiner Zürcher Redaktionstätigkeit erschienen nebst kleinen Plaudereien und Skizzen wie „Poetische Landschaft und Sittengemälde aus den Gegenden der Limmat“,<sup>26</sup> „Kleine Reise über den Sägerberg“,<sup>27</sup> „Schweizerlied, dem Feinde an der Grenze entgegen zu singen“<sup>28</sup> und „Die gute Seite des Krieges“,<sup>29</sup> seine „Neuen Fischergedichte und Erzählungen.“<sup>30</sup> In seinem Vorwort an Herrn Professor J. Hottinger in Zürich erklärt er, wieso er dazu komme, gerade Fischeridyllen zu dichten: „Erinnern Sie sich, daß ich sieben Jahre lang täglich ein Fischerdorf, das sog. Ried, eine Vorstadt von Donauwerd mit all seiner Geschäftigkeit, und noch andere kleine Flußinseln vor Augen hatte; daß ich noch jetzt eine Landschaft, durch die sich weder Fluß noch Bach hinwindet, die weder ein spiegelnder Teich noch einen See verschönert, für uninteressant und tot halte; und daß ich am Wasser immer wieder Fischer anzutreffen gewohnt bin, mit denen ich so gerne Bekanntschaft mache und so gerne in gutem Vernehmen stehe: dann werden Sie es begreifen, wie sich meine Phantasie allmählich mit Fischern bevölkern konnte. Die meisten Stücke dieser Sammlung entstanden bei verschiedenen Anlässen des täglichen Lebens und sind kleine Vorfälle aus meiner eigenen Geschichte ins Gewand der Dichtung gehüllt.“<sup>31</sup>

Später war Bronner Sekretär bei Stapfer, dem Minister der Künste und Wissenschaften, und zuletzt, bevor er nach Aarau kam, in Basel Bureauchef des Justizministeriums unter Sprecher von Bernegg. Aber dort wird ihm durch Dolder das Amt verleidet; durch Johann Rudolf Meyer wird er nach Aarau berufen. Leider gibt uns Bronners Biograph, J. Widmer, gerade über die Aarauer Zeit eine etwas mangelhafte Auskunft. Zuerst ist Bronner Assistent beim Historiker Balthasar und Aufseher im Schloßli-Convikt. Im Jahre 1804 wird er als Lehrer für Naturwissenschaft und Mathematik an die neugegründete Kantonschule gewählt. Es ist von Bedeutung, daß dieser Mann, der vom Leben so gehörig in die Fucht genommen worden war, ein Mensch, der die Welt fast nach allen Seiten hin kannte, der mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Verkehr gestanden und von einzelnen in hohem Maße beeinflusst worden war, nun in stiller Lehrtätigkeit hier an der Kantons-

<sup>26</sup> Helv. Kalender fürs Jahr 1795. II. Abt. S. 25/50. <sup>27</sup> Helv. Kalender fürs Jahr 1797. II. Abt. S. 47/56. <sup>28</sup> Helv. Volksblatt fürs Jahr 1798. No. 16. <sup>29</sup> Helv. Volksblatt fürs Jahr 1798. No. 18. <sup>30</sup> Neue Fischergedichte und Erzählungen Zürich. O. G. f. <sup>31</sup> Neue Fischergedichte und Erzählungen. S. 10/11.

schule seine Kenntnisse verwertete. Auch an der Kantonschule beschäftigte er sich außer mit seinem Hauptpensum in mannigfaltiger Weise. Am Anfang erteilte er auch Gesangsunterricht, kam aber wieder davon ab. Evers sagt in seinem Bericht von 1806 über Bronner: „Bronner erklärte außer dem allem (nämlich Mathematik und Naturwissenschaft) theoretisch und praktisch die Regeln des deutschen Stils. Er las zu dem Ende mit seinen Schülern die „ars poetica“ des Horaz und zeigte die parallele Anwendung der dort gegebenen Regeln auf die Kunst des schönen prosaischen Vortrages. Zur praktischen Erlangung der Kunstgriffe und Feinheiten, der Darstellung, dienten auserlesene Stellen aus Vossens Homer, aus Ossian, Wieland u. a. Auch Schillers „Wilhelm Tell“ wurde in dieser Absicht interpretiert und zu Übungen in der Deklamation benutzt. Solcher Unterricht hielt Lehrer und Schüler in Atem.“ Anderseits erlebte Bronner auch allerlei Ärger; besonders seine Autobiographie, die in einzelnen Punkten Selbstanklagen enthält, wurde vielfach mißbraucht, besonders zu der Zeit, wo Bronner die Stelle eines Rektors bekleidete. Die Schüler fanden darin eine angenehme Rache, für die Strenge, welche er zuweilen in dieser Eigenschaft entwickeln mußte. Er war aber in jeder Hinsicht liebens- und achtungswürdig und als Gelehrter allgemein anerkannt.<sup>32</sup>

Während Bronners erstem Aaraueraufenthalt entstehen neben kleinen unbedeutenden Erzählungen die beiden Epen „Das erste Kind“ und sozusagen als Fortsetzung „Der erste Krieg“<sup>33</sup>, eine Dichtung, die namentlich wegen ihrer Friedensidee beachtenswert ist. Das Epos, welches I. Mose IV., 16–26 und I. Mose V, 9–15 zur Grundlage hat, entwickelt in sechzig Gesängen die Entstehung der Protomachie zwischen den Nachkommen Kains, den Menschenkindern und denen Seths, den Gotteskindern. — Bronner leistet sich indes den Spaß, 109 handelnde Personen auftreten zu lassen.

Da unter Evers alles zugunsten klassischer Studien benachteiligt wurde, schmolzen auch die Lehrstunden Bronners mehr und mehr zusammen. Deshalb folgte er einem Ruf als Mathematikprofessor an die neugegründete Universität Kasan in Rußland. Auf der Reise dorthin<sup>34</sup> besuchte er in Weimar den Dichter Wieland. Er hatte ihm schon früher den ersten Teil seiner Protomachie geschickt und brachte ihm nun eigen-

<sup>32</sup> Mii. Cr. I S. 403. <sup>33</sup> Der erste Krieg. In 60 meterischen Dichtungen. 2 Bde. Aarau, Sauerländer 1810. <sup>34</sup> Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Aarau nach Kasan. In: Miscellen für die neueste Weltkunde. 5. Jahrgang 1811. 23. u. 26. Jan.

händig den zweiten Teil. Wieland kritisiert an dieser Dichtung hauptsächlich die Versifikation, während er ihm anderseits Originalität, Dichtergeist, Edelsinn, reiche Phantasie zugesteht; allerdings meint er, das Werk werde schon wegen seines großen Umfangs nicht viele Leser finden.<sup>35</sup> Der Briefverkehr mit Zschokke (teilweise in den Miscellen für die neueste Weltkunde 1811 und 1816 erschienen) und mit Tobler verbindet ihn mit seiner zweiten Heimat. Schlechter Geldwert, Unsicherheit und ein Brandunglück<sup>36</sup> verleiden ihm den Aufenthalt in Kasan, sodaß er 1817 nach Aarau zurückkehrt, als Lehrer der Mathematik und später der Naturwissenschaften an der Kantonschule. In dieser Epoche machte er auch die Bekanntschaft eines Follenius, Friedr. List, Wolfgang Menzel u. a. Letzterer spricht sich allerdings in seinen „Denkwürdigkeiten“<sup>37</sup> in so gehässiger Weise über Bronner aus, daß wir hier nicht darauf eingehen wollen. — 1820 wurde Bronner Bürger von Aarau und verheiratete sich mit einem Landmädchen. — Er nimmt teil an der naturhistorischen Klasse der „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ und hat auch einmal das Präsidium inne. Als 1827 der Bibliothekar J. Balthasar zum Regierungsrat seiner Heimat, des Kantons Luzerns, gewählt ward, wurde Bronner sein Nachfolger und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode 1850. „Diese Wahl war insofern glücklich, als Bronner mit der größten Genauigkeit und Ordnungsliebe die größte Gewissenhaftigkeit verband; auch gelang es ihm, den bedenklichen Unregelmäßigkeiten und der Unordnung, die sich seit geraumer Zeit eingeschlichen hatten, ein Ende zu machen. Er hielt es für seine höchste Aufgabe, die ihm anvertraute Sammlung zu bewahren, dagegen trat er einer fortschreitenden Entwicklung eher entgegen, weil diese ihn aus dem gewohnten Geleise gebracht hätte. Dies war besonders in seinem vorgerückten Alter der Fall.“<sup>38</sup> 1829 wurde Bronner auch Staatsarchivar und bekleidete dieses Amt mit Vorliebe. Als Archivar war er überaus fleißig und tüchtig, sodaß ihm das Staatsarchiv in Aarau außerordentlich viel verdankt.<sup>39</sup>

Im Mittelpunkt von Bronners dichterischem Schaffen während seines zweiten Aaraueraufenthaltes (1817—1850) stehen die „Lustfahrten ins Idyllenland“<sup>40</sup>, die eine gewisse Senilität und jeden-

<sup>35</sup> Euphorion Bd. XIII. 1906. <sup>36</sup> Der Brand von Kasan; in: Erheiterungen Jahrg. 1816. I. Bd. S. 61/95. <sup>37</sup> Me. De. S. 171. <sup>38</sup> Katalog der aarg. Kantonsbibliothek. I. Bd. S. XXX. <sup>39</sup> Gütige Mitteilung von Herrn Dr. H. Herzog, Staatsarchivar in Aarau. <sup>40</sup> Lustfahrten ins Idyllenland; gemüthliche Erzählungen und neue fischergedichte. 2 Bände. Sauerländer 1833.



falls Bronners Hang zum Moralisieren aufweisen. Immerhin merkt man ihnen an, daß sie aus der Feder des Epigonen S. Geßner stammen, und durch ihre Lieblichkeit, Unmittelbarkeit und Naivität haben sie uns dennoch etwas zu sagen. In seinem wirklich reizenden Briefwechsel mit Laura offenbart der Dichter, was er unter Lustfahrten versteht und wohin sie führen: „Ein reges, unverdorbenes Völklein handelt vor meinen Augen; mich ergötzen seine Anstrengungen, sich hilfloser Dürstigkeit zu erwehren, seine unschuldige Tätigkeit, sein mutiges Streben, sich durch Fleiß emporzuschwingen. Redliche Gesinnungen leuchten uns aus diesen Taten hervor, unverdorbene Sitten gestatten jedem, offen zu äußern, was er empfindet und will. Rüstige Tätigkeit entmutigt die Einwohner nicht, mit Frohsinn verrichtet er sein Werk . . . Meine Uferbewohner kennen die Beschwerden des Lebens, besiegen sie aber durch rührige Ausbeutung ihrer Kräfte; ein erreichbares Glück ist die Aufgabe ihrer Wirksamkeit, ein Zustand seliger Zufriedenheit, nach gelungenem Tagwerk, ein frohes Dasein bei selbsterworbenen Gütern. . . . Zu diesem Völklein führt mich, sobald ich will, ein dienstfertiger Schiffer, Phantasmus, der artige Junge, und dies Ländchen heiße ich meine idyllische Inselwelt.“<sup>41</sup> Bronner, der im Grund genommen Moralist war, widmete auch Jahre „den zweimal sieben Werken der Barmherzigkeit“ und der „Lebensweisheit des Rechtschaffenen.“

Was das rein Geschichtliche anbetrifft, so war Bronners nüchterne Quellenbehandlung einer seiner Vorzüge. Das erkannte auch der Verleger der „Gemälde der Schweiz“, Huber und ersuchte ihn den Aargau zu behandeln. Das tat er auch in vorzüglicher Weise in seinen zwei Bänden: „Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert.“<sup>42</sup> Nach einer Übersicht des Landes geht der Verfasser in die erste historische Zeit zurück, behandelt zunächst die römischen Altertümer und dann diejenigen des Mittelalters. Es folgt eine Geschichte des neuen Freistaates Aargau von 1798—1815. Die natürliche Beschaffenheit des Landes besprechend, geht er in geradezu bewundernswerter Weise

<sup>41</sup> Lustfahrten ins Idyllenland; gemütliche Erzählungen und Fischergedichte. 2 Bde. Sauerländer 1833. S. 7/9. <sup>42</sup> Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Städte, Flecken, Dörfer u. Weiler, sowie der Schlösser, Burgen u. Klöster; nebst Anweisung, denselben auf die genussreichste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- u. Hausbuch für Kantonsbürger u. Reisende, von Franz Xaver Bronner, Kantonsbibliothekar. St. Gallen und Bern. Huber & Co. 1844.

bis auf die kleinsten fachmännischen Details ein. Einen weiteren Abschnitt widmet er dem Volk. Er gibt eine Übersicht der Ehen, Geburten und Sterbefälle von 1816—1839, geht auf die körperlichen Eigenschaften ein, berücksichtigt Gestalt und Tracht der Einwohner, behandelt das Sanitätswesen, den Vermögenszustand des Kantons, die Landwirtschaft und Viehzucht, Bergwerke, Jagd, Handels- und Fabrikwesen; Münzen, Maße und Gewichte beschließen den ersten Band. Der 2. Band berücksichtigt mehr das geistige Leben. Gleich anfangs kommt Bronner auf die Landessprache zu reden und gibt Proben aargauischer Mundart. Dann folgt eine genaue Darstellung des Unterrichtswesens von den ältern Anstalten bis hinauf zur Kantonschule. Ein weiterer Abschnitt gilt der Dichtung von den Minnesängern bis zu den lebenden Dichtern. Auch die bildende Kunst und Gesang und Musik werden dargestellt. Nachdem er kurz die Gesellschaften, Sammlungen und Kantonsbibliothek gestreift hat, geht er auf die Zustände und Sitten des 13.—18. Jahrhunderts ein. Dieser Abschnitt bietet auch allerlei volkskundlich Interessantes. Einer näheren Betrachtung würdigt er den Staat als solchen und zwar vom 10. Jahrhundert an, speziell auch die Staatsverwaltung. — Katholisches und reformiertes Kirchenwesen werden in gleich objektiver Weise dargestellt; zu diesem Abschnitt hat er jahrelang Stoff gesammelt. Der 2. Band schließt mit „nützlichen Angaben zur Bereisung des Kantons Aargau.“ — Wie aus der Vorrede „Schreiben an eine Freundin“ zu ersehen ist, hat Bronner seine Geschichte nur auf Quellenstudium aufgebaut, was ihr eben besonderen Wert verleiht. So fußt Müllers „Geschichte des Aargaus“ in vielen Beziehungen auf Bronner. Wenn auch natürlich in mancher Hinsicht von der neueren Forschung überholt, so ist Bronners „Aargau“ dennoch ein heute noch durchaus beachtenswertes und mit Interesse zu lesendes Werk. —

Seine geschichtlichen Kenntnisse und seine Gründlichkeit im Verwerten von Quellen zeigte Bronner auch in seiner „Abenteuerlichen Geschichte Herzog Werners von Urslingen, Anführer eines großen Räuberheeres in Italien, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, nebst einer Übersicht der Geschichte der Herzoge von Urslingen im Schwarzwalde.“<sup>43</sup> Abgesehen davon, daß er als Erster den Nachweis geleistet hat, wieso und seit wann die Urslinger den Herzogtitel führen, zeigt er uns in Werner eine der markantesten Condottiere-Gestalten jenes Zeit-

<sup>43</sup> Nach gleichzeitigen Schriftstellern treu geschildert von Franz Xaver Bronner, Aarau 1828 Sauerländer.

alters. „Ein Jahrzehnt hindurch (von 1341—1351) hatte seine Geschicklichkeit, große Schwärme unbändiger, raubgieriger Knechte in Ordnung zu halten, wichtigen Einfluß auf die Ereignisse Italiens. Seine Geschichte zieht sich wie ein schwarzer Faden durch das Bild der Vorfälle jener Tage hin und es schien mir nicht uninteressant, an diesem Faden die Darstellung der Sitten jenes Zeitalters und die Beschreibung der Leiden der damals Lebenden anzureihen.“<sup>44</sup> Die Geschichte Werners von Urslingen ist zu mindesten ein recht interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte des 14. Jahrhunderts.

Der Vater Bronners war früh erblindet; es ist eine ergreifende Stelle in Bronners Autobiographie, wie der Sohn nach langen Jahren in die Heimat kehrt und der blinde Vater ihn nicht mehr kennt. Das gleiche Schicksal traf ihn selbst. In hohem Alter erblindete er ganz. Damit er eine Lebenseristenz habe, kaufte ihm die Regierung für 6000 Franken seine Bibliothek ab. So hatte der Greis wenigstens materiell einen kummerlosen Lebensabend. Er starb in seinem 92. Lebensjahr im August 1850.

Ohne Bronner können wir uns das geistige Leben in Aarau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum mehr denken. Er gehört zum geistigen Bild der Aarestadt.

Von 1819—1867 haben vier in der deutschen Literatur bedeutende Männer an der Aargauischen Kantonschule den Deutschunterricht erteilt. Es waren dies Ernst Münch von 1819—1821, Adolf Ludwig Follen von 1822—1827, Abraham Emanuel Fröhlich von 1827—1835 und Ernst Ludwig Rochholz von 1836—1867. Zwei von ihnen sind gebürtige Deutsche, einer, Ernst Münch ist in seiner ganzen Gesinnung (er war wie die beiden ersteren deutscher Burschenschafter) Deutscher und nur der Fabeldichter Fröhlich ist ein waschechter Schweizer. Alle vier Männer waren Gelehrte, alle auch Dichter in weitestem Sinne des Wortes und alle haben das literarische Leben des Aargaus befruchtet, jeder auf seine Weise.

Unter den vier Genannten tritt chronologisch an erste Stelle

Ernst Münch.<sup>45</sup> Im schicksalschweren Jahre 1798 erblickt

<sup>44</sup> Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen. S. VII. <sup>45</sup> a) A. D. B. Bd. XXII. S. 714/15. b) Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellektuelle und sittliche Leben von 1815/35 in der Schweiz, in Deutschland und den Niederlanden von Ernst Münch, Karlsruhe 1836.

er im damals noch österreichischen Städtchen Rheinfelden das Licht der Welt. Seine Jugendbildung empfängt er bei den Jesuiten in Solothurn und besucht nachher die Universität Freiburg, wo er juristische und philologische Studien betreibt. Er ist begeisterter Burschenschafter, verurteilt hingegen die Tat Sands. Bei den Demagogenverfolgungen wäre es ihm aber dennoch an den Kragen gegangen, wäre er nicht Schweizer gewesen. Nach seiner Rückkehr nach Rheinfelden ist er eine Zeitlang Substitut, ein Beruf, der ihn jedoch nicht befriedigt, so daß er die ihm durch Vermittlung von Vock (siehe S. 102) angebotene Professur für deutsche Sprache an der Aargauischen Kantonschule mit Freuden annimmt.

Im Jahre seiner Anstellung (1819) erschienen von Münch in Basel die „Epopöen“, eine Sammlung von Gedichten, die heute sehr begrenzten Wert besitzt, ihn aber seinerzeit bekannt machte. Viel wichtiger erscheint uns eine hübsche Schilderung von Geist und Leben in seinem neuen Wirkungsfeld, die er uns in seinen „Erinnerungen“ gibt: „Ich betrat Aarau mit schwerem Herzen. Kanzleiman und Poet zugleich, aber im geringsten nicht auf Philologie und Pädagogik eingerichtet, mußte ich, nachdem mir im ganzen 14 Tage Zeit zu einiger Vorbereitung für sechs Klassen gegönnt wurden, an die Arbeit gehen. Aarau liegt in einer der schönsten Gegenden der Schweiz und von verschiedenen Punkten, die ganz leicht in der Nähe beschritten werden können, hat man eine wundervolle Aussicht nach mehreren der reizendsten Partien der klassischen Schweiz. Wie wenig andere kleine Orte, hatte es eine Geschichte, die nicht nur in der älteren, sondern selbst vorzüglich in der neueren Zeit von hohem Interesse ist. Als habsburgische Stadt, als Provinzstadt unter Bern, als eine der Hauptpunkte während des Bauernkrieges unter N. Leuenberger, sodann durch seine Schilderhebung wider das starke Bern und als Sitz der helvetischen Regierung, machte es sich einen bekannten Namen. . . . Eine Reihe schöner Wohnungen waren während der helvetischen Periode entstanden, und französische Sitte mischte sich immer mehr mit den alten deutschen Begriffen und der schweizerischen Lebensweise. Verschiedene ausgezeichnete Männer ließen sich in seinen Mauern neben den Helden der neuesten Zeit nieder und betrieben das Aufklärungsgeschäft. Aber obgleich durch den neuen Zustand der Dinge viel Tüchtiges, Körniges und Ehrwürdiges abgeschliffen und ein Liberalitätsphilistertum, sowie eine Dressurbildung vorherrschend wurden, so ging im ganzen sehr viel Gutes aus ihm hervor und nur die Kleinheit des Ortes, der Verhältnisse und der Hilfsmittel wehrte manche



Intelligenz und geistige Kraft, die auf einem größeren Schauplatz sicher gegläntzt haben würde, sich mehr auszudehnen. Dadurch bekamen natürlich Persönlichkeiten und kleinliche Leidenschaften Spielraum genug und mehr als ein guter Kopf schien oft Talent und Zeit mehr dazu zu verwenden, um anderen das Leben zu verbittern, als das in beschränktem Raume einzig Mögliche und Erreichbare ruhig auf- und durchführen zu helfen.“<sup>46</sup> Münch gibt uns Charakterbilder einer ganzen Anzahl von Männern, die zu seiner Zeit in Aarau lebten und wirkten. Er führt uns vor, um nur bedeutende Namen zu nennen: Kortüm, Gerlach, Mönnich, Menzel, Görres, Rud. Meyer (den Enkel des Vater Meyers), Zschokke, Bronner, Rengger, Herzog, Fetzner, Schmiel, Tanner u. a. Aber er trägt seine Farben grell auf und will zu sehr mit Licht und Schatten wirken. Er ist zu subjektiv, Sympathie und Antipathie sprechen ein zu gewichtiges Wort. Historisch können wir uns auf seine Schilderungen nicht unbedingt verlassen, aber als Zeitgemälde ist das Ganze wertvoll, wenn wir es mit kritischem Blicke betrachten.

Da Münch ein sehr unbehüllicher Mensch war und ihm jede pädagogische Begabung fehlte, wurde er oft der Spott seiner Zöglinge. Sein Bestreben ging daher darauf aus, an einer Universität eine Geschichtsprofessur zu erhalten, da er zudem einen besondern Hang zum Vorlesesystem besaß. Er betrieb vor allem Studien zur Reformationsgeschichte und wandte seine Aufmerksamkeit zunächst auf drei markante Gestalten, die ihm sozusagen als Vorläufer dienen sollten, auf Ulrich von Hutten, Charitas Pirckheimer und Franz von Sickingen.

Da das gesellschaftliche Leben in Aarau zu jener Zeit recht bewegt war, bot sich nur zu oft die Gelegenheit, von der Arbeit abgehalten zu werden. Denn Münch gehörte auch zu jener Tafelrunde, die sich im „Weißen Rößli“ während des Jahres 1821 fast jeden Abend versammelte, sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte und über die mannigfaltigsten Fragen politischer und literarischer Art, oft sich in hitzigen Disputationen erging. „Den einen und andern Abend wurde das Gespräch etwas stiller und nahm einen solideren, gemesseren Charakter an. Ein schlanker, hagerer Mann mit hoher Stirne, zurückgetriebenen Haaren, in blauem Unterrocke, von scharfen Gesichtszügen, abwechselnd bleich und rot mit unruhigen, blitzenden Augen, welche sich jedoch in die tiefen Höhlen zurückzogen, gleichfalls ängstlich, als

<sup>46</sup> Mü. Gr. I S. 398.

ob sie zu viel verkündigt, mit einer Art stolzen Schüchternheit, saß dem Obristen St. gegenüber und hörte meist schweigend den Unterredungen zu. Bisweilen ließ er sich mit hineinziehen und entwickelte langsam und ruhig mit rührender Einfachheit und in gewählten Worten, hie und da ein wenig mit dem Ausdruck ringend, seine Ansicht. Bei manchen Gegenständen der Politik schwieg er gänzlich, zeigte eine vollkommene Gleichgültigkeit; bei anderen schien es, als durchführe ihn die Erinnerung an alte Zeiten, die dunkle Ahnung eines geträumten seltsamen Traumes; Lächeln und Schmerz gleiteten dann rasch, und wie in ein incognito von krankhafter Muskelverzerrung gehüllt, sich der profanen Neugier zu verraten, die Furchen des Antlitzes herab; man sah, es trieb ihn, sich mitzuteilen, und doch gebot ihm die Rücksicht auf sich selbst, seine Empfindung, sein Urteil zu unterdrücken. Nur, wenn von Schweden, was man übrigens absichtlich vermied, und was daher nur durch Zufall oder durch einen neu hinzugekommenen Gast veranlaßt werden konnte, die Rede vor, wurde er gegen Gewohnheit lebhaft, und ergriff nicht selten das Wort, um das Lob dieser Nation zu verkünden, und die Vorzüge Bernadottes als feldherr und Regent, gegen kurzsichtige und ungerechte Verfleinerungen in Schutz zu nehmen. Dieser Mann war kein anderer als der ehemalige König von Schweden, Gustav Adolf IV., der Enkel Gustav Wasas, der sich unter dem Namen eines Obrist Gustavson in Aarau aufhielt.“<sup>47</sup>

Im Jahre 1821 erschien der 1. Band des „Hutten“. Die Idee entstand schon zu Münchs Studienzeit in Freiburg. J. J. Stolz, der Verfasser der Schrift „Über den Streit des Erasmus mit Hutten“ und J. H. Füßli in Zürich schickten ihm allerlei Material zu. „So schrieb ich denn unaufhörlich die größeren und kleineren Schriften Ulrichs selbst ab und niemals ging ich an den Gerichtstisch (als Substitut in Rheinfelden) oder zu einer Kommission aufs Land, ohne so einen Paß mitzunehmen und wenn auch nur einige Stunden für meine Lieblingstätigkeiten übrig blieben. So war ich mit einer ziemlichen Ausbeute Huttenicis nach Aarau gekommen und so ging es fort, mit Vernachlässigung der gehäuften Stöße von Kompositionen der Kantonschüler.“<sup>48</sup> Orelli in Zürich, Freiherr von Laßberg auf Eppishausen unterstützten den jungen Gelehrten. Görres (1820–1821 in Aarau) schrieb für ihn an mehr als einen Ort hin. Viel Teilnahme bewies der Freiherr von Stein,

<sup>47</sup> Mü. Er. II 48/49. <sup>48</sup> Mü. Er. II S. 39.



der kurze Zeit zuvor auf seiner Reise den Weg nach Aarau genommen hatte, um die dortigen wissenschaftlichen Sammlungen sich anzusehen. An der Arbeit zeigen sogar höchste Persönlichkeiten ihr Interesse, wie Karl August von Sachsen-Weimar, Prinzessin Marianne Wilhelm von Preußen, ferner ein Gneisenau, Arndt, Wessenberg, Uhland u. a. Daneben erfährt Münch aber auch manche Anfeindung. Einer schrieb ein ganzes Buch, welches gegen Münch, Hutten und seine Ausgabe gerichtet war. Er nannte Hutten den ersten Stifter des deutschen Demagogismus, den ersten deutschen Carbonaro, einen politischen Karl Mohr usw.<sup>49</sup> — Indes wurde Münch in seiner Huttenausgabe namentlich durch seinen väterlichen Ratgeber Heinrich Zschokke unterstützt. Das ersehen wir am besten aus den Briefen, die Münch von Zschokke erhalten hat und die als Anhang zum 2. Band seiner „Erinnerungen“ nebst denjenigen von Trorler beigelegt sind.<sup>50</sup> In einem Brief vom 6. Hornung 1819 verspricht Zschokke, sich in Zürich für M. zu verwenden, damit die Hutteniana, die sich in der Wasserbibliothek befanden, ihm überlassen würden.<sup>51</sup> Am besten diente er aber wohl Münch dadurch, daß er Proben in seinen „Erweiterungen“ aufnahm. — Aber auch sonst ist Zschokke stets Berater und Ermunterer. In einem Briefe vom 10. April 1819 bezeichnet er die Ermordung Kozebues als eine Abscheulichkeit, „die erste Tat ihresgleichen auf deutschem Boden, und was das Schlimmste durch die Folgen werden könnte, das Unbesonnenste, was in diesem Augenblick zum Nachteil deutscher Freisinnigkeit, Preßfreiheit, Lehr- und Lebensfreiheit auf Hochschulen geschehen konnte“. Dieser Ausspruch ist bezeichnend in dem Munde eines Mannes, den seine Feinde einen Erzrevolutionär nannten. 1820 erschienen bei Joh. H. Schwarz in Schaffhausen die „Helvetischen Eichenblätter“, eine Gedichtsammlung von Ernst Münch. Sie enthalten in ihrem ersten Teil aus der Feder Münchs ein Trauerspiel aus der Zeit des Kaisers Vespasians, in welchem ein römischer Feldherr in Konflikt gerät zwischen der Treue zu seinem Vaterland und der Liebe zu einer Gallierin. Der Plan zu diesem Trauerspiel reicht ebenfalls in Münchs freiburger Studentenzzeit zurück.“ Ich wählte die ergreifende Geschichte des Julius Sabinus und der Gallierin Eponine, nach einem Roman von Buchholz, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach. In einer Reihe glücklicher Abende, auf dem Schloßchen der Frau von Greiffeneck, oder am Ufer

<sup>49</sup> Mü. Er. II. S. 40/42. <sup>50</sup> Mü. Er. II. S. 382/432. <sup>51</sup> Mü. Er. II. S. 382.

der Dreisam zwischen Bäumen und Gesträuchern, war die Sache zuletzt glücklich zustande gebracht.<sup>52</sup> Dieser Tragödie fehlt vor allem der dramatische Nerv. Namentlich wird die Handlung durch unzählige, endlose Monologe und Dialoge gehemmt. Das Ganze liest sich indes als historisches Gemälde doch recht angenehm. — Der 2. Teil bildet eine Gedichtsammlung. Münch ist als Herausgeber am meisten vertreten. Geschichtlichen Balladen und patriotischen Gesängen gibt er den Vorzug: „Geistesgruß an Schiller“ (S. 157), „Der Schwur im Rütli“ (S. 159), „Des Barden Fluch“ (S. 174). (In einer Anmerkung weist Münch darauf hin, daß „Des Barden Fluch“ sich auf einen abscheulichen Mord beziehe, den der Tyrann von England, Eduard I., durch die Hinrichtung aller Barden in den Gebirgen von Wales beging, in der Absicht, durch das Blut der letzten Freiheitsherolde den Überrest von Begeisterung im unterjochten Volke zu ersticken), „Arnold von Winkelried“ (S. 201) u. a. Der feinsinnige aargauische Lyriker H. R. Tanner ist der Dichter von „Alpenrose“ (S. 149), „Die Lilie“ (S. 179), „Mutterglück“ (S. 129), „Am Abend“ (S. 200). Auch Wolfgang Menzel, der just in jener Zeit in Aarau verweilte, spendete in seinem Gedicht „Der Guten Lebewohl“ (S. 207) einen kleinen Beitrag. Dieser Sammlung wegen rühmt nun Zschokke Münch und spricht ihm große Gewandtheit im Rühren der Lyra zu. Er wünscht ihm zugleich, daß er als Dichter einen großen Gegenstand wählen möge, würdig die Aufgabe seines Lebens zu sein. Immerhin weigert sich Zschokke, eine Rezension in der „Aarauerzeitung“ zu bringen. „Ich tauge schlecht zum Rezensenten.“ Ist das nicht eine Ausflucht? Wollte er Münch schonen? Zschokke war ja ein Diplomat! Der Briefverkehr zwischen beiden dauert bis 1826. Von Freiburg aus berichtet Münch von Verhaftungen wegen demagogischer Umtriebe, und Zschokke weiß mancherlei von der philhellenischen Propaganda zu erzählen. Am 9. März 1826 dankt er Münch für die Blumen zu den „Erheiterungen“. Außer den eben genannten Briefen Zschokkes befinden sich im Anhang noch diejenigen P. V. Troglers, eines Mannes, dessen nähere Bekanntschaft wir in unserer Betrachtung des „Lehrvereins“ machen werden. Trogler war untröstlich wegen des Todes seines Knäbchens Vital. Auf dessen Tod verfaßt Münch ein Gedicht, über das Trogler gerührt ist. „Ich finde in ihrer Blume auf Vitals Tod eine herzliche Zartheit, die mich oft erquickt. „Trogler beklagt sich, daß

<sup>52</sup> Mü. Er. I. S. 272 ff.

in der Schweiz das Drama so wenig behandelt werde. Mit einem Freunde sei er darauf gekommen, daß er, Münch, der geeignetste wäre, um es einzuführen . . . . Ich wäre fast versucht, Ihnen zu prophezeien, daß das geschichtliche Drama Ihre Aufgabe werde.“<sup>53</sup> Ein Brief aus Luzern vom 16. März 1821 spricht seine Freude darüber aus, „daß Ritter Hutten nun bald gerüstet in die Welt springen werde. Ihr Verdienst um ihn ist doppelt, da es so schwer war, ihm Eintritt zu verschaffen.“<sup>54</sup> Von 1823—1830 war Trogler in Aarau, wo er am „Lehrverein“ wirkte. Von hier aus teilte er Münch mit, daß er ihm gerne seine Einleitung zum „Studium der Geschichte“ für dessen Museum geschickt hätte, das Manuskript aber nicht gefunden habe.<sup>55</sup> Mit dem Museum meint Trogler das „deutsche Museum“, welches Münch aber erst in Freiburg herausgab. Wir haben uns also mit ihm nicht zu befassen, möchten nur darauf hinweisen, daß auch schweizerische Gelehrte daran beteiligt waren. Angeregt durch Lavaters „Schweizerlieder“ gab Münch seine „Eidgenössischen Lieder“ heraus, die acht französische Gesänge von Monnard enthielten. Auch Follen und Menzel lieferten Beiträge dazu; letzterer eine Charakteristik des altgermanischen Lebens.<sup>56</sup>

Münchs Schriften umfassen über hundert Bände. Wir haben hier nur das zu nennen, was in Aarau entstanden und auf dieses Bezug nimmt. Sehr vieles hat er in Almanachen und Zeitschriften veröffentlicht, und über diese Arbeiten werden wir im entsprechenden Kapitel zu sprechen haben. — Es bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß Münch seine Stelle an der Aargauischen Kantonschule aufgab, ohne daß er eine andere bestimmt erhalten. Sein Wunsch war, in Freiburg eine Professur zu erhalten. Aber die Verhandlungen zogen sich trotz Protektion durch den einflußreichsten Rottsch in die Länge und erst 1824 wurde er als Professor für historische Hilfswissenschaften gewählt. Indes begab er sich schon 1827 nach Lüttich, und 1829 als königlicher Hofbibliothekar nach Haag, kehrte 1831 nach Deutschland zurück, um in gleicher Funktion an der Hofbibliothek von Stuttgart tätig zu sein. In den Jahren 1824—1829 entstand sein „Franz von Sickingen“, 1827 erschienen die „Beiträge zur Geschichte Deutschlands“ und im gleichen Jahre die „epistolae obscurorum virorum.“ 1831 gab er eine Biographie von Ischoffe heraus. — 1841 stirbt er während eines Aufenthaltes in seiner Heimat an einem Herzschlag.

<sup>53</sup> Mü. Er. II S. 401. <sup>54</sup> Mü. Er. II S. 406. <sup>55</sup> Mü. Er. II S. 415. <sup>56</sup> Stu. Zi. 1824 No. 105.

Münchs Nachfolger an der Kantonschule wurde der Kurhesse Adolf Ludwig Follen<sup>57</sup> auch (Follenius), eine Persönlichkeit, die es schon längst verdient hätte, daß man sie in einer Monographie würdigte. 1794 in Gießen geboren, studierte er an der dortigen Universität Theologie und Philologie. Mit seinem Bruder Karl zusammen, machte er als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit und gründete nach seiner Rückkehr unter dem Namen „Deutsche Lesegesellschaft“ eine Studentenverbindung nationaler Färbung. Sein Hauptziel war die Einigung Deutschlands in ein Reich. 1817 übernimmt er die Redaktion der „Elberfelder Zeitung“ und macht die Bekanntschaft von Wolfgang Menzel. In Elberfeld erscheinen 1819 auch seine „Freyen Stimmen frischer Jugend“,<sup>58</sup> eine Gedichtsammlung, welche Turner- und Freiheitslieder und Kriegsgesänge enthält und in der wir neben den beiden Follen, die Namen Schiller, Friedrich Schlegel, Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt treffen. Im gleichen Jahr gibt er „alte, christliche Lieder und Kirchengesänge“ heraus.<sup>59</sup> Er hat diese Sammlung der „freysinnigen teutschen Christgemeinde und ihrem Sänger Ludwig Uhland“ gewidmet. Follen bedauert mit Recht, „daß diese christlichen Dichtungen in der protestantisch-teutschen Christengemeinde fast unbekannt, in der katholisch-teutschen nicht nach Würden erkannt und nie aus den lateinischen Gesangsbüchern in das deutsche Leben eingetreten sind.“<sup>60</sup>

Ende 1819 wurde Follen plötzlich verhaftet, auf Grund der Anklage demagogischer Umtriebe, trotzdem hierfür kein Beweismaterial beizuschaffen war. Nachdem er zwei Jahre im Kerker geschmachtet hatte, wurde er seiner gefährdeten Gesundheit wegen freigelassen, auf sein Ehrenwort hin, sich wieder zu stellen. Follen floh aber in die Schweiz, wandte sich nach Aarau und wurde der Nachfolger Münchs an der Kantonschule. Dieser beschreibt ihn als einen „hochaufgeschossenen, stämmigen Menschen, mit einer breiten Brust, einem von Leidenschaft

<sup>57</sup> Wir möchten darauf hinweisen, daß S. Zimmerli in seiner Einleitung zu K. A. Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern“ in vorzüglicher Weise ein reichliches Material gerade auch über die deutschen Flüchtlinge zusammengestellt hat. Weil man in einer Gedichtsammlung ein solches Quellenmaterial nicht von vornherein suchen wird, machen wir hier besonders darauf aufmerksam. <sup>58</sup> Freye Stimmen frischer Jugend. Durch A. L. Follen. Jena 1819. <sup>59</sup> A. L. Follen. Alte christliche Lieder und Kirchengesänge, teutsch und lateinisch nebst einem Anhang. Elberfeld 1819. <sup>60</sup> A. L. Follen. Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Vorwort.



wildbewegten Gesicht, sanguinisch, trotzig, rauh, anmaßend, übrigens durch und durch poetisch.“<sup>61</sup>

Das Wichtigste über das Leben und Weben in Aarau und im besonderen über seine Lehrtätigkeit an der Kantonschule, erfahren wir aus einem Briefe Jollens an Ludwig Tief aus dem Jahre 1828.<sup>62</sup> Es ist am besten, wir geben hier den Inhalt wörtlich wieder. Anlaß zu diesem Briefe war die Übersendung des „Bildersaales deutscher Dichtung,“ auf den wir noch zurückkommen werden. . . . „In Aarau, wie in der Schweiz überhaupt, ist man nicht poetisch“, (man wird es uns erlassen, diese aus der Luft gegriffene, willkürliche Behauptung zu widerlegen), „man scheint die Poesie an die Natur abgetreten zu haben, und ihre Rosen haben sich aus dem Fabrikdunst unter den Alpenschnee geflüchtet, wo sie bessere Nahrung finden, als in dem Schmutz der ehrlosen, kleinlichen Stadt- und Landintriguen, welche die alte ausgelaufene Uhr stündlich aufziehen müssen, wenn sie noch länger vierteln und schlagen soll. Um nicht donquirotisch in meiner Amtsführung dazustehen, mußte ich als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Aarau einigermaßen mich dem grassierenden Geschmack affomodieren und versuchte es anfangs vielfältig mit allerlei rhetorischen Übungen, mit populär-philosophischen Lehrweisen, die Jugend geistig zu betätigen. Alles vergebens! Sie wurden tagtäglich altfluger und einfältiger, fast so geistreich wie die Alten. Dazu fand sich eine unbefieglige Unfähigkeit zu rechter geistiger Anstrengung, nebst unzureichendem Sprachvermögen, das wenige was sie zu erdenken wußten, nur erträglich auszudrücken. — Anderseits einen Mangel jugendlicher Frische und Frohsinns, wie ich in meiner Jugend nirgends erfahren hatte.“ (Der Schweizer ist eben in seiner Art stiller und zurückgezogener, als der Deutsche, was ihm oft als Dummheit oder Mangel an Verständnis ausgelegt wird). „Ohne sonderliche Hoffnung auf bedeutende Ausbeute und mehr, um den Reiz des Wechsels zur Belebung der erschlaffenen Kapazität hinzuwirken, versuchte ich jetzt in den verschiedenen Klassen den Unterricht durch und zur Poesie und ich kann es Ihnen nicht schildern, wie überrascht ich durch die allerersten Leistungen der Schüler ward, wie vielmehr durch die totale Änderung ihres Wesens und Benehmens bis zur Abseigelung dieser innern Verwandlung in Ton, Blick und Zügen und Gebärden, sodaß mir die alte Fabel von den Tieren des Orpheus bis an den

<sup>61</sup> Mä. Er. I S. 460. <sup>62</sup> Briefe an Ludwig Tief. Ausgewählt und herausgeg. von Karl Holtei. Brief vom 23. Jan. 1828.

Katheder vorrückte. Und doch hatte ich nur die Rolle des Vorlesers und Erklärers oder bei den metrischen Übungen des Notenschreibers, wo die Schüler aus dem Stegreif den Text erfanden. — Hätte ich nicht eine in Unwahrheit des ganzen Daseins und in Bosheit gemeiner Seelen versunkene Stadt gegen mich gehabt, welche es durchaus nicht ertragen möchte, die Jugend mit einem gewissen stillen ästhetischen Ekel vor Flachheit und Gemeinheit bewaffnet zu sehen, so würde mich meine Kränklichkeit gleichwohl noch lange nicht aus diesem Wirkungskreise entfernt haben; aber es ist keine Freude beim Rebbaue, wenn die Ziegenböcke über Nacht abfauen, was über Tag Hübsches gewachsen ist.“ Diese letzten Worte sind nicht allzuschwer auf die Wagschale zu legen. Es gab gewiß manche Leute, die ihm das Leben verbitterten, denn sein herrisches, autokratisches Auftreten imponierte den Aarauern nicht. In Zürich ist es ihm gleich ergangen; er war eine unbeliebte Persönlichkeit.<sup>63</sup> Daß aber sein Unterricht ein anregender war und daß er seine Schüler zu begeistern wußte, das bezeugen viele derselben, so auch der bekannte Seminardirektor Augustin Keller.<sup>64</sup> — Schon im Jahre 1823 erschienen von Follen bei H. Geßner in Zürich die „Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz“<sup>65</sup> S. Zimmerli nennt diese Harfengrüße den bezeichneten Widerhall der Romantik in der Schweiz (Einleitung zu K. R. Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern, S. XXXVIII). Es ist beinahe tragisch, daß es so oft Ausländer sind, welche den Schweizern heimatische Gefühle ins Herz legen müssen. Schiller tat es in seiner einzigen Art im „Wilhelm Tell“. Ein schweizerisches Heldenbuch bezeichnet Follen die „Harfengrüße“ in einem Untertitel. Und wirklich treffen wir im ersten Abschnitt der Dichtungen Follens einen „Reding“, „Des Rudolf Fürsten mörderlicher Tod“, „Büttisholz“, „Arnold und Berta“ und „Arnold von Winkelried“. Neben Follen sind mit Gedichten vertreten die Aargauer K. R. Tanner und Huldreich Goll, die Darmstädter Fritz Hessmer und Karl H. Hoffmann, nebst dem Berliner Rosslieb Wackernagel, dem späteren Kirchenliedforscher. Am Schluß kommt nochmals Follen zum Wort: „Gruß an die Heimat“, „Mutter und Kind“, „Blüchers Totenfeier“, „Siegeslied von der Katzbach“, „Körners Todesfeier“, „Herfergedanken“, „Das Lied der Freude“, „Scharnhorst's letztes Gebet“. Der Stoff ist ein höchst aktueller. Follen dichtet das, was

<sup>63</sup> W. Marr, Das junge Deutschland in der Schweiz. S. 67. <sup>64</sup> J. Hunziker, Augustin Keller, Aarau 1883. Dr. A. Keller, Augustin Keller, Aarau 1922. <sup>65</sup> Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz. Zürich, Geßner 1823.



in tausend Herzen gedacht und empfunden wurde. Eine etwas sonderbare Kritik lieferte das Stuttgarter Literaturblatt:<sup>66</sup> „. . . Unsere sechs Poeten sind sämtlich nicht ohne Talent; sie haben Phantasie und Gemüt in hinreichendem, obwohl letzteres in überwiegendem Maße“ (als ob dies ein Fehler wäre). „Über sie sind belastet mit jener Mittelaltertümlichkeit des Geschmacks, verwechseln Ungelenkigkeit und Roheit des Ausdrucks, mit der Kraft der Gedanken und Bilder, mit der Stärke der Empfindungen, vernachlässigen den äußeren Dienst im Tempel der Schönheit, und ermüden das Musenroß, indem sie es in den Schranken von Freiheit, Schwert und Kreuzglauben, Volkstum, Deutschtum, Lieb- und Naturgenuß herumreiten.“ Welch „ausgezeichneter Kenner“ der deutschen Volkssprache der Rezensent war, ergibt sich aus folgendem Passus: „Das reine Teutsch unserer Zeit schreibt keiner, Herr Follen aber ein Schweizerteutsch, welches ihn für deutsche Leser auch da leicht ungenießbar machen dürfte, wo seine Begeisterung für die Freiheitshelden seines Vaterlandes (er ist ohne Zweifel ein Schweizer von Geburt), dieselben anziehen könnte. In Hinsicht der Sprache enthalten wir uns deshalb aller speziellen Rügen.“ Das ist nun der Typus einer oberflächlichen Kritik. Follen hat Gestalten aus der Schweizergeschichte genommen, deshalb, nimmt der Kritiker an, ist er selbst ein Schweizer und deshalb kann er auch nicht richtig deutsch. Der einleitende Satz von den sechs Poeten, „die nicht ohne jegliches Talent sind“ (warum übrigens ein Werturteil negativ ausdrücken?), ist natürlich a priori eine Besänftigung für die Dusch, die nachher folgt. — Aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts hatte Laßberg ein mittelhochdeutsches Lied beige-steuert: Urkunde eines Minners, MCCCLXXI. Aus dem gleichzeitigen Helfensteinischen Liederbuch, Blatt 346 b. Abgeschrieben zu Aarau, im November 1821 durch J. von Laßberg für Herrn Prof. Follen.“<sup>67</sup> Den Abschluß des Buches, bilden „Schweizerische Schlachtlieder des 14. Jahrhunderts“ (aus Gilg Tschudis Zeitbuch, nach der in Zürich befindlichen Urschrift), enthaltend ein „Lied von der Schlacht zu Sempach“, ein „Spruch vom Sempacherstreit“ und „ein altes Lied von der Schlacht zu Näfels in Glarus.“ — Follens Harfengrüße, im Aargau entstanden, vermitteln der Schweiz ein schönes Stück ihrer Geschichte und Sagen-geschichte, ein Stück deutschen Geisteslebens und Erlebens und sind wie gesagt, ein Widerhall patriotischer Romantik. — Nicht lange sollte

<sup>66</sup> Jahrgang 1823, No. 87. <sup>67</sup> Harfengrüße S. 157.

follen ungestört sich der Schule und Muse widmen können. 1824 machte Preußen die größten Anstrengungen, ihn wieder in die Hände zu bekommen. Herzog, der Bürgermeister von Aarau und Gönner follens, in dessen Gemeinde Effingen dieser das Bürgerrecht erworben hatte, suchte zu vermitteln. Als Preußen nicht nachgab, bewog er seinen Schützling, sich freiwillig zu stellen. Schon erschien ein preußischer Offizier, um follen abzuholen, als sich dessen Zustand (er war seit seiner Haft immer kränklich) so verschlimmerte, daß an eine Reise nicht zu denken war. Jetzt zog Preußen sein Auslieferungsgesuch zurück; es hatte sich ja nur darum gehandelt, daß der Aargau formell nachgab. Der „follenhandel“ war überhaupt eigentlich ein Kampf zwischen dem konservativen Preußen und dem liberalen Aargau. Diese Tatsache hat S. Heuberger in seiner Schrift „Ein diplomatischer Sieg Preußens über den Aargau im Jahre 1824“<sup>68</sup> nachgewiesen; wir können hier nicht näher darauf eintreten. Welche Aufregung aber die ganze Angelegenheit in Aarau verursachte, zeigt ein Brief des jungen Augustin Keller, der damals Kantonschüler war. Dieser Brief ist in allen Beziehungen so interessant, daß wir ihn hier ganz wiedergeben:<sup>69</sup>

Hochgeehrter Herr Vetter!

Ich hoffe, Ihnen hiemit eine auffallende Neuigkeit zu berichten. Am 30. Jänner, morgens, kam plötzlich ein deutscher Courrier hier an, abgesandt von Preußen und Hessen, mit dem nachdrücklichsten Berichte, alle sich geflüchteten Preußen und Hessen sogleich auszuliefern. Dem Herrn Prof. follon wird hiervon durch Dr. Troxler Anzeige gemacht, sowie auch dem Professor des Lehrvereins, München. Alles stund jetzt in Bewegung. Herr Professor follon sah erstaunt und starr seiner im preußischen Protokoll noch klar geschriebenen und zuverlässigen zehnjährigen Kettenstrafe, oder vielleicht einem noch grauenvolleren Verhängnis in die Augen, denn er war der Urheber jenes Aufstandes (das stimmt nicht), was ihm schon mit zweieinhalbjähriger Gefangenschaft bezahlt wurde. Allen Professoren wurde es kund. Katheder und Hörsäle wurden leer und die Kollegien bis mittags aufgekündet. Unter den Studenten herrschte Unruhe und Neugier. Darauf zogen sämtliche, Professor Bronner ausgenommen, im schwarzen, festlichen Aufzuge zum

<sup>68</sup> S. Heuberger, Ein diplomatischer Sieg Preußens über den Aargau im Jahre 1824. Aarau 1912. <sup>69</sup> Ke. Ke. S. 22/24.

Herrn Rektor Meier und mit ihm von da zum Herrn Bürgermeister Herzog. Alles staunte. Herr Feszer kam auch herbei. Man verfertigte zusammen eine Bittschrift nach Preußen und an den Vorort Bern. Mittlerweile, wie es sich leicht jeder denken kann, trieb sich Herr Prof. Follen mit Riesenschritten, fliegendem Haar, ängstlicher Miene und wutkochender Brust, allerwegen in der Stadt herum, und man sagte uns, wir möchten ein wenig spazieren gehen.

Von was während unserer Abwesenheit die Rede war, läßt sich leicht erraten. Am Abend kam der Buchhändler Gefner von Zürich und brachte die Kunde, kein deutscher Flüchtling sei im Kanton Zürich sicher vor Gefangennehmung. Darauf gingen ich und Herr Prof. Gefner in die Wohnung des Herrn Follen, packten seine sämtlichen Papiere zusammen und brachten sie auf Herrn Prof. Lits Wohnung. Darauf wird Herr Gefner nach Zürich (Altikon) geschickt, um die Braut des Herrn Follen zu trösten und aufrecht zu erhalten, dann nach Basel, um dem dortigen Bruder des Herrn Follen zu berichten und aufmerksam zu machen und den Herrn Prof. Menzel (ein Preuße), der auf der Gesandtschaft gleicher Ursache wegen ergriffen und gefangen gesetzt worden war, herauszubitten, was ihm gelang. Am Samstag Abend gelangte Herr Karl Follen, Prof. in Basel, bei uns an. Ich und mein Discipulus mußten dem Herrn Follen, Prof. dahier, hierüber berichten. Er schrieb Briefe, als wir hineintraten, zur Seite eine Pistole, die er sogleich ergriff, nach unserer Erkennung aber wieder in die Tasche steckte. Er fragte hastig nach seinem Bruder und was er aussagte. Wir konnten weiter nichts anderes berichten, als, er hätte wenigstens gelacht und erklärt, es wäre Herr Jung usw. gefangen, die aber nichts zu befürchten hätten. Er kam bald nach, bewillkommte den Bruder und fragte ihn zum müde werden nach allen Verhältnissen in Basel. Das Resultat ihrer Rede war, alles komme auf den Vorort Bern an, von dem sie Gutes hofften. Unser Herr Follen tröstete sich mit seinem hiesigen Bürgerrechte, jener aber baute auf das Zutrauen und die Achtung der hohen Regierung Basels. So weit ging die neueste Tagesgeschichte, ferneres wird die Zukunft lehren. Und bald wird das Schicksal geschätzter und teurerer Männer entschieden. Ich bitte aber dringendst von diesem nichts weiterzugeben, denn man hält es hier so geheim als möglich. Bevor diese Stürme losbrachen, und mit drohender Vollgewalt sich

auf die liberalen Geister hinwälzte, war unser Haus durch das neue Blatt beunruhigt. Schon drei Nummern waren erschienen, als ihnen die vierte von Herrn Censor Feyer ganz ausgestrichen wurde, teils wegen zu scharfer Recension der Taschenbücher 1824, teils wegen einem Aufsatz über den römischen Stuhl usw. Jetzt errichtete die Gesellschaft dieses Blattes, Hh. Eist, Dr. Troxler und Menzel unter Anführung des Herrn Prof. Rauchenstein eine Buchdruckerei in Ober-Entfelden, in der schon das Handwerk getrieben wird.

Mit verbindlichstem Gruß und Hochachtung verbleibe ich Ihr  
gehorsamster Vetter Augustin Keller, stud.

Seit dieser Angelegenheit war es follen in Aarau nicht mehr wohl. Inzwischen hatte er sich mit einer reichen Aargauerin verheiratet, was ihn materiell unabhängig machte. So gab er 1827 seine Professur an der Kantonschule auf. Er schreibt darüber am Schlusse des erwähnten Briefes an Tief:<sup>70</sup> „Der sehr warme Anteil an meiner Leistung von seiten der beiden wackern Bürgermeister Feyer und Herzog und einigen Regierungsgliedern, waren keineswegs hinreichend, um mir den Boden, den ich bei der Jugend eroberte, vor der Masse zu schützen; denn in Meister Zschokkes freiem Aargau ist man liberal, republikanisch, also ein Feind von allem, was eine Regierung gut dünkt, und die unermüdlichste und schamloseste Lüge und Verleumdung, welcher kein autokratisch über dem Parteigetriebe erhabener, durchgreifender Herrschaftswille entgegentreten kann, behält überall das Feld oder doch das Straßenpflaster. Daß ich unter so ungünstigen Verhältnissen dennoch eine allerdings gewaltige Wirkung sah, wenn schon der beste Teil der Ernte mir durch Maifröste verdorben ward; daß ich, nachdem es mir gelungen, die Phantasie der Knaben zu beleben, all ihre geistigen Kräfte in lebendigem Treiben erblickte; daß ich, wo ich sonst, ich mochte leichte oder schwere, historische, sonst rhetorische Arbeiten mitteilen, nur Trivialitäten in fader Alltagssprache erhielt, nun in gebundener und ungebundener Arbeiten zu Gesicht bekam, die mich anfangs oft in Zweifel wegen ihrer Authentizität versetzten, besonders von Individuen, die bei meinen achtbaren Kollegen und bei mir für geistig impotent gegolten! Dies alles lenkte mein Nachdenken auf den physiologischen Grund jener Erscheinungen und bestätigten wiederum die Theorien, welche Sie in der Vorrede

<sup>70</sup> Briefe an Ludwig Tief. Brief follens vom 23. Jan. 1828.



ausgesprochen finden. „Mit dieser Vorrede ist also diejenige gemeint, die follen seinem „Bildersaal deutscher Dichtung“ voransetzte und worin er seine Ansichten über den Unterricht, speziell über den Deutschunterricht, auseinandersetzt. Schon der Titel des Buches verdient wegen seiner Originalität hier ausführlich angegeben zu werden: „Bildersaal deutscher Dichtung. Zunächst für Übung in mündlichem und schriftlichem Erzählen, im Deklamieren und in ästhetischer Kritik. Geordnete Stoffsammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetischen und ästhetischen Schulbildung. Nebst einer Übersicht der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte. Durch August Adolf Ludw. Follen, Professor an der Kantonschule in Aarau. Erster Teil: Epos und episch-lyrische Dichtung. Zweiter Teil: Lyrik und Didaktik.“<sup>71</sup> Gewidmet ist das Buch „Der hohen Regierung des Aargaus, in Dankbarkeit und Ehrfurcht.“ In dieser Widmung sagt der Verfasser, daß er seinen Hauptzweck darin setze „die Poesie, welche bis anher nur die alten Griechen und zwar auch sie nur mehr aus reinem und feinem Naturgefühl und Taft und minder mit Klarem, pädagogischem Bewußtsein, als den Hebel alles Schulunterrichts und als den belebenden Herzschlag aller höheren Bildung, praktisch aufgestellt haben, — durch Herschaffung einer zeitgemäßen, reichen und geordneten Stoffsammlung, zu einem als notwendig erkannten und zwar allgemeinen Hauptmittel aller höheren Schulbildung erheben zu helfen . . . . . Durch Errichtung einer eigenen Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Kantonschule (einer Anstalt, welche nach des Unterzeichneten Erfahrung und Überzeugung in ihrer Grundlage überhaupt als musterhaft, sowie als eine wahre Zierde des Aargaus zu betrachten ist) sind Euer Hochwohlgeboren einer Ansicht und Bestrebung, wie die eben angedeutete, Ihretheils bereits zuvor und entgegen gekommen. — Sollte es dem Unterzeichneten gelingen, Ihrem vielfach bestätigten, edlen Eifer für echte Schulbildung, durch gegenwärtiges Buch in etwas förderlich zu werden, und würde dasselbe zunächst bei der höherer Ausbildung sich widmenden Jugend unseres Kantons dem praktischen Zwecke des Verfassers entsprechen, welches darin besteht: einerseits, mittelst jener notwendigen, großen Wirkung aller wahren Poesie, die noch bildsamen Gemüther empfänglich zu machen für alles geistig Tiefe und sittlich Edle; anderseits, was dann von selbst folgte, sie mit ästhetischem Widerwillen zu waffnen gegen alles Flache

<sup>71</sup> Bildersaal deutscher Dichtung. 2 Bde. Winterthur 1828—1829 Steiner.



und Gemeine, dann fürwahr wäre demselben ein inniger Herzenswunsch in Erfüllung gegangen." Aus dem langatmigen Schachtelsatz ersieht man einmal, wie ernst follen es mit seinem Amte genommen hat, wie sehr die Jugend ihm am Herzen lag und wie es ihm darum zu tun war, in der Schule das Höchste zu erreichen. Dieses „Wappnen gegen alles flache und Gemeine“ hat er auch im Briefe an Tief betont und es liegt darin wahrhaftige Seelengröße. Aus seiner Vorrede (nicht Widmung), die mehr als 50 Seiten umfaßt, wollen wir die Grundgedanken hervorheben. „Ursprünglich wesentlich ist Poesie Offenbarung.“<sup>72</sup> Die Poesie sei nicht Inhalt, sondern wesentlich Darstellerin, Bildnerin, Schöpferin des Inhalts. Bei allen Völkern sei sie von jeher geistige Nährmutter, Lehrerin, Erzieherin gewesen. „Als Mittel zu diesem Zweck erfand sie vor allem andern die Sprache und zwar Sprache mit Wohlklang und Wohlbelebung, das ist: Gesang.“<sup>73</sup> „Die lauterste und reichste Erkenntnisquelle der geistigen Natur, wie jedes fremden, so des eigenen Volkes, entspringt uns aber vorerst aus der Bekanntschaft mit seiner Sprache, dann mit seiner Literatur und Kunst: so zwar, daß das unmittelbare Eindringen in das Wesen der Letzgenannten nur durch unmittelbare Erkenntnis der Ersteren möglich ist.“<sup>74</sup> Follen weist deshalb darauf hin, daß Kunst und Literatur und Geschichte nur vermittelt der Sprache erkannt werden können, und daß daher der Muttersprache an der Schule der Vorrang gegeben werden müsse. Ebenso sei es notwendig, daß unter den fremden Sprachen die griechische und lateinische vor allen gepflegt würden: „weil ohne sie das echte Verständnis aller neueren Sprachen unmöglich ist; ferner weil in ihnen die reichsten Literaturschätze der gebildeten Völker des Altertums uns erhalten sind, überhaupt ohne Kenntnis derselben jener große Gegensatz der antiken und modernen Zeit, mithin unserer eigenen Existenz und Stellung in der Weltgeschichte und zum Ganzen, nicht zu begreifen ist.“ Das ist eine großartige Erkenntnis kulturhistorischer Tatsachen. Wir meinen einen modernen Literaturhistoriker sprechen zu hören. — Den beschränkten und pedantischen Standpunkt vieler Philologen, „als ob das Heil für die Humanität zunächst nur von der lateinischen und griechischen Grammatik abhängt“, verwirft er dagegen. Es lasse sich aber ein Standpunkt gewinnen, von wo aus das Studium der Sprachen und insbesondere der so trocken geachteten Grammatik, von höchstem In-

<sup>72</sup> Bilderaal deutscher Dichtung. S. IX. <sup>73</sup> S. XI. <sup>74</sup> S. XIV.

teresse werde. „Die Sprache eines Volkes ist sein Organ, sein Leib, ist die Verwirklichung und Objektivierung seines Geistes. Von ganz unschätzbarem, unvergleichlichem Werte müssen deshalb die Urkunden seiner Sprachentwicklung jedem Volke sein, welches auf Selbsterkenntnis Anspruch macht, und nur die unheilige, faule und absurde Dünkelhaftigkeit aufgeblasener Heuerlinge kann die Sprachstudien auf der Schule verwerfen.“<sup>75</sup> Dann weist Follen auf die deutsche Grammatik Jakob Grimms, durch welche den Gelehrten ganz neue Wege gebahnt seien. Durch ihn werde die Grammatik der Muttersprache, die unter Gottsched ein Folterbrett, unter Adelung eine Divisektion schien, nun zur Lebensgeschichte einer unermüdlich sorgenden und geliebten Mutter.<sup>76</sup> Den Anfang des Bilderstaates (Epos und episch-lyrische Dichtung) bildet Herders *Eid*. Der *Eid* führt wie kein anderes Gedicht leicht ins Mittelalter ein und auch seine einfache Sprache und Handlungsweise rechtfertigen es, ihn an den Anfang zu stellen. Es folgt das Heldengedicht: „Karl und Roland“, nach Turpins Chronik, von Friedrich Schlegel. Eine weitere Fortsetzung bildet das kleine Heldengedicht von Uhland: „Graf Eberhard der Greiner.“ Gustav Schwabs „Appenzeller“, welche die Appenzellerkriege verherrlichen, wurden zunächst in Berücksichtigung der Schweizerschulen, dann aber wegen ihrer meisterhaften Sprache und Versifikation in die Sammlung aufgenommen.<sup>77</sup> Nun folgen Stücke aus Tassos „Befreitem Jerusalem“ und Ariosts „Rasendem Roland“. Vorangestellt ist ein Gedicht Aug. Wilhelm Schlegels „An die südlichen Dichter.“ Zu den Übersetzungen äußert sich Follen folgendermaßen: „Hätten mich die bekannten von Gries und Streckfuß genügt, so hätte ich nicht meine eigenen, statt jener aufgenommen, und ich komme gar nicht in Versuchung, mich mit Anspruchslosigkeit zieren zu wollen, sondern bekenne mich im Gegenteil hier recht anspruchsvoll.“ Selbstverständlich kann bei einer Darstellung des Epos (namentlich des nationalen) das Nibelungenlied nicht übergangen werden. Der Herausgeber nennt der „Nibelungen Noth“ „ein Gedicht, welches den tiefen dramatischen Ernst mit der epischen Würde ergreifend vereinige.“ Und weiter unten sagt er: „Das Nibelungenlied halte ich seiner Anlage, wie der Entwicklung, der Geschichtsfabel und der Charakterzeichnung nach für so großartig, daß es schlechterhin von keinem epischen Gedichte übertroffen wird.“ Der erste, epische Teil des Buches wird beschlossen mit „Epischen Bil-

<sup>75</sup> Bilderstaat deutscher Dichtung. S. XV. <sup>76</sup> S. XVI. <sup>77</sup> S. XXXVII.

bern aus der Schweizergeschichte“, von sollen selbst, im gleichen Vermaß, wie das Nibelungenlied. Der Verfasser gibt von vorneherein zu, daß er natürlich nicht imstande sei, objektiv darüber zu urteilen, wie diese Bilder poetisch zu werten seien. Zur Aufnahme bewogen ihn die Aufforderungen hierländischer Lehrer, welche die Gedichte ihren Schülern mitgeteilt hatten.<sup>78</sup> Die epischen Lieder aus der Schweizergeschichte umfassen vier Gedichte: „Rudolf Reding aus dem Weiler Bibereck“,<sup>79</sup> „Aus der Schlacht am Morgarten“, „Die beiden Schmiede“,<sup>80</sup> „Büttisholz“, „Arnold Struthan von Winkelried bei Sempach.“

Die episch-lyrische Dichtung enthält meistens Balladen und Romanzen. Unter den Dichtern ist am stärksten vertreten L. Uhland: „König Karls Meerfahrt“, „Der gute Kamerad“, „Taillefer“, „Der blinde König“, um die bekanntesten zu nennen. Öfters zum Wort kommen auch die Gebrüder Schlegel, Schenkendorf und E. M. Arndt. Vorhanden ist von Schiller: „Der Ring des Polykrates“, „Der Taucher“, „Die Bürgschaft“, „Der Kampf mit dem Drachen“. Auch Goethe kommt zum Wort: „Der König von Thule“, „Erlkönig“; ebenso Herder: „Olafs Hochzeit“, „Thors Hammer“, Hafons Lob“, „Der letzte Kämpfe“. Sollen selbst ist Dichter des „Nordischen Schwimmers“ und von „Rheinfelden“. Über den Gebrauch des Buches äußert sich der Verfasser folgendermaßen: Überall ist mit dem Epischen der Anfang zu machen und zwar am passendsten mit dem Cid. Sind die Schüler der Deklamation noch unfundig, oder was so häufig, falsch gebildet, wird es vor allem darum zu tun sein, daß der Lehrer hierin den richtigen Ton und Takt angebe, sowohl in durchaus deutlicher, als in prosodisch und metrisch richtiger Aussprache, und unablässig darauf halte, daß die Schüler in dieser Beziehung durchaus korrekt vortragen. Kommt zu dieser Korrektheit das richtige Verständnis des Inhalts, so entweicht allmählich mit wachsendem Bewußtsein der Sicherheit des Schülers die anfängliche Schüchternheit, und somit ist seinem Gefühl der nötige Spielraum eröffnet, welcher von selbst dem Vortrage Feuer, Zartheit, Stärke und Anmut verleiht, wo der Lehrer nur mäßigend einzutreten braucht; alle theatralische Affektion ist tödliches Gift jeder schönen Deklamation<sup>81</sup>. „Der Unterricht durch und zur Poesie soll keineswegs darum stattfinden, um eitel Poeten zu erziehen, sondern um dadurch alle zu guten Prosaisern, das ist zu

<sup>78</sup> Bildersaal deutscher Dichtung. S. XL. <sup>79</sup> Bei Rudolf Reding sollen sich die Schweizer vor der Schlacht bei Morgarten ihren Rat geholt haben. <sup>80</sup> Episches Nachspiel der Schlacht bei Laupen. <sup>81</sup> Bildersaal. S. XLII.

Meistern des Ausdrucks in ihrer Muttersprache zu machen, was, wie die Erfahrung jedem tüchtigen Lehrer dieses Faches gezeigt hat und zeigen kann, jene Lehrmethode vermag, während jede andere nur Stück- oder Flickwerk liefern kann.<sup>82</sup> Zum Schluß verlangt der Verfasser, daß die Lehrer wieder Erzieher werden sollen, nicht bloß gelehrtenmachende Unterrichtsgeber. „Der Zweck alles Unterrichts ist Erziehung — er ist ein gutes Mittel zu diesem Zweck — aber nicht das einzige und nicht einmal ein gutes, wenn er nicht auf die natürliche Entwicklung aller menschlichen Kräfte und Vermögen gerichtet und gegründet ist. Bloßes Unterrichten ist eben ein Unterrichten, Erziehen ein Hinzuziehen, Emporrichten“.<sup>83</sup> — Es ist nicht verwunderlich, daß, wie sollen in der Vorrede vom 2. Bande seines Bildersaales, der ein Jahr später, 1829, erschien, mitteilt, alle Rezensenten das Buch zum Schulbuch empfahlen und daß es als solches bereits in manchen Schulen eingeführt war.<sup>84</sup> Interessant ist nun, wie ein Kritiker, Dr. Harnisch in Weissenfels, ein bekannter Pädagoge, der Anschauung des Verfassers entgegentritt,<sup>85</sup> der gefordert hatte, daß die Phantasie vor dem Verstande ausgebildet werden müsse. Mit Recht nennt es sollen eine monströse Behauptung, daß der Schüler von der Poesie sich nur die Knochen, den Versbau aneignen könne.<sup>86</sup> Dieser Ausspruch aus dem Munde eines bedeutenden Gelehrten wirft ein grelles Licht auf die Tatsache, wie man sich noch vor hundert Jahren in gewissen Köpfen den literarhistorischen Unterricht vorstellte. — In der Vorrede zum 2. Band seines Bildersaales (Lyrik und Didaktik) gibt der Verfasser zur Erleichterung eine Übersicht des vielfältigen Stoffes.<sup>87</sup> Er betont dabei, daß ihm bei dem Abschnitte, der Fabeln enthält, diejenigen von fröhlich besonders willkommen gewesen seien, und bezeichnet sie als neue und dauernde Erscheinung und Erweiterung der poetischen Literatur. — Es würde zu weit führen, wollten wir auch hier nochmals die Autoren angeben. Daß sollen auch da gut gewählt hat, dürfen wir aus dem, was wir im 1. Bande gesehen haben, schließen. Von ihm selbst stammen: „Gyselafluß“, „Gruß des Schlachtfeld“, „Die Siegeskapelle beim Stoß.“ Abschließend sagt sollen: „Beim Überblicken vorliegender Sammlung deutscher Gedichte drängt sich mir ein freudiges Gefühl der Größe, Milde, Allseitigkeit, und Tiefe des deutschen Geistes auf“ (XIX). — sollen ist nicht zuletzt durch seinen

<sup>82</sup> Bildersaal. S. LII. <sup>83</sup> S. LIV. <sup>84</sup> II S. IV. <sup>85</sup> Hildesheimers kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen. Augustheft 1828. <sup>86</sup> Bildersaal. S. XIV. <sup>87</sup> S. XIX.



Bildersaal ein wichtiger Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz geworden. — 1827 verließ er Aarau, um in Zürich einen neuen Wirkungskreis zu finden. Uns damit zu beschäftigen, gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe. Es ist dem Leser bekannt, welchen Einfluß Follen auf den jungen Gottfried Keller hatte, und wir möchten immerhin bemerken, daß im Comptoir von Fröbel und Follen (zweier Flüchtlinge) 1846 die „Gedichte eines Autodidakten“ erschienen. — Bei der Besprechung der „Alpenrosen“ werden wir mit Follen nochmals zusammen treffen.

Eine gänzlich andere Natur als Follen ist

Abraham Emanuel Fröhlich<sup>88</sup>, der ihm an der Kantonschule im Amte folgte. Er ist der typische Vertreter der konservativen Weltanschauung jener Zeit. Am 1. Februar 1796 wurde er im Prophetenstädtchen Brugg geboren und in Zürich am Carolinum zum Theologen herangebildet. In „Donnerstagfränzchen“, wo Götz von Berlichingen, Körners Freiheitslyrik, Uhlands Lieder und Balladen gelesen wurden, kommt er mit der Poesie in Berührung. Nach seiner Ordination im Jahre 1817 ist er in Brugg Lateinlehrer und im Mönthal Pfarrer. In dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft von Wolfgang Menzel und Ludwig Follen. Die Freiheitskriege der Deutschen machten einen eminenten Eindruck auf Fröhlich; er war auch begeisterter Philhellene. Dem Zofinger Verein widmete er einige patriotische Lieder. Am ersten eidgenössischen Schützenfest in Aarau, das vom 7. bis 12. Juli 1824 stattfand, ließ er sein Lied erschallen:

„Brüder sind wir Schützenschaaren!“

Auf Anregung Menzels hin meldet er sich an die Stelle eines Lehrers an die Kantonschule und wurde 1827 auch dorthin gewählt.

In Aarau war Fröhlich gezwungen, eine politische Position zu beziehen, während er vorher im kleinen Brugg sich wenig mit Politik beschäftigte hatte. Dabei schlug er sich namentlich von 1830 an auf die Seite der Konservativen, für deren Partei er in der „Neuen Aargauer Zeitung“ kämpfte. Er macht sich indes durch seine politische Stellung höchst unbeliebt, sodaß er bei der Wiederwahl der Lehrer im Jahre 1835 nicht mehr gewählt wurde. Er nahm hierauf die Stelle eines Lehrers und Rektors an der Aarauer Bezirksschule an. — Zur Zeit der Freischarenzüge, 1844—1845, war Fröhlich der Gegenstand heftigster

<sup>88</sup> Robert Faesi, Abraham Em. Fröhlich. Diss. Zürich 1907. A. Schumann. Aargauische Dichter.



Angriffe und wurde sogar mit dem Tode bedroht, wie er in einem Briefe an Wackernagel<sup>89</sup> vom 2. Februar 1845 berichtet. In jener Epoche entstand außer seinen Epen seine für unsere Betrachtung besonders wichtige Satire der „Junge Deutsch-Michel.“<sup>90</sup> In 409 Epigrammen greift er den Michel, den er als Inbegriff des Radikalismus betrachtet, an und hält ihm seine Sünden vor. Dabei nahm er u. a. auch seinen Nachfolger im Amte E. L. Rochholz (s. S. 89) aufs Korn und läßt folgende Geschoße auf ihn los:

„Da ist wohl mit der Zeit viel Unkraut umzusicheln,  
wo man Dich, Michel, läßt das Schülervolk vernicheln. Nr. 288.

„Erziehungsräten hast Du hinterm Ohr gefraut,  
bis man Dir, Michel, hat die Schulen anvertraut.“ No. 289.

„In seiner Schul' hat er Rebellen hochgepriesen,  
Beohrfeigt ward' er dann, als er ihr was verwiesen.“ No. 292.

Auf Rochholz geht auch die Novelle „Die Witwe“, wo eine tapfere, aber etwas beschränkte Mutter gegen den freisinnigen Lehrer um das Seelenheil ihres Sprößlings kämpft (s. S. 79). Das kleine, aber feine Tierepos „Dag und fuchs“ ist ein Hieb gegen die Radikalen wegen der Klosteraufhebung, wobei das fuchslein den Seminardirektor Augustin Keller personifizieren soll.<sup>91</sup> Besonders aber richtete Fröhlich seine Angriffe auf die Lyrik der Vierziger Jahre und deren bedeutendsten Vertreter Herwegh, wobei ihm selbst für die „Lieder eines Lebendigen“ jedes Verständnis abging. Die Unterredung Herweghs mit Friedrich IV. von Preußen bietet ihm eine glänzende Gelegenheit, seinem Hohn den Lauf zu lassen:

„Entlaufen ist dem Dienst der Michel, wie ein Wicht,  
Nun gibt er seinem Herrn in Pflichten Unterricht.“

Daneben werden die Gestalten Zwinglis<sup>92</sup>, Huttens<sup>93</sup> und Calvins<sup>94</sup> von Fröhlich episch verwertet. Besonders sein Hutten wurde damals im Stuttgarter Literaturblatt (wahrscheinlich von Menzel) sehr günstig beurteilt,<sup>95</sup> trotzdem Fröhlich durchaus kein Gestalter ist.

<sup>89</sup> Faesi. S. 54. <sup>90</sup> Der junge Deutsch-Michel. Zürich, Meyer & Zeller 1843.  
<sup>91</sup> Faesi. S. 74. <sup>92</sup> Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge von A. E. Fröhlich, Zürich und Frauenfeld, Beyer 1840. <sup>93</sup> Ulrich von Hutten. Siebzehn Gesänge. Zürich Meyer & Zeller 1845. <sup>94</sup> Johann Calvin. Zehn Gesänge. Zürich, Schultheß 1864. <sup>95</sup> Stu. Li. 1841. No. 113.

Ohne seine Fabeln wäre Fröhlichs Name in der Literaturgeschichte kaum mehr bekannt. Würdigen wir ihn also noch besonders als Fabeldichter. In einem diesen vorangestellten Gedicht „Die Fabel“ hat er selbst angegeben, was er darunter versteht:

flüchtend aus der Weltverirrung,  
Und der Sprache, Schulen, Staaten,  
Babylonischer Verwirrung,  
Ließ ich mich von Wald und Saaten,  
Höhen, Tiefen, Wüsten, Meeren,  
Trösten wieder und beraten,  
Sah in der Geschöpfe Heeren,  
Unge störter Ordnung Walten;  
Denen, die sich von ihr kehren,  
Bild und Warnung vorgehalten  
Tiere, Blumen, Bäume, Lehren  
Neu die Ewigkeit des Alten.<sup>96</sup>

Das literarhistorisch Bedeutsame von Fröhlichs Fabeln besteht in der Erweiterung, welche die ganze Gattung durch sie erfuhr. Während man von jeher die alten Motive der äsopischen Fabeln immer wieder aufgegriffen, bis man zu Gellerts Zeit anfang zu Anekdoten und Schwänken mit menschlichen Figuren zu greifen und man das Hauptgewicht auf die Ausführung legte, und in der Ausführung der Tierfabel außer von Lessing, wenig getan worden war, wird Fröhlich der Fabeldichter der vegetabilen und unbelebten Welt. 1825 kamen die „Hundert neuen Fabeln“ heraus, die Spottlust des jungen Fröhlich darstellend. Bis 1829 stiegen dieselben auf die Höhe von 170 und in diesem Jahre erschien auch schon die zweite Auflage. — Die Anregung Fröhlichs zur Fabeldichtung ging von Goethe aus. Als er 1793 der alten Tierfabel mit dem „Reinecke Fuchs“ wieder neues Leben einhauchte, fand er viele Nachahmer. Zu diesen gehörte auch Fröhlich, wenn er auch, wie bereits gezeigt, dabei selbständige Wege ging. Als 1836 W. Menzels Literaturgeschichte erschien, figuriert Fröhlich bereits als „bekannter Fabeldichter“ darin.<sup>97</sup> „Der Schweizer Fröhlich, der auch in Uhlands einfacher Weise recht liebliche, lyrische Gedichte geschrieben hat, zeichnet sich doch besonders als Fabeldichter durch treffliche Satiren aus, die freilich zunächst nur auf die Schweizerwirren sich beziehen, die aber, wie alles in der

<sup>96</sup> Fröhlichs gesammelte Schriften. I. Bd. Fabeln. Vorwort: die Fabel. <sup>97</sup> W. Menzel, Deutsche Literaturgeschichte. IV S. 206.

Politik, auch allgemeine Wendung haben. Disteli hat dazu zwei hübsche Karrikaturen gezeichnet. Bei einer Besprechung von Fröhlichs „Schweizerliedern“ sagt jener in seinem Literaturblatt: „... Es ist der gleiche Verfasser, welcher uns zuerst durch seine trefflichen Fabeln bekannt ward, ein Werk, das in mancher Beziehung dazu geeignet ist, das Auge des Kenners auf ihn zu lenken ... Denn Fröhlich trat als Fabeldichter wirklich schöpferisch und originell auf.“<sup>98</sup>

Wenn wir von Fröhlichs Fabeln sprechen, müssen wir auch Martin Distelis gedenken, der keinen geringen Anteil an deren Bekanntheit und Beliebtheit hat.<sup>99</sup> Am 28. Mai 1802 kam er in Olten zur Welt. Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog er die Universität Jena, wo er juristische Studien betrieb und vor allem begeisterter Burschenschaftler war. Wegen loser Streiche relegiert, widmet er sich ganz der bildenden Kunst, für die er von Jugend auf Talent an den Tag gelegt hatte. Zu diesem Zwecke besuchte er die Kunstakademie in München und kehrte dann um die Mitte der Zwanzigerjahre in die Heimat zurück. Zunächst wandte er sich vornehmlich der Illustration zu, wovon die ersten Arbeiten in den „Alpenrosen“ zeugen: „Tell“, „Fürst's Tod in der Schlacht am Morgarten.“ Als Fröhlich am Ende der Restaurationszeit seine Fabeln nach allen Seiten wie giftige Pfeile versandte, da bewog er Disteli die Karrikaturen zu zeichnen, was jener gerne und mit größtem Erfolg tat. Für die Jahrgänge 1831 bis 1833 und 1837 bis 1839 der „Alpenrosen“ bestellte die Verlagsbuchhandlung Christen in Aarau eine Reihe von Bildern aus dem Tierleben, die Disteli in Auftrag erhielt. Er trug mit diesen Bildern einen großen Erfolg davon, sodaß er dadurch ermuntert die Zeichnungen in den „Heuschrecken“ schuf, die erst nach seinem Tode erschienen sind. 1836 wurde er in Solothurn Zeichenlehrer und in dieser Zeit entstanden auch die acht Zeichnungen, die den Band von Ernst Münchs „Geschichte des deutschen Volkes“ als Illustrationen beigegeben waren. Berühmt, bekannt und gehaßt wurde Disteli durch seinen Kalender, der die wirksamste Waffe gegen die Partei der Konservativen und Ultramontanen war. Der Kalender, der bereits in seinem 2. Jahrgang eine Auflage von 20,000 Exemplaren erlebte, bedeutete eine politische Macht. Außer diesem Kalender zeichnete Disteli in jenem Jahre (1840) die Illustrationen zum „Münchhausen“, ferner diejenigen zum eidgenössischen Schützenfest in Solothurn und der „Alpina“

<sup>98</sup> Stu. Li. 1827, No. 21. <sup>99</sup> G. Zehnder, Martin Disteli, Basel 1883.

(Schweizer. Jahrbuch für schöne Literatur, 1841) — In diesem engen Rahmen konnten wir natürlich nur die wichtigsten Arbeiten Distelis streifen. Er starb im Jahre 1844 im Alter von erst 42 Jahren.

Wie sehr fröhlich selbst Disteli schätzte, ergibt sich aus einem Briefe vom 8. Mai 1830 aus Aarau an Wolfgang Menzel.<sup>100</sup> Fröhlich dankt zunächst für die durch Follen überbrachten Grüße und für den Wunsch Menzels, die zweite Ausgabe seiner Fabeln zu sehen. Er sende ihm dieses Bändchen mit Distelis Zeichnungen, welche von denjenigen Lafontaines unabhängig seien, indem Disteli diese erst später zu Gesicht bekommen habe. Er weist auf die künstlerische Fähigkeit hin und bittet Menzel, es Disteli zu ermöglichen, daß er in einer größern Stadt, etwa in München, eine Anstellung finde. Bald darauf erscheint auch in Menzels Literaturblatt eine Rezension dieser zweiten Auflage:<sup>101</sup> „Die Brüder Fröhlich sind im Städtchen Brugg geboren, der jüngere ein geschickter Musiker und Komponist, der ältere der bekannte Fabeldichter. Seine Fabeln sind zwar, wie das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist, in der Schweiz ziemlich verbreitet, scheinen aber im übrigen Deutschland noch nicht die verdiente Berücksichtigung erfahren zu haben. Es sind ohne Zweifel die besten Fabeln der neuesten Zeit, und man findet darin nicht bloß die Moral, was gewöhnlich ist, sondern auch die Poesie schätzbar, was selten ist. Alle zeichnet die anspruchslose Kürze, die der Fabel angemessene und dennoch neue Form aus. Die einen sind von allgemeinem und tiefem Sinn, die andern beziehen sich auf die speziellen Torheiten unserer Zeit, und wir treffen darunter die trefflichsten politischen Satyren.“ Eines ist sicher, Fröhlich ist im 19. Jahrhundert einer der wenigen Fabeldichter auf dem Gebiete deutscher Literatur. Wir lassen hier noch zum Schlusse den Dichter in einigen uns am besten scheinenden Fabeln zu Worte kommen, indem wir insbesondere seiner Eigenart, die Fabel auch auf die flora und die unbelebte Welt übertragen zu haben, Rechnung tragen.<sup>102</sup>

„Liebesmäntler“<sup>103</sup>

Ein Lamm ward weggebracht  
in einer dunkeln Nacht;  
und nur des Diebes Spur,  
entdeckt man auf der Flur.

<sup>100</sup> Meißner & Schmidt. Briefe an W. Menzel. S. 51. <sup>101</sup> Stu. Li. 1830. No. 106.

<sup>102</sup> Fröhlichs ges. Schriften. I Fabeln. <sup>103</sup> I S. 42.

Da wird zum Augenschein  
 von seiner Dorfgemein  
 der Fuchs dorthin geschickt.  
 Doch in der Spur erblickt  
 Er seines Veters Fuß,  
 der ihm auch hehlen muß;  
 drum mit gewandtem Schwanz  
 verwedelt er sie ganz.

„Diplomatik“<sup>104</sup>

Warum sind uns Doppelzungen?  
 Mundert eins der Schlangenzungen.  
 Und die Mama sagt zu ihm: „Eug,  
 Eine wär uns nicht genug,  
 Denn wir sind unendlich Flug.“

„Fortleben.“<sup>105</sup>

„Blumen“, sagen Edelsteine,  
 „Wir erglühen ewig hell,  
 Ihr verblühet o wie schnell!“  
 „Ist denn“, sagt der Blume Lachen,  
 „Unser Träumen und Erwachen,  
 Da verjüngt wir neu uns fränzen,  
 Nicht ein ewig Forterglänzen?“

„Die Verschmachtende“<sup>106</sup>

Die Blume steht im Schmuck der Braut  
 Am trocknen Pfad des Bachs und schaut  
 Hinauf, hinan: Ach kommst du nicht,  
 Du meiner Seel' und Augen Licht!  
 Sie harret Tag und Nacht und lauscht.  
 Es rauscht. — Doch Wind und Laub nur rauscht.  
 Da sinkt ihr Haupt, ihr Auge bricht.

Es sei hier darauf hingewiesen, daß die Fabeln Fröhlichs in seinem besten Mannesalter entstanden, eine ganze Anzahl davon gerade in der Zeit seiner Lehrtätigkeit an der Aargauer Kantonschule. — Der Neuenburgerhandel 1856 begeistert den bereits greisen Dichter zu feurigen

<sup>104</sup> Fröhlichs ges. Schriften. I S. 175. <sup>105</sup> I S. 257. <sup>106</sup> I S. 261.



Worten. Für das Hauptübel der Zeit hält er Napoleon III.; England wirft er Krämergeist vor. — Die ganze Alterspoesie Fröhlichs steht unter der Herrschaft religiöser Gesichtspunkte; die geistliche Dichtung ist ihm zum Mittelpunkt seines Schaffens geworden. Seine „Geistlichen Lieder“<sup>107</sup> sind der beste Beweis hiefür. Indes fällt Jenny in seiner Literaturgeschichte<sup>108</sup> ein zu scharfes Urteil, wenn er Fröhlich wohl „Witz, Satire und Fertigkeit im Reimeschmieden“ zuspricht, hingegen behauptet, es fehle ihm Phantasie und Naivität. Seine Fabeln beweisen das Gegenteil. Andererseits hat Jenny recht, wenn er sagt, „daß Fröhlich, der mit der Gegenwart so übel auskam, seinen Trost in der Vergangenheit suchte, aber nicht in der Romantik, sondern im alten Schweizertum, und in der Reformation. „Mit Fröhlich versinkt ein Hauptvertreter des streitbaren Theologentums alter Währung.“<sup>109</sup>

Während Münch, Follen und Fröhlich nur wenige Jahre an der Aargauischen Kantonschule wirkten, sollte ihr Nachfolger derselben mehr als 30 Jahre dienen. Dieser Nachfolger war

Ernst Ludwig Rochholz. Seine Tätigkeit in Aarau und vor allem an der Kantonschule ist von eminenter Wichtigkeit für das geistige Leben jener Epoche. Rochholz war für seine Zeit ein Gelehrter ersten Ranges, ein vorzüglicher Germanist und Literaturhistoriker, ein vielseitiger, wenn manchmal auch etwas oberflächlicher Geschichtsforscher, ein nicht überragender, aber doch feinsinniger und bemerkenswerter Schriftsteller. Selbst Gottfried Keller, der sicherlich kein Mann der Komplimente war, hegte für ihn die größte Hochachtung. Als 1847 Kellers erste Gedichte erschienen, schickte Rochholz dem Verfasser einen begeisterten Bauspruch zu, der mit den Worten beginnt:

„Rings hängt der Berg voll Muskateller,  
das Tal liegt voller Traubensaft.  
So schütze Gott den jungen Keller,  
der diese jungen Weine faßt.“

Aus der Feder eines der besten und intimsten Schüler Rochholz', von Jakob Hunziker,<sup>110</sup> besitzen wir eine ausgezeichnete Monographie über ihn, an die wir uns im allgemeinen halten. Leider ist der Briefnachlaß von Rochholz, den dieser nicht lange vor seinem Tode, als er

<sup>107</sup> Fröhlichs ges. Schriften. VI. Bd. <sup>108</sup> E. Jenny und D. Roffel. II S. 111.

<sup>109</sup> E. Jenny und D. Roffel. II S. 113. <sup>110</sup> J. Hunziker, Ernst Ludwig Rochholz, Aarau, Sauerländer 1893.

in Geldverlegenheit war, verkaufte, verloren und ist trotz alles Suchens bis heute nicht zum Vorschein gekommen.

Rochholz kam am 4. März 1809 in Unslach, einem kleinen Städtchen in Bayrisch-Franken, zur Welt. Früh verliert er den Vater und erhält einen Freiplatz an der mit dem Gynasium zu Neuburg a. d. D. verbundenen Erziehungsanstalt, an welcher 40 Jahre vorher der junge Bronner seine Schulbildung empfangen hatte. 1827 bestand Rochholz das Abiturium, aber da inzwischen auch seine Mutter gestorben war, stand er völlig mittellos da. Mit einem königlichen Stipendium wurde es ihm indes ermöglicht, die Universität München zu beziehen, wo er Phylologie, Jus und Philosophie (diese bei Schelling) studierte, sich aber namentlich den historisch-germanistischen Fächern widmete. — Am 3. April 1833 fand das Frankfurter Attentat auf den Bundestag statt, mit welchem man Rochholz im Zusammenhang gebracht hat. Sonderbarerweise wurde er aber schon in einem Befehl vom 26. Januar 1833 aufgefordert, die Stadt München innerhalb drei Tage zu verlassen. Zunächst begab er sich nach Augsburg, als ihn die Häfcher auch dorthin verfolgten, flüchtete er nach Lindau und über den Bodensee in die Schweiz. Durch eine Empfehlung seines Schwagers von Herrmann, Staatsrat und Universitätsprofessor in München, gelang es ihm bei Fellenberg in Hofwil anzukommen.

Zunächst erhielt Rochholz in Hofwil die Qualifikation eines Sekretärs, mit dem Auftrage, „auf Grundlage ihm übergebener Manuskripte und Druckschriften die Ideen, welche die Anstalten realisieren sollten, mit dem, was zu diesem Zwecke bis dahin geschehen ist, unter Vermeidung allen persönlichen Lobes, mit strenger Wahrheitsliebe, und auf allgemein faßliche Weise darzustellen.“<sup>111</sup> So entstanden die „Gespräche über Emmanuel von Fellenberg und seine Zeit“, anonym erschienen 1834.<sup>112</sup> Da diese Gespräche eine etwas zu begeistert gehaltene Schilderung der in Hofwil verwirklichten und noch angestrebten Erziehungsideale enthielten, war Fellenberg mit ihnen nicht ganz zufrieden und die Gespräche wurden nicht sogleich publiziert. Das gleiche war der Fall bei der Broschüre „Heinrich Pestalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale.“<sup>113</sup> — An Rochholz, der mit seinem an Verstand und Erfahrung

<sup>111</sup> J. Hunziker. S. 14. <sup>112</sup> Gespräche über Em. von Fellenberg und seine Zeit. 1834, Burgdorf C. Langlois. <sup>113</sup> Heinrich Pestalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale. Bern, C. A. Jenny 1834.

weit überlegenen Schwager Herrmann sich über diese Dinge auseinandersetzte, schrieb dieser über Fellenberg u. a. folgende interessante Bemerkung: „Über Fellenberg urtheilst du richtig, doch bist du nicht frei von der Beschränktheit der Ansichten, die im Institut über ihn umlaufen. — Gut ist deine Vergleichung Fellenbergs mit Napoleon; wirklich ist er der Bonaparte der Erziehungsrevolution, und wie jener wußte er den Adel der Philologie und Kunst wieder in seine Rechte einzusetzen. Er ist aber wirklich eigentümlich und hat in seiner Armenerziehung ein neues Lebensverhältnis aufgestellt, das ihm einen unvergänglichen Namen sichert. Wer so als ein Anfangspunkt eines neuen Lebens dasteht, hat das Recht, jeden, den er bezwingen kann, für seinen Zweck zu benutzen, mag dann der andere vorsehen, daß er nicht mißbraucht werde.“<sup>114</sup> Die letzte Bemerkung ist ein deutlicher Wink für Rochholz. Dieser enthielt nun nach seinem buchhändlerischen Mißerfolg einen Jahresgehalt von 400 Schweizer-Franken und freie Station. Es wurde ihm die Erteilung des Deutschunterrichtes übertragen. Seine Schüler sind meist Portugiesen und er hat mit ihnen seine liebe Not. Bei diesem Anlaß lernt er Portugiesisch und beginnt die Übersetzung der „Eusiaten des Camoens“, deren erster Gesang 1835 bei Danheimer in Kempten erscheint. Fellenberg war vom Erfolg des Unterrichts befriedigt, dagegen Rochholz nicht von seinem Gehalt. Vom 1. Oktober an erhielt er deshalb eine Gehaltserhöhung von 200 Franken und es wurde ihm der Unterricht in einer jüngeren Klasse und in der Normalschule übertragen. Dieser Versuch gelang aber nicht, da Rochholz mit jener Klasse über ihren Horizont und bei den Normalschülern über denjenigen ihres Berufes als Volksschullehrer hinausging. Als Fellenberg ihm deshalb eine Bemerkung machte, nahm dieser es so übel auf, daß er gleich am folgenden Tage jenem schrieb, er sei es seiner Ehre schuldig, sich seinen Zumutungen zu entziehen. Zugleich verlangte er die Manuskripte der Gespräche über Fellenberg, dieser seinerseits die Rückgabe der Dokumente zu diesen Gesprächen. Es entwickelte sich daraus zwischen den beiden ein unerquicklicher Streit, der 3. T. auch in der Presse seinen Niederschlag fand.

Vom 20. Januar 1834 — 6. November 1835 ist man ohne direkte Nachricht über Rochholz. Zweifelsohne hat er sich aber in Bern aufgehalten. Dort erschienen 1834 die „Lieder der Jugend“, dort 1835

<sup>114</sup> J. Hunziker. S. 15.

die „Eidgenössische Liederchronik“.<sup>115</sup> Mit dieser Arbeit betrat Rochholz dasjenige Gebiet, auf dem er Bedeutendes erreichen sollte. Er hat die Lieder aus bekannten Zeiten und mit bekannten Verfassern chronologisch geordnet, in einem Anhang dagegen alle diejenigen unbekannten Ursprungs zusammengestellt. Die erste Abtheilung wiederum hat er nach den historischen Ereignissen angeordnet: a) Berner Bündnisse und Fehden, b) Die ersten Kriege von Österreich, c) Der alte Zürichkrieg, d) Thurgauer- und Mühlgäuer- und Waldshuterzug, e) Die Burgunderkriege, f) Der Schwabenkrieg. Unter den Liedern unbekannten Ursprungs möchten wir namentlich hervorheben, das „Tellenlied“ (Seite 277), ein „Lied vom Bruder Klaus“ (Seite 313), die zwei Gedichte über die Schlacht von Novarra und besonders das Ostfriesenlied der Oberhasler, worin der Ursprung der alten Schweizer vom skandinavischen Norden abgeleitet wird und das Rochholz kritisch-historisch untersucht hat. Am 6. November 1835 wird Rochholz in Biel provisorisch als Lehrer der deutschen Sprache angestellt. Da hingegen die Probelektion im Religionsunterricht nicht ganz genügend war, so wird ihm dieses Fach nicht übertragen. Sein Unterricht war anregend und fruchtbar. Um die Schüler aufzumuntern, lud er sie jeden Samstag Abend zu freiem Vortrag und Gedankenaustausch auf sein Zimmer, was ihm aber sehr übel aufgenommen wurde; vom Administrationsrat erhielt er dagegen eine glänzende Rechtfertigung. — In Biel hielt sich zu jener Zeit auch Dunier auf, gewesener Stabsarzt der französischen Armee unter Napoleon I. in Syrien. Diesem erteilte er Deutschunterricht und erfuhr durch ihn eine Anzahl Anekdoten über die napoleonischen Feldzüge.

Als im Laufe des Jahres 1835 durch Reorganisation der Kantonschule in Aarau die dortigen Lehrstellen für deutsche Sprache und Literatur am Gymnasium und an der Gewerbeschule erledigt wurden, meldete sich unter andern auch Rochholz. Der Verwaltungsrat in Biel hatte ihm ein ausgezeichnetes Zeugnis mitgegeben. Am 24. März wurde Rochholz mit vier andern Bewerbern zu einer Prüfung und Probelektion eingeladen. Über seine schriftliche Arbeit: „Welches ist der Grundbegriff der Epopöe, unter welchen Umständen ausschließlich kann sich ein National-

<sup>115</sup> Eidg. Liederchronik. Sammlung der ältesten und wertvollsten Schlacht- und Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Jähringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern u. a. Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert von Ernst Ludwig Rochholz. Bern, Fischer & Co. 1835.



epos gestalten und in welchen Verhältnissen stehen ebenfalls die Ilias, Aeneis und die Nibelungen zueinander?", äußerten sich die Experten, darunter Wilhelm Wackernagel von Basel, dahin, daß „unter den gelieferten Aufsätzen die Arbeit Rochholz' offenbar die inhaltsreichste und beste, reich an Beweisen seines gründlichen Studiums über diesen Zweig der Literatur und mit Geist aufgefaßt sei.“ Am 30. März wurde Rochholz zum Hauptlehrer der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium ernannt. Obschon Rochholz sein bayerisches Bürgerrecht niemals gegen das schweizerische hat umtauschen wollen, sondern reichstreu blieb, ist ihm der Aargau dennoch zur zweiten Heimat geworden. Noch etwas ist hier eingehend zu bemerken: Nicht nur Erziehung und Studium hatten Rochholz der Kirche abwendig gemacht, sondern seine Überzeugung, daß deutsches Volkstum und kirchliche Herrschaft zwei unvereinbare Gegensätze seien. Seine Überzeugung machte sich natürlich zunächst auf dem Gebiete der Schule geltend. Man muß im Auge behalten, daß der konservative Dichter A. E. fröhlich durch eine radikale Regierung aus der Schule entfernt und Rochholz an seine Stelle berufen worden ist. Klarerweise mußte also diesen die oberste Behörde auch schützen, anderseits aber war er a priori tendenziösen Angriffen ausgesetzt, wenn er eine schwache Seite zeigen sollte. — 1837 wurde Rochholz neben dem Deutschen auch die philosophische Propädeutik übertragen. Im Dezember gleichen Jahres wurde das von ihm unterbreitete Manuskript seines für die aargauischen Bezirksschulen und für die untersten Klassen der Kantonschule berechneten Lesebuches „Freidank“ genehmigt. Im Buchhandel erschien derselbe 1838 bei Sauerländer inarau: „Der Neue Freidank, Geschichte der deutschen National-Literatur, nach Sage, Religion, Sitte, Sprachentwicklung und Dichtkunst, aus vaterländischen Dichtern dargestellt, in Poesie und Prosa.“ Der Freidank ist eine Anthologie. Dabei gibt Rochholz genau an, was nach ihm „eine Anthologie sein muß und was sie nicht sein soll“, nämlich „kein Schiller'scher Karrenknecht; weder eine Klopstock'sche Germania, noch ein Voß'scher Teut: weder Kunst aus Teutoburger Eichen ziehend, noch mit griechischen Gebeinen jene Eichen herabwerfend; sie ist kein Kollekteur der Xenien, der, bei der Armut und für die Armut sammelnd, unvorbereitet sich in den Labyrinth des Vorhandenen verirrt . . . usw., positiv ausgedrückt: „Anthologien sind jährliche Rechenschaftsberichte über Talent und geistigen Haushalt der Deutschen; Chroniken über Niederlagen und Siege unserer Sprache seit der Reformation; eine in den gesamten



Volksg Geist ; zurück sich wendende Vö lkerwanderung unserer gesamten Dichterschar.“ (Einleitung S. VII.) Über die Benennung „Freidank“ äußert er sich wie folgt: „Freidank oder Vridank's Bescheidenheit ist ein edles deutsches Lehrgedicht aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, wo ein ferngesunder Mensch die hervorragendsten Ideen jener herrlichen Zeiten so treu fleißig versammelte und niederlegte, daß er über den Inhalt sich selbst vergaß und, seinem Werke die Unsterblichkeit des eigenen Namens und Schicksals opfernd, hierin für unsere gelehrte Neugier verloren und unterging.“ (S. I.) Deshalb erschien auch der „Neue Freidank“ anonym. Das Buch zerfällt zunächst in einen „allgemeinen“ und in einen „besonderen“ Teil. „Der allgemeine Teil bringt in Kürze alle diejenigen Verhältnisse zur Sprache, welche der Mensch als Mensch, Christ und Bürger einzugehen hat; wogegen der besondere Teil die Resultate dieser allgemeinen Verhältnisse darstellt, wie diese dem Individuum aus innerlichem Leben und freudiger Geistesgewißheit redlich zur Äußerlichkeit des freientwickelten Kunstproduktes gedeihen. Beide Abteilungen sind demnach nicht willkürlich gesetzt, sondern verhalten sich als notwendige zueinander, wie Lehrzeit und Wanderjahre, wie Unterweisung und Meisterschaft. Steigert sich somit der Inhalt des Buches vom ersten zum zweiten Hauptteil, so muß sich dieselbe Ideensteigerung sogar in den einzelnen kleineren Abschnitten wiederholt durchführen; eine Bemühung von unserer Seite, die nur einem gar blöden Auge entgehen wird.“ (S. XI).

Das Bestreben von Rochholz' ging dahin, den deutschen Unterricht auf der breitesten Grundlage der Wissenschaft Jakob Grimms vom deutschen Volkstum aufzubauen. Über die deutsche Literatur im besondern prägt er am Schlusse seiner Einleitung folgende markante Worte: „... Daß fortan unsere Poesie nicht mehr die Dienstmagd trivialer Begierden, daß unsere edle Sprache nicht mehr das Babel aller Vö lkerschiefheiten, nicht mehr das Ausrufungszeichen alles patriotischen Tauschels, und der Paragraph aller pedantischen Nüchternheiten, sondern, wie Goethe sagt, die Weltsprache werde; daß unsere Literatur der Stapelplatz und Markt der Weltliteratur sei, daß wir seit Jahrhunderten an diesem Marktplatz bauen; welche Geistesherrlichkeiten wir dann in den Nischen beizusetzen haben; wie es Licht werden und das innerste Heiligtum eröffnet sein wird, sobald die schöne Kunst als wahres Leben, und das Reich der Dichtung als das Reich der Wahrheit gilt: Dies ist das Resultat dieses letzten Abschnittes und des ganzen Buches.“

Kurz nach dem September-Putsch des Jahres 1839 erfolgte der erste Angriff auf Rochholz. Er wurde angeklagt, die Jugend im antichristlichen Sinne zu erziehen. Dieser Angriff begründete sich auf den Aufsatz eines seiner Schüler, der darin die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Menschheit einst auch über das Christentum hinausschreiten werde. Wenn der aargauische Erziehungsdirektor Augustin Keller Rochholz restlos in Schutz nahm, so bedeutete dieses Vorgehen auch einen Sieg des Liberalismus über den Konservatismus. Im Jahre 1840 verheiratete sich Rochholz mit Augusta Schröder aus München. Die Bekanntschaft machte er bei dem als Landschullehrer in Grenchen lebenden deutschen Flüchtling Karl Mathy,<sup>116</sup> dem späteren Minister im Großherzogtum Baden. Auch diese hervorragende Persönlichkeit stand mit Aarau und der Kantonschule in Kontakt. An der Hochschule Heidelberg, die Mathy im Jahre 1824 bezogen hatte, studierte er Staatswissenschaft und war Burschenschafter. Nachdem er seine Prüfung als Cameralpraktikant bestanden, wurde er seiner Tüchtigkeit wegen als Mitarbeiter an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ zugezogen, damals in Deutschland unbestritten das erste Blatt. Später gründete er eine eigene Zeitung, den „Zeitgeist“, welche unter dem Namen eines Strohmannes erscheinen mußte, weil Mathy das erforderliche Alter von 30 Jahren noch nicht besaß. Wenn er auch mit dem Frankfurter Attentat nicht einverstanden war, so war er doch den Flüchtlingen ein Beschützer, weshalb er, um der Verhaftung zu entgehen, in die Schweiz flüchtete. In Biel nimmt er die Stelle eines Übersetzers bei der Zeitung „La Jeune Suisse“ an (4. Juli 1835 bis 23. Juli 1836) und übersetzt aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt. Im Redaktionszimmer verkehren Rauschenpat, Harro Haring und Wilhelm Sauerwein. 1836 gibt er Unterricht am Gymnasium in Biel, wo er Rochholz im Deutschen vertritt. Im folgenden Jahre wird er wegen seiner Beziehungen zum „Jungen Deutschland“ und zur „Jungen Schweiz“ verhaftet und nur unter der Bedingung entlassen, daß er die Schweiz bis 1. September verlasse. Damals setzten sich Rochholz und andere Professoren von Aarau für ihn ein und es wurde ihm eine Lehrerstelle am Gymnasium in Aussicht gestellt, wenn er sich einer Prüfung unterziehe. „Mit Feuereifer ergriff Mathy die neuen Bücher, saß Tag für Tag über Literaturgeschichte und mittelhochdeutscher Grammatik, las und

<sup>116</sup> Gustav Freytag. Karl Mathy. Geschichte seines Lebens.

erklärte, von Rochholz angeleitet, alte deutsche Dichter. Während die Landschaft in Schnee gehüllt war, während im Lande der Zorn gegen die Flüchtlinge immer noch oben auf war, flangen im Haushalt der Flüchtigen (Mathy hatte seine Familie bei sich) die Verse Walters von der Vogelweide, der Nibelungen und Gottfrieds von Straßburg.“<sup>117</sup> Durch Oberst Schmiel, einem Böhmen, wurde ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht und nur auf Umwegen gelangte er nach Aarau und zwar ins Regierungsgebäude, wo er seine Probelektion ablegte, während das Haus von Landjägern umstellt war, die ihn nachher abfassen sollten. Durch ein Hintergebäude wurde er nach bestandener Prüfung entführt. — Wenn er auch die erhoffte Stelle nicht erhielt, so wurde er doch von der Proscriptionsliste gestrichen und erhielt das Diplom für Sekundarlehrer in Grenchen, wo eben Rochholz seine Frau kennen lernte. Ein Jahr später konnte Mathy in die Heimat zurückkehren und erwarb sich dann als Minister einen erstklassigen Namen.

In den Jahren 1842 – 1843, da Rochholz das Amt eines Rektors bekleidete, kam es zu einem unerquicklichen Streit zwischen den einzelnen Lehrern der Kantonschule, wobei Rochholz im Mittelpunkt der Angriffe stand. Die eigentliche Ursache des Streites war der Gegensatz zwischen dem Freisinn der politischen Flüchtlinge Kurz, Volley und Rochholz und dem monarchistisch-konservativ gesinnten Eduktionsrat Karl Mager.<sup>118</sup> Letzterer ein bedeutender Pädagoge, gleichfalls Lehrer an der Kantonschule (Professor der französischen Sprache und Literatur) hatte in seiner weitverbreiteten „Pädagogischen Revue“ die Meinung ausgedrückt, „daß wir unsere Revolutionäre widerwärtig wie Knoblauch und Wanzen seien und daß er sich zur Ehre anrechne, von den deutschen Flüchtlingen, die sich in Aarau aufhielten, von Herzen verabscheut zu werden.“ Auch in diesem Falle unterlag der konservative Karl Mager, denn sein Entlassungsbegehren vom Jahre 1844 wurde ohne weiteres angenommen. Über den Streit selbst unterrichtet die Schrift Magers „Politische Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz.“<sup>119</sup> Aus dem ganzen ist einmal zu sehen, daß hier politische Meinungsverschiedenheiten in der hitzigsten und rücksichtslosesten Weise geführt, auf einander platzten. Auf beiden Seiten verfuhr man unsachlich

<sup>117</sup> Gustav Freytag, Karl Mathy. S. 156. <sup>118</sup> E. L. Rochholz, Ein Niedermont. In: Alpina, Schweiz. Jahrbuch für schöne Literatur, herausgeg. von H. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter 1841. <sup>119</sup> Politische Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz, geschildert von Dr. Mager. Aarau Christen, 1843.

und wurde stets persönlich. Dieser nennt jenen einen „lügnerischen Revolutionär“ und jener den andern einen „Fürstendiener.“ Genannte Schrift sollte als Beilage zum „Schweizerboten“ erscheinen, was aber vom Herausgeber Sauerländer nicht zugelassen wurde, woraus Mager natürlich den Schluß zog, daß auch dieser von der radikalen Partei geschmiert sei. Es ist übrigens interessant, daß Sauerländer als Grund seiner Zurückweisung angibt, daß vor 36 Jahren (also 1807) zwischen Rektor Evers und Prof. Hofmann ein ähnlicher Streit geherrscht habe, welcher sehr unangenehme Folgen gezeitigt habe. Es ist natürlich von ihrem Standpunkt aus begreiflich, daß weder der Verleger Sauerländer, noch der Redaktor Jschokke, beides politisch fortschrittliche Männer, beides liberale Deutsche, ihre Zeitung dafür hergeben wollten, damit darin den Deutschen über die Ohren gehauen werde.

Außer den zahlreichen Schriften Magers pädagogischen oder didaktischen Gehaltes ist vor allem seine pädagogische Revue von Bedeutung, welche er in seiner Aarauer Zeit ins Leben rief. Am 1. Juli 1840 erschien das erste Heft der „Pädagogischen Revue, Zentralorgan für Pädagogik, Didaktik und Kulturpolitik“.<sup>120</sup> Ihr widmete Mager seine ganze Kraft und einen großen Teil seiner Zeit. Sie verbreitete sich rasch über ganz Deutschland nach Frankreich, Rußland, England, Schweden und Dänemark, sogar bis nach Spanien. In ihr wurden die wichtigsten pädagogischen Probleme erörtert und wie häufig und nicht immer sachlich es manchmal zugeht, haben wir soeben gesehen. Mager hat die pädagogische Revue bis 1849 persönlich redigiert. Einer der häufigsten aargauischen Mitarbeiter war Rauchenstein, von dem namentlich Rezensionen über klassische Philologie erschienen. Er war auch sonst mit Mager verbunden, wie auch beide in ihren politischen Ansichten übereinstimmten.

Doch kehren wir zu Rochholz zurück! Eine im Jahre 1844 vom reformierten Kapitel erhobene Beschwerde bezog sich auf die Lektüre „Zinzen-dorfs“ von Varnhagen von Ense und wurde als unbegründet abgewiesen. 1845 wird Klage gegen ein Aufsatzthema Rochholz' „Über das Wesen des Romans“ eingereicht. Zugleich wird geklagt, daß Rochholz nicht selten in seinem Unterricht Anlaß nehme, sich über religiöse und kirchliche Ansichten unziemlich und verletzend zu äußern. Es wird festgestellt, daß manche Themata das positive Wissen und Vermögen der Schüler übersteigen, daß Stoff zu sogenannter humoristischer Behandlung für

<sup>120</sup> Pädagogische Revue. Zentralorgan für Pädagogik, Didaktik und Kulturpolitik. Hrsg. von Dr. C. Mager, Stuttgart 1840.



diese Altersstufe ungeeignet sei, daß namentlich durch ein Thema das Romanlesen provoziert werde. Da Rochholz seine Stellung für gefährdet betrachtete, meldete er sich an die erledigte Rektoratsstelle am Realgymnasium in Nürnberg, erhielt sie aber nicht.

Im Juli und August 1847 unternahm Rochholz eine Reise mit seinem Freunde Danheimer nach Gressoney, der deutschen Gemeinde in Piemont am Fuße des Monte Rosa. Darüber hat er verschiedene Vorträge gehalten und hat eine Episode aus dem Stilleben jener Gegend zu einer Novelle verarbeitet: „Der Pfarrer von Alagna“, die leider verloren gegangen ist. —

Rochholz hatte schon seit Jahren Sammlungen über volkstümliche Überlieferungen aller Art anzulegen begonnen. Über 60 Bände teils gedruckter, teils handschriftlicher Art sind davon erhalten. Sie sind der Beweis einer fast unglaublichen Belesenheit, eines feinen Spürsinnes und eines unermüdlichen Sammlergeistes. Rochholz ging dabei von der romantischen Schule aus, deutlich ausgesprochen in den Arbeiten der Brüder Grimm, namentlich in der „Deutschen Mythologie“ und in den Kinder- und Hausmärchen“. Damit stellte er seine ganze Kraft in den Dienst der nationalen Idee. Die gesamte Schülerschaft machte er zu seinen Mitarbeitern. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß ihm von den Schülern viel Gemachtes und Verunstaltetes gebracht wurde und daß er in der Erkenntnis dessen, die ihm überbrachten Materialien nach seiner eigenen Ansicht und Geschmack behandelte, wodurch „erstens jener feine Duft des Erdgeschmackes, jener schlichte Adel der Form, der dem wirklich unverfälschten Volkslied und der Volks Sage eigen, Vorzüge, die keine Sprachgewandtheit zu ersetzen vermag, und zweitens das absolute Vertrauen auf die Echtheit dieser Materialien“ verloren gingen.<sup>121</sup> Im Mai 1849 und im November 1850 wird Rochholz ermahnt, nicht solche Stoffe als Aufsatzthemata zu verwenden. Darauf erwidert Rochholz u. a.:<sup>122</sup> Genau genommen wären dann auch Schillers, Goethes, Bürgers, Uhlands, Herders auf Volks Sagen begründeten Gedichte aus dem Unterrichte wegzulassen, ebenso Hebels Gedichte und Rätsel, die deutsche und griechische Heldensage, Homer und Nibelungen, also alles dasjenige, was das dauerhafte Eigentum aller Schulen und der unerschöpfliche Lehrstoff aller Lehrer ist. — Dann soll ich zweideutige, rohe, schlüpferige, unzüchtige, unflätige Punkte, die kein Vater bei seinen Kindern durch-

<sup>121</sup> J. Hunziker. S. 28. <sup>122</sup> J. Hunziker. S. 29/30.



gehen lassen würde, in den Schülerheften ungeahndet hingenommen und soweit meine Lehrstellung nicht gewahrt haben. . . . Wo ich konnte, wo es der betreffende Fall zuließ, da habe ich meine warnende Note in das Heft eingeschrieben und diese Warnung in der mündlichen Korrektur vor der ganzen Klasse unerhitzt, aber wie ich hoffe, auf würdige Weise wiederholt. Zeugen hiefür sind alle meine Schüler, Zeugen gleichfalls die von mir korregierten Hefte. Das Nötigste habe ich also getan und zur rechten Zeit und in gebührender Weise. Daß blinder Eifer nur schade, habe ich dabei vor allem beherzigt." — Dazu sagt wiederum sein Schüler Hunziker: „Wenn wir hinterher uns die Sache genau überlegen, so müssen wir zugestehen: es war ein ungewohntes und eigenartiges Verfahren, den Schüler durch Vermittlung der provinziellen Volksüberlieferung in die Literatur einzuführen; gar viele mögen auf dem nicht eben glatten Wege gestolpert, ermüdet oder irre gegangen sein; der Lehrer selbst verleugnet es nicht, daß er zugleich literarische Zwecke verfolgt. Aber wie der Sprachunterricht ausgehen kann von der Mundart, so der literargeschichtliche von der Volksdichtung. Und wenn hie und da einige Schüler strauchelten, wenn diese Arbeitsbienen neben echtem Honig auch manchen Irrtum in die Sammelmappen eintrugen, so lag der wesentliche Gewinn für sie doch darin, daß der Lehrer sie auf diese höchst anregende Weise in seine eigene reiche Gedankenwelt einführte, während seine scharfe Kritik und seine stets scharfe Dialektik auch aus trübem Gestein den zündenden Funken schlug." — In einer Zuschrift der Regierung an den Kantonschulrat im Jahre 1851 bemerkte dieselbe, es werde in der Öffentlichkeit von Schülerheften aus dem Unterricht von Rochholz gesprochen, welche ungeeignete, mit dem sittlichen Anstand nicht vereinbare Aufgaben enthalten und befiehlt Untersuchung. Nach dieser wird beschlossen, „die Lehrtätigkeit des Herrn Rochholz seit 1845 als sehr befriedigend anzuerkennen; betreffend den „Tragemunt“ dem Verfasser das Mißfallen der Behörde auszusprechen, weil derselbe durch Sprache und Inhalt einzelner Stücke bei vielen im Lande das Vertrauen zur Schule gefährde, und namentlich das Gefühl für religiösen Glauben und Gesittung bei einem großen Teil des Publikums verletzt zu haben scheine.“

„Tragemunt“<sup>123</sup>, eine Sammlung von Kindergedichten in „Rätselketten, Rätselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern“,

<sup>123</sup> Tragemunt. Neue Kindergedichte in Rätselketten, Rätselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern. Eßlingen 1851.

scheint uns indes nicht so beschaffen zu sein, daß damit das Seelenheil der heranwachsenden Jugend gefährdet wäre. Wohl ist die Sprache manchmal nicht bloß natürlich, urwüchsig und frisch, sondern recht derb und grob, weil sie eben die Sache beim Namen nennt:

Kain's Floh (S. 102).

Der Kain verpißte die Hosen  
 Und schlief im Bette nicht ein  
 Drum roch er wenig nach Rosen  
 Und sah gar meisterlos drein.  
 Man steckte den bösen Gesellen  
 In Hosen von Ziegenfellen  
 Doch blieben auch diese nicht rein.  
 Was konnte die Mutter nicht Lieder!  
 Sie sang's ihm nieder und hoch,  
 Daß duckte der Bruder sich nieder  
 Ihr Abelschen schlummerte froh:  
 Doch Kain, als steck er am Messer,  
 Schrie ärger und pißte noch besser  
 Daß Windel triefte und Stroh.  
 Da hatte, so lang sie gesungen,  
 Ein Tierchen getanzt auf dem Stroh  
 Und sprang nun vom freischenden Jungen.  
 Aha? sprach Eva, so so!  
 Selbst Du, Du winziges Dingel,  
 Gehst auf und davon beim Schlingel  
 Und bist doch sein eigener Floh!

Auch macht sich Kochholz über den Aberglauben lustig, und auch über das, was nach Behörde und Zunft riecht, wird nicht immer mit dem gebührenden Respekt gesprochen. Oft ist das Gegenteil der Fall und der Verfasser überschreitet manchmal die Grenze des Satirischen, um Gift und Galle zu spritzen. So heißt es in einer Strophe von der „Schreibfeder“ (S. 23):

Ich bin ein Körper ohne Geist  
 Doch die Geschäftskamele  
 Die man bei uns Kopisten heißt,  
 Entreißen mir die Seele  
 Und finden denn in meiner Not,  
 Was ich nicht beißen kann, ihr Brot.

Daneben aber bietet das Buch vielerlei recht Positives: Lehrhafte Geschichten, wie diejenige vom „Bösen und guten Gewissen“ (S. 80), reizende Märchen, wie dasjenige vom „Osterei“ (S. 124—131) und persönliche Erlebnisse und Reminiszenzen, so „Der lange Gang“, eine spuckhafte Geschichte aus Dichters Kinderzeit (S. 141) und „Das erste Stammblatt“ (S. 146), wo er seiner toten Mutter gedenkt:

Wie mahnt mich dieses an die Zeit,  
Wo mir ein Herz, nun liegt's im Grab,  
Zu meiner Knabenfröhlichkeit  
Ein Stammbuch zum Geburtstag gab.

Und mir mit zarter Mutterhand,  
Mit einer Seele, mild und lieb,  
Auf's erste Blättchen, das sich fand,  
die unvergeßlichen Zeilen schrieb:

„Daß du mich einst im Alter trägst,  
Wie ich mein winzig Bublein trug,  
Und mich, wie ich Dich pflegte, pflegst,  
Dies ist, o Sohn, mir Lohn's genug.“

Wie tiefgreifend die Wirkung war, die der Unterricht von Rochholz auf seine Schüler ausübte, ersehen wir aus einem Brief eines seiner ehemaligen Schüler, den dieser beim Streit über den „Tragemunt“ am 26. Februar 1851 an Rochholz schrieb und der offenbart, daß Rochholz eine Persönlichkeit war, die auf den Werdegang der Schüler von entscheidendem Einfluß war.<sup>124</sup> Wie stark auch die Bevölkerung in diesen Kampf um Lehrmethoden und Weltanschauung mit hineingerissen wurde, illustriert die bereits erwähnte Novelle A. E. Fröhlichs „Die Witwe“ in drastischer Weise.<sup>125</sup> Das wertvolle Motiv, den Kampf einer tüchtigen Mutter gegen den verderblich wirkenden Lehrer ihres Sohnes, macht Fröhlich zum Träger seiner Tendenz. Die Anklagen sind dieselben, welche zu allen Zeiten gegen Rochholz erhoben wurden. Weil der Professor (Rochholz) den Sohn der Frau Salome, Franz, der seinen in die Fremde ziehenden Bruder ein Stück lang begleitete und es nachher unterläßt, in die Schule zu gehen, nicht bestraft (indem er ihn nicht über das Mittagessen einsperrt), setzt nun diese wackere Mutter, die das Herz am

<sup>124</sup> J. Hunziker. S. 31/33. <sup>125</sup> A. R. auf das Jahr 1851, Aarau und Thun. A. E. Fröhlich, Die Witwe. S. 241/83.

rechten Fleck hat, aber eine eigensinnige und rechthaberische Frau ist, alle Hebel in Bewegung (den Pfarrer, den Schulinspektor, den Bürgermeister und zuletzt die Schulpflege), damit der Sohn dennoch bestraft werde. Weil ihr dies nicht gelingt, gibt sie sich nun in nicht gerade christlicher Weise alle erdenkliche Mühe, den Professor, der nur provisorisch angestellt ist, von seinem Posten weg zu schaffen, was sie durch allerlei Ränke endlich zuwege bringt. Sie und Meister Klaus beweisen dem Professor am öffentlichen Examen sein Unrecht und erzwingen dadurch seine Absetzung. Der Ausgang der Novelle ist allerdings ein Triumph, der fröhlich nur in seiner Phantasie davon getragen hat. Denn in Wirklichkeit blieb eben Rochholz in seiner Stellung. Um zu zeigen, wie sehr fröhlichs Novelle sonst mit der Wirklichkeit übereinstimmt, geben wir einige markante Proben. Frau Salome im Gespräch mit Meister Klaus, einem Handwerksmeister alter Währung, sagt: „Es ist überhaupt traurig, mit welcher Leichtfertigkeit eben jetzt Lehrer angestellt werden und wie auch unsere Schulbehörde diesem neuen Herrn Professor die oberste Schule unseres Ortes anvertraut. — — Im Ausland als Anführer von Barrikaden auf Mitbürger geschossen zu haben, (Anspielung auf Rochholz' angebliche Teilnahme am Frankfurter Attentat) dann feldflüchtig, verbannt oder zum Zuchthaus verurteilt zu sein, das scheint gegenwärtig das beste und unbedingteste Wahlfähigkeitszeugnis. Nicht einmal nach Gründlichkeit der Kenntnisse wird gefragt, auch nicht nach Lehrtalent, nach persönlicher Würde, nach Wandel und Glauben durchaus nicht, im Gegenteil je heidnischer, desto besser!“ Meister Klaus: „So ist er leider; das Landeskind gilt gar nichts, wenn es ein Kind des Friedens ist und nicht jeden Aufruhr in den Himmel erhebt. So wurde unser Vikar (natürlich fröhlich) neben diesem Herrn Professor auf die Seite gestellt; aber freilich der Vikar war ein Geistlicher und zwar ein rechter, aber den Herrn Professor hat man noch nie in einer Kirche gesehen, und ob seine Schüler den Gottesdienst besuchen, darnach hat er sie noch gar nie gefragt. Und solch ein Mensch soll noch Religionsunterricht erteilen!“ Frau Salome: „Leichtfertige Meinungen über unseren Glauben hat mir Franz auch schon heimgebracht. So nannte er leztthin Kirchenlieder wie „Was Gott tut das ist wohl getan“ altväterisch und abgeschmackt.“<sup>126</sup> An einer andern Stelle klagt Frau Salome der Frau Pfarrerin, mit welcher sie auf gutem Fuße steht, im Gegensatz

<sup>126</sup> A. R. auf das Jahr 1851, Aarau und Thun, A. E. Fröhlich: Die Witwe. S. 248/49.

zum Pfarrer, der zum Professor hält, in bezug auf Franzens Schreibbücher, „daß diese unschön seien, und zwar vom Professor korrigiert, ohne irgend eine Bemerkung über die Nachlässigkeit der Schrift und der Arbeit; ja zu manchen unbescheidenen und absprecherischen Worten habe der Lehrer sein „gut“ oder „nicht übel“ geschrieben. Und was für Aufgaben zu Aufsätzen las sie da! Daß das Christentum die Bildung der Germanen aufgehalten und auf Abwege gebracht habe; daß Luther den Deutschen eine neue Knechtschaft auferlegt, daß Klopstock, Herder, Claudius Pietisten seien.“<sup>127</sup> Auch die Pfarrerin, bei deren Mann der Professor oft verkehrt, hat verschiedenes auf dem Herzen: „Gewisse Dichtungen, die uns vor vielen lieb sind, wie Herders Legenden oder Novalis, wollte er nie vorlesen; sprachen wir von einem Gerhard, Gellert, Lavater oder auch von einem Spitta, lenkte er auf anderes, und Spott und Hohn spielten in seinen Zügen; selber von den herrlichen Liedern meines Lieblings Körner ließ er nichts gelten, auch nicht von Schenkendorf; von Rückert wollte er gleichfalls nichts wissen, außer von seinem Eulenspiegel Harriri; des Brahmanen Weisheit nannte er geringfügig ein wunderliches Lehrgedicht von ungenießbaren Verskünsteleien. Ein Lehrgedicht sagte er, ist überhaupt ein Unsinn.“<sup>128</sup> —

Trotzdem Rochholz für sich selbst sehr anspruchslos war, hatte er für andere stets eine offene Hand. Besonders als im Jahre 1848 der Strom politischer Flüchtlinge sich über die Schweiz ergoß, trug er jedem, der es bedurfte, seine Hilfe an. Auch wuchsen die Ausgaben mit der wachsenden Kinderschar. Alle Mittel wurden versucht, um das drohende Unheil zu beschwören; so wurde ihm auf 1. Januar 1857 sein Gehalt auf das Maximum erhöht. Auch sprangen ihm viele ehemalige Schüler bei. Vergeblich! Die Schar der Gläubiger wuchs von Tag zu Tag. Rochholz aber blieb unverzagt, als der Schuldenbote seinen Hausrat pfändet, ruft er aus: „So nun schreiben wir unsere Bücher!“ Durch seine während Jahrzehnten mit Beharrlichkeit fortgesetzten Arbeiten, war es ihm möglich, in rascher Reihenfolge eine ganze Anzahl Originalarbeiten zu fördern. — 1853 waren bereits die „deutschen Arbeitsentwürfe“ erschienen.<sup>129</sup> Diese für das Aargauer Gymnasium ge-

<sup>127</sup> A. R. Auf das Jahr 1851, Aarau und Thun, A. E. Fröhlich: Die Witwe. S. 257. <sup>128</sup> Die Witwe. S. 262. <sup>129</sup> Deutsche Arbeitsentwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf höheren Lehranstalten, 2 Teile, Mannheim, Bassermann 1853.



schriebenen deutschen Arbeitsentwürfe bestreben sich hauptsächlich, „die Liebe zum Heimatlichen zu entwickeln, den Natur- und Familiensinn zu steigern, Erinnerung und Empfindung der Knabenwelt in ursprünglicher frische und Heiterkeit wiederkehren zu lassen, Glauben und Frömmigkeit des Elternhauses und unverletzliche Würde in den Herzen der Jugend zur Sprache zu bringen.“<sup>130</sup> Nach Rochholz soll der deutsche Unterricht die Wirkung tun, „die man sonst der Reihe nach vom philosophischen, mathematischen, religiösen usw., je nach den Stimmungen der Zeit ebenso ausschließlich erwartete. Ohne daß etwas Namhafteres geschehen wäre, soll namentlich der deutsche Aufsatz alles mögliche auf einmal erfüllen und einbringen: Sprache und Sachkenntnis, Energie des Willens und der Denkkraft, Herzensbildung und Schönheitsgefühl, Erfindung und Darstellung.“<sup>131</sup> Während der erste Teil des Werkes sich mit „Beschreibung und Erzählung“ beschäftigt, behandelt der zweite „Vortrag und Aufsatz.“ — So stehen beide Bände in enger Verbindung miteinander und weisen einen inneren Entwicklungsgang auf. Besonders wertvoll dürfte das Werk durch eine Reihe von Originalaufsatzen sein. Das Ganze ist historisch und empirisch gehalten und stets durch Beispiele belegt. So ist es nicht verwunderlich, wenn dieses inhaltsreiche Buch auch über die Schule hinaus wirksam war. In einem Briefe erzählt ein Nationalrat Wapf aus Luzern, wie er nach zurückgelegter Primarschule als armer Ackerknecht aus diesem Buche durch jahrelange Nacht- und Sonntagsarbeit, da die Werkstage über ihm keine Zeit blieb, sich herangebildet habe.<sup>132</sup> Die Fortsetzung dieser deutschen Arbeitsentwürfe bildet der „deutsche Aufsatz“,<sup>133</sup> trotzdem diese Arbeit erst dreizehn Jahre später erschienen ist, und sie muß deshalb hier im Zusammenhang genannt werden. Es ist ein Lehrbuch über den deutschen Stil, aber nicht ein Lehrbuch alltäglicher Art, sondern ein Werk voll schöpferischen Geistes. Rochholz sagt: „Man tadle den Lehrer nicht deshalb, weil er anstatt fremdes zu entlehnen und nachzuforgieren, eigenes produziert. Wir Lehrer alle werden uns doch einmal zu den Schützen rechnen müssen, die nicht bloß nach der Scheibe schießen, sondern auch ihr genießbares Stück Wild mitheimbringen wollen. Dies

<sup>130</sup> Deutsche Arbeitsentwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf höheren Lehranstalten, 2 Teile, Mannheim, Bassermann 1853. S. 2. <sup>131</sup> Deutsche Arbeitsentwürfe. S. 5. <sup>132</sup> J. Hunziker. S. 34. <sup>133</sup> E. L. R. Der deutsche Aufsatz. 4 Abteilungen stilistischer Aufgaben und Ausarbeitungen für Lehrer und Schüler höherer Schulen, Wien 1866.

angewendet auf den deutschen Stil, so ist derselbe längst keine Sache mehr einer nach Paragraphen abhandelnden Schultheorie, der gute deutsche Stil ist vielmehr eine öffentliche Angelegenheit geworden.“<sup>134</sup> — Neben einer Anzahl von kleineren Arbeiten, welche zwischen 1853 und 1866 erschienen, und in ihrer Mehrzahl einzelne Abschnitte aus der Volksüberlieferung behandelten, fallen in die Mitte dieser Periode drei Hauptwerke, welche den Ruf des Gelehrten sichern sollten: „Die Schweizerfagen aus dem Aargau“, das „Alemannische Kinderlied und Kinderspiel“ und die „Naturmythen“.

Die Schweizerfagen aus dem Aargau<sup>135</sup> bilden einen so reichen und vielseitigen Beitrag zur Literaturgeschichte des Aargaus und damit auch der Schweiz, daß sie schon etwas eingehender betrachtet werden dürfen. Zwei Hauptbetrachtungen legt Rochholz seinem Werk zugrunde: diejenige des landschaftlichen Gaus und diejenige des altgeschichtlichen Gaus. — Bei seiner landschaftlichen Betrachtung mußten ihm selbstverständlich die drei großen Ströme, die das Land durchfließen, auffallen: Aare, Reuß und Limmat. Er sah die große Zahl von Gewässern, die diesen Hauptflüssen zuströmen, von denen allein in die Aare rechter Hand elf und linker Hand acht gehen und er bemerkte auch die zahlreichen Quellen, von denen einige heilkräftiger Art sind. Er erinnerte sich, daß es noch vor etlichen Jahren an Rhein, Reuß und Aare Goldwäscher gab und verstand nun auch den Volksaberglauben von den „geheiligten“ Gewässern. Sein Blick schweifte auf den breiten Rücken des Juras mit seinen ausgedehnten Weiden und Waldungen und er kam zum Schluß: „daß in solchen Landschaften die Bäume ihren mehrhundertjährigen Geburtstag, daß solcherlei Waldstrecken ihren „wilden Jäger“, solcherlei zerflüftete Gebirge ihre Schatzhöhlen, Drachen und goldschmiedende Zwerge reichlich haben müßten.“<sup>136</sup> Dies hat er auch in den Abschnitten seines ersten Bandes nachgewiesen. Bei seiner geschichtlichen Betrachtung äußert sich der Verfasser wie folgt: „Ein Land, das unter so verschiedenen Herren, weltlicher- und kirchlicherseits gestanden hat, so lange von patrizischen Landvögten, Kastvögten, Untervögten und klösterlichen Herrenschaffnern verwaltet worden ist, muß jetzt noch eine Fundgrube von Rechtsalter-

<sup>134</sup> E. L. R. Der deutsche Aufsatz. S. IV. <sup>135</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. 2 Bände. Aarau, Sauerländer 1856. <sup>136</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. S. XV.

tümern, verschiedenartigen Sätzen und Bräuchen sein. Die Rechtsfrage quillt daher in unserer Sammlung mit einer, wie es scheint, bisher noch unbekannt gewesenen reichhaltigsten Ader. Ebenso hat der konfessionelle Hader auf demselben kleinen Schauplatz nicht bloß eine Reihe von Sobriquets, Ortsaneddoten, Lallenburgerstreichen und Witzgeschichten hervorgerufen, sondern auch die ehrwürdige Legende zugleich mit erhalten und ins Licht gestellt.“<sup>137</sup> Indes beschränkt Rochholz seine geschichtliche Betrachtung auf die Alemannenherrschaft, denn im Gegensatz zu den Burgundern, die im Süden der Schweiz einer überlegenen Kultur begegneten und sich dort allmählich romanisierten, trafen die Alemannen in der nördlichen Schweiz wenig mehr von dem römischen Einfluß seit dem die römischen Kantonnemente und die großen Militärstraßen von da weg verlegt waren. Zudem begegneten die Alemannen nur einer in Kümern begriffenen keltischen Nationalität und Sprache, die nicht höher entwickelt war als ihre eigene Mundart. — Dieser alemannische Gau umfaßte alles Land zwischen Aare und Reuß, begann an den Urner und Thuner Alpen und reichte auf der rechten Aare niederwärts bis zum heutigen Städtchen Hauenstein am rechten badischen Rheinufer. Deshalb dehnt auch das Buch seinen Gesichtskreis so weit aus, als hier die politische und kirchliche Wirkung der Alemannenherrschaft einst gereicht hat. Und nun zieht der Verfasser auch die Konsequenzen: „Aus diesem Rechte erwächst dem Werke die Pflicht, das in diesem Lande mit gutem Auge Erblickte, auch nach deutschem Maße zu messen. Hierin liegen nun die Gründe, warum das Buch etliche solcher Sagen, welche außerhalb der Grenzen des heutigen Kantons spielen, mit planmäßiger Wahl an sich gezogen und zu den übrigen gleichnamigen Nummern gestellt hat; und warum es ferner bei der Erklärung seines Materials sich aller Hypothesen aus keltischer und gallischer Supposition enthält, warum es mit Gläubigkeit und mit Ehrlichkeit allein bei deutscher Mythen- und Sprachforschung sich Rates holt.“<sup>138</sup> — Was nun die Quellen anbetrifft, so nennt er deren hauptsächlich einmal: „die Armen, die Alten und die Kinder, und zweitens: die Schuljugend, wobei es den Verfasser innig freut, auf einem Boden gestanden zu haben, so gesund und ursprünglich, wie ihn die älteste Vorzeit zu dem gleichen Zweck jemals abgegeben hat.“ Daneben hatte er zwei besondere Ge-

<sup>137</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. S. XIX. <sup>138</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. S. XXIII.

währsmänner, die ihm bei seiner Arbeit mit Rat und Tat behilflich waren, einer ein Aargauer, der andere durch seinen Aufenthalt mit dem Aargau wohlbekannt: Augustin Keller und Wolfgang Menzel.

Das zweite Werk jener Epoche trägt den Titel „Alemannische Kinderlieder und Kinderspiele.“<sup>139</sup> Die Sammlung will Mythe, Sprache, Zucht und Kunst der Ahnen zusammen in dem ihr vergönnten kleinen Rahmen nachweisen, damit man das Vorhandensein dieser Hüter auf größeren Gebieten und so gewisser einsehe und sich des Gewinnstes erfreue. Dem Literaturhistoriker kann dieses Buch eine noch ungeahnt reiche Quelle werden bei der Behandlung unseres allgemeinen Volksliedes, dem Sprachforscher eröffnet es fast mit jedem Wort ein frisches Feld der Ausbeute, dem Bürger gewährt es ein reineres Verständnis unseres Volksgeistes, es bestärkt sein Vertrauen auf die Unverderblichkeit der Menschennatur. Dem Pädagogen muß es das älteste Handbuch traditioneller Erziehungslehre heißen; für den Lehrer ist es die älteste Reimfibel; es schmückt die von ihm geleiteten Sprachübungen mit dem naturgemähesten, heitersten Material . . . . Sein Tausend von Sprüchen und Reimen wird der keimenden Seele des Kindes gesunder sein, als das Zuckerbrot der Jugendromane, die von Bettelleuten und Millionären erzählen und es wird sich befähigt zeigen, die Pest des Jugendlebens zu bannen, die Langeweile“.<sup>140</sup>

Beiden Werken wurde natürlich von der Buchstabenwissenschaft vorgeworfen, daß sie der Phantasie zu großen Spielraum ließen.

1862 erschienen als dritte größere Arbeit die „Naturmythen.“<sup>141</sup> „Wir zeigen hier die schweizerische Sagenbildung als bedingt durch den geologischen Bau seines Gebirges und den Gang seiner Gewässer. Der unvergängliche Realismus, den die Mythen auf diesen Felsenhöhen, in diesen Hochwäldern, an diesen Sturzbächen gewinnt, ist das Naturwahre selbst. — Die Mythe hat keine andern Wurzeln als Glauben und Wissen, aber anstatt dieselbe in Sonne und Luft vertrocknen zu lassen, schlägt sie dieselben rückwärts bis in die Tiefen, wo der Mensch mit der ihm umgebenden Natur einheitlich zusammenlebt“.<sup>142</sup> Die dreizehn

<sup>139</sup> Alemannische Kinderlieder und Kinderspiele aus der Schweiz, gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt. Leipzig, Weber 1857. <sup>140</sup> Alemannische Kinderlieder und Kinderspiele. S. IX/X. <sup>141</sup> Naturmythen. Neue Schweizer sagen, gesammelt und erläutert. Leipzig, Teubner 1863. <sup>142</sup> Naturmythen. S. V/VI.



Kapitel dieses Buches berichten über die „Wetterherren“, den „Kornweg“, den „Wilden Jäger im Jura“, die „Sturmtiere“, die „Zwerge im Jura“, „Waschende Jungfrau“, „Hortragen“, „Das Irrlicht“, „Schlange und Drache“, die „Wolken“, das „Verlorene Tal“, der „Mond“, die „Hasenfrauen“.

Inzwischen beeinträchtigte der mißliche Stand von Rochholz Privatangelegenheiten auch seine Stellung als Lehrer. Damit er nicht in einem ungünstigen Augenblick sein Amt ohne eine Entschädigung verliere, erfolgte im April 1866 seine Pensionierung. — Zu dieser Zeit war im Aargau Emil Welti, ein Schüler von Rochholz, Erziehungsdirektor, der später in der Schweiz wohlbekannte Bundesrat.<sup>143</sup> Aus Zurzach gebürtig, hatte er gleichfalls die Kantonschule in Aarau besucht, und wir wissen aus seiner Biographie, daß der Unterricht von Rochholz auf ihn für sein ganzes Leben gewirkt hat. Nachdem er 1869 zum Bundesrat gewählt worden war, war er auch Mitglied der Aufsichtskommission der bernischen Kantonschule. Diesem Amt hatte er die größte Sorgfalt gewidmet. Da er immer um 8 Uhr auf seinem Bureau war, richtete er seine Besuchszeit auf die Stunde von 7—8 Uhr. Dabei hat er dem deutschen Sprachunterricht und den alten Sprachen sein besonderes Interesse zugewandt. — Das Schulgesetz von 1865 für den Kanton Aargau war seine Arbeit. Bei der Reorganisation der Kantonschule geriet er als Erziehungsdirektor in einen Konflikt zwischen Pflicht und Herzen. Schmerzlich war es für ihn, daß er diese Pflicht nur erfüllen konnte, durch Entlassung von Lehrern<sup>144</sup>, zu denen er einst als Schüler mit Ehrfurcht aufgeblickt hatte. Er tat es in besonderer Weise, indem er die Pensionen sehr hoch ansetzte. Ihm hatte es also Rochholz zu verdanken, wenn er einen einigermaßen sorgenfreien Lebensabend hatte. „Die Entfernung des Deutschlehrers Rochholz erregte bei seinen früheren Schülern peinlichstes Aufsehen und heftigen Widerspruch, war er doch derjenige Lehrer, der es wie kein anderer verstand, die jugendlichen Geister zu wecken und zu beleben, wenn sie vom Übermaß des Gedächtnisframes, dem Präparieren auf den Unterricht, dem Retrovertieren, Auswendiglernen und den Hausarbeiten aller andern Fächer zu versumpfen drohten. . . . Seine Pensionierung erschien einem großen Teil

<sup>143</sup> Arg. Bd. XXVIII. Bähler: E. Welti im Aargau. H. Weber. Bundesrat Emil Welti. Ein Lebensbild, Aarau 1903. <sup>144</sup> Zu diesem gehörte auch Rudolf Rauchenstein, dem Welti seine Vorliebe für das klassische Altertum verdankte.



seiner Schüler als Konivenz gegen reformierte Pietisterei und ultramontane Unduldsamkeit. Tatsächlich freilich stunden die Dinge so, daß weite Kreise des Kantons zu Stadt und Land damit drohten, die Jünglinge auf so lange nicht mehr in das Aargauer Gymnasium zu schicken, als Rochholz noch an der Anstalt tätig sei.<sup>145</sup> Schließlich sei an den Schluß von Rochholz' Lehrtätigkeit, die eine so ausgedehnte und wirkungsvolle war, und deren Wichtigkeit weit über die Schulkreise hinaus das ganze aargauische Volk traf, das Urteil eines seiner Schüler wiedergeben, welches dieser in seinen „Erinnerungen an die aargauische Kantonschule“ niedergelegt hat:<sup>146</sup> „Last not least“, erhalte noch Professor Rochholz seine Gedenk- und Ehrentafel. Für die Art und Gefühle seiner Zöglinge spricht die Tatsache, daß er von allen Lehrern des Gymnasiums auf den zweifelhaften Vorzug eines Übernamens verzichten mußte. Auch daß die derbe Art seines Auftretens, als die Füchse, da kein Menenius Agrippa zu ihnen kam, Zuflucht zu ihm genommen hatten, keinen unliebsamen Einfluß auf das gegenseitige Verhältnis ausübte, war ein gutes Zeichen für dessen Grundlagen. Als Lehrer wußte er selbst für die wenigen anziehenden Disziplinen, in welchen er Unterricht erteilte, das Interesse zu wecken und huldigte außerdem humanen Rücksichten was die Hausaufgaben anging. Wo aber sein Lieblings-thema, der deutsche Aufsatz in Frage kam, da stellte der als Schriftsteller und Forscher berühmte Germanist schon höhere Ansprüche an Wollen und Können. — Keiner der engbrüstigen Dogmatiker, die überall Verkennen ihres Wertes und ihrer Absicht schnüffeln und bei jedem Flohbiß aus dem Häuslein kommen, war Rochholz seiner eigenen Sache eben sicher und setzte dasselbe, ob mit Recht oder Unrecht, auch bei andern voraus. Doch übte der brave Mann auch hier billige Einsicht und ließ menschliches Wohlwollen walten, hatte Geduld und statt aufbrausendem Tadel zog er es vor, den Schwächeren freundliche Auskunft und Nachhilfe angedeihen zu lassen.“

Kurz möchten wir noch eine Abhandlung erwähnen, welche die Stellung von Rochholz zur Schule, resp. zu einer schweizerischen Hochschule zeigt. Dies geschah in der Schrift „Gründung einer eidgenössischen Hochschule“<sup>147</sup>, welche im Jahre 1862 anonym erschien. Die Idee

<sup>145</sup> Ke. Ke. S. 371. <sup>146</sup> Erinnerungen an die aarg. Kantonschule. Von einem seit bald fünfzig Jahren im fernen Ausland lebenden alten Kantonschüler. S. 26/27.

<sup>147</sup> Gründung einer eidgenössischen Hochschule. Leipzig, Weber 1862.

einer schweizerischen Universität ist durchaus nichts neues. Wir haben ja gezeigt, wie insbesondere Stapfer (s. S. 10) diesen Gedanken hegte und alle Kraft einsetzte, damit er sich verwirkliche. Es sollte Rochholz ebenso wenig gelingen wie Stapfer. Rochholz geht vom Zentralisations-system des neuen Bundes von 1848 aus: „Kaum ist der Bund, dieser gesunde Sohn, geboren, so will sich dem jugendkräftigen Sohn auch eine gesunde Schwester ins Leben nachdrängen, die Bundeshochschule.“<sup>148</sup> Er befürwortet die Vereinigung des Polytechnikums und der Universität in Zürich zu einer Lehranstalt, da die neue Zeit mit aller Kraft nach der Aufhebung jener Scheidewand zwischen klassischer und technischer Bildung strebe. Auch sei die Brücke, die zur Verbindung der polytechnischen und Universitätsstudien führe, bereits gefunden, indem das Polytechnikum mit einer sechsten Fachabteilung, der historisch-ästhetischen Sektion, errichtet worden sei, die sich dadurch als ungenügend erweise, daß sie planmäßig keine philosophische Sektion sein solle. Was aber dieser unphilosophischen Sektion des Polytechnikums mangle, besitze an dortiger Universität die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion, welche im Personal und in den Lehrobjekten somit wirklich mit einer sechsten polytechnischen Sektion identisch sei. Er schließt seinen Gedankenbau mit den Worten: „Wenn hier (in Zürich) der deutsche Gelehrte, aber ebenso der französische und italienische Meister des Fachs, jeder in seiner Sprache Vorträge hält für seine hieher kommenden Sprachgenossen deutscher oder romanischer Art, dann wird sich zu den drei Sprachen wohl einmal der dreifache Genius dieser drei Kulturvölker gesellen, die Universität selbst wird nicht mehr nach Fakultäten, sie wird, wie einst in früherer Zeit, wieder nach Nationen sich überzählen.“<sup>149</sup>

Mit Emil Welti, Augustin Keller und Pfarrer Schröter zusammen hatte Rochholz bereits im Jahre 1859 den Historischen Verein des Kantons Aargau gegründet. Bis 1871, gemeinsam mit Pfarrer Schröter, übernahm er von da an bis 1887 allein die Redaktion der Vereinschrift „Argovia.“ Es war der tätigste Mitarbeiter derselben. Seine Beiträge sind ausschließlich rechts-, kultur- und sprachgeschichtlicher Art.

Im Jahre 1867 erschien wiederum ein Meisterwerk aus der Feder von Rochholz: „Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heid-

<sup>148</sup> Gründung einer eidgenössischen Hochschule. Leipzig, Weber 1862. Seite 5.

<sup>149</sup> Seite 31.

nischen Vorzeit.“<sup>150</sup> Der erste Band behandelt den „deutschen Unsterblichkeitsglauben“, der zweite das „altdeutsche Bürgerleben.“ Rochholz umschreibt selbst klar seine sich gestellte Aufgabe: „In den nachfolgenden zwei Bänden wird Glaube und Brauch des deutschen Volkes im Spiegel seiner heidnischen Vorzeit angeschaut und nach den zwei Hauptfragen zerlegt: Auf welchen Wegen ist der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht der Geister gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmählich emporgerückt? Diese Doppelfrage wird hier in einzelnen für sich bestehenden, obwohl gegenseitig verwandten Vorträgen verhandelt, und diese schöpfen ihre Beweismittel und Tatsachen teils aus unseren Geschichts-, Rechts- und Sprachaltertümern, teils ebenso aus der fortdauernden Tradition und Sitte eines Volkes.“<sup>151</sup> Wertvoll ist die Arbeit wiederum durch eine Anzahl vom Verfasser zuerst gefundener Schriftstücke, Sagen und Gebräuche. Im ersten Kapitel des ersten Bandes untersucht er mythologisch Gold, Milch und Blut, kommt dann zum Mythos vom Körperschatten und Schattengeist, führt eine ganze Anzahl oberdeutscher Leichenbräuche an, gibt eine Reihe von volkstümlichen Redensarten für's Sterben, wie „in die Holzbirnen gehen“, „den Löffel aufstecken, fallen, lassen“, „der Tod hat ihn am Bendel“ u. s. w. Dann werden diejenigen Tiere, die Todesboten sind, bekannt gegeben. Ein besonderes Kapitel behandelt ausführlich den „Knochenkultus“ und als letzter Abschnitt figuriert das „Allerseelenbrod“, ein Beitrag zur Geschichte des Grabkultus.“ Der zweite, dem „altdeutschen Bürgerleben“ gewidmete Band gibt zunächst Geschichte und Bedeutung der Wochentage, erklärt die Einrichtungen des alemannischen Hauses, untersucht genau die deutschen Leibfarben: rot und blau, und was damit zusammenhängt. Eine besondere Betrachtung widmet der Verfasser den „deutschen Frauen vor dem Feinde“, womit er vor allem zeigen will, wieso die heidnische Frau schon in heidnischen Zeiten hochgeschätzt und geehrt war. Wir lernen das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeist, Feldpriesterin und Schildjungfrau und im Mittelalter als fahrende Frauen kennen. Der Verfasser zeigt, worauf das Frauenrecht des öffentlichen Vortrittes zurückzuführen sei und gibt aus diesem Grunde eine Übersicht der „Züge des Frauenmutes aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte

<sup>150</sup> Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin, Dümmler, 2 Bde. 1867. <sup>151</sup> Vorwort.

von 1298—1799“, wobei die Beispiele durchwegs dem Gebiete der heutigen Schweiz entnommen sind. — Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben, nennt Rochholz seine Abhandlung über „die drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige.“<sup>152</sup> In den heimatlichen Tälern der Altmühl und des Mains begegnete der Verfasser dem Kultus der heiligen Walburgis und Gertrud und im schweizerischen Aaretal demjenigen der heiligen Verena. Und er kam dabei auf den Schluß: „daß in den bestimmt abgegrenzten Landschaftsmarken, innerhalb deren der Kult jeder dieser drei Heiligen, seit ältester Zeit bis auf die Gegenwart herrschend geblieben ist, diese Drei hier nicht etwa die Patrone oder Lieblingsheiligen des Bistums, sondern die Schutzheiligen ihres politischen Gaues in einer Periode gewesen waren, als dessen Grenzen noch keineswegs mit denen des Kirchensprengels zusammenfielen.“<sup>153</sup> Damit führt die Gauheilige in rückschreitender Metamorphose auf die Gaugöttin. Verena, die uns als aargauische Schutzheilige am meisten interessieren mag, war also gleichfalls eine solche Gaugöttin, wurde dann im besonderen Müllerpatronin, dann überhaupt die Beschützerin der Fruchtbarkeit, zu welcher alle diejenigen manchmal von weither pilgerten, die von ihr Kindersegen erbeten wollten. Eine besondere Rolle spielte sie auch als Geburtshelferin. Es würde zu weit führen, noch genau zu zeigen, wie sie schließlich in der Sage zur Frau Venus verwandelt wurde.

Die Jahre 1867—1870 brachte Rochholz bei seinem Freunde, dem Buchdrucker Schüler in Biel, zu, in dessen Geschäft er tätig war. Hier erschien auch sein Volkskalender „Klopfan“,<sup>154</sup> der eine Reihe kleinere Erzählungen enthält. Klopfan erlebte indes nur drei Jahrgänge, da er den populären Ton nicht zu treffen wußte. —

Rein historische Arbeiten sind „die Schweizerlegende von Bruder Klaus von der Flüe“, nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen,<sup>155</sup> nebst „Dokumente aus Bruder Klausens politischer Wirksamkeit“,<sup>156</sup> und „Tell und Gessler in Sage und

<sup>152</sup> E. L. R. Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena u. Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. Leipzig, Fleischer 1870. <sup>153</sup> S. IV.

<sup>154</sup> „Klopfan.“ Gemeinnütziger Schweizerkalender. 1869/71 mit Holzschnitten. Biel, Ernst Schüler. <sup>155</sup> Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von der Flüe nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen. Aarau 1873. <sup>156</sup> Dokumente aus Bruder Klausens politischer Wirksamkeit. Aarau 1875.



Geschichte“<sup>157</sup> nebst „die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250 bis 1513.“<sup>158</sup> Das Buch über Bruder Klaus erfuhr begreiflicherweise vielfach Widerspruch, da dasselbe die kritische Auflösung des historischen Kerns des schweizerischen Nationalheiligen bezweckt. Während aber Durrer die Abhandlung zu einem gemeinen „Pamphlet“ stempelt und Rochholz bewußte Fälschungen vorwirft,<sup>159</sup> faßt Ed. Herzog in seinem Buche über „Bruder Klaus“<sup>160</sup> sein Urteil doch bedeutend milder zusammen: „Der Verfasser beeinträchtigt den Wert seiner mühevollen Arbeit mit der hämischen Kritik, die nur Uberglauben und Eigennutz, Eist und Betrug sieht, wo von sehr edlen Beweggründen oder doch von allgemein herrschenden Vorstellungen, über die sich der Eremit unmöglich erheben konnte, zu reden gewesen wäre. Gleichwohl möchte ich Durrers Urteil über das „Pamphlet“ nicht unterschreiben. Unrichtigkeiten, spöttische Bemerkungen und Äußerungen unbegründeten Argwohns läßt sich Rochholz in beträchtlicher Zahl zu Schulden kommen, daß er aber auch vor bewußten Fälschungen nicht zurückschrecke, halte ich für einen nicht gerechtfertigten Vorwurf. Seine Zitate sind gewöhnlich ganz genau.“ — In vier hintereinander folgenden Auflagen erschienen 1876–1884 „Die deutschen Volks- und Heldenbücher, neu erzählt“,<sup>161</sup> ein Werk, das heute sehr selten geworden, jedenfalls auf keiner schweizerischen Bibliothek zu erhalten ist. An den letzten Auflagen waren Frau und Tochter und eine ehemalige Schülerin Mitarbeiterinnen. — Das letzte gedruckte wissenschaftliche Werk von Rochholz waren die „Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit“ von 1348–1350,<sup>162</sup> welche er zum erstenmal nach einer gleichzeitigen Bernerhandschrift herausgab und übersetzte. — Auf Grundlage einer seit 1860 begonnenen Sammlung von Material, hatte es Rochholz übernommen, ein Flurnamenbuch des Kantons Aargau zu erstellen. Ein Augenleiden hinderte ihn an der Ausführung seines Planes. Das letzte handschriftliche Werk, das Rochholz hinterließ, war: „Das ober-

<sup>157</sup> Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. Heilbronn, Henninger 1877. <sup>158</sup> Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250–1513. Heilbronn, Henninger 1877. <sup>159</sup> N. J. J. 1917, No. 474. Dr. Robert Durrer, Bruder Klaus. <sup>160</sup> Ed. Herzog, Bruder Klaus. Studien seiner religiösen und kirchlichen Haltung. Bern, Wyß 1917. <sup>161</sup> Deutsche Volks- und Heldenbücher, neu erzählt, mit 29 Holzschnitten und 6 Farbdruckbildern nach Originalzeichnungen von Karl Offtender. Leipzig, Löwe 1876. <sup>162</sup> Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit von 1348–1350. Zum ersten mal herausgegeben nach der gleichzeitigen Berner-Handschrift. Original, Übersetzung und Quellennachweis. Aarau, Sauerländer 1887.



deutsche Gebäudsbrot“, das auf drei Bände berechnet war und welches den Nachweis leisten sollte, wie die heutigen Brotformen und die mit der Zubereitung verbundenen Gebräuche auf Bilder, Brauch und Glauben der heidnischen Vorzeit zurückzuführen seien. — Ein hinterlassenes Werk die „Jahresringe“ sollte auf die eigene stufenweise Entwicklung des Verfassers hinweisen.<sup>163</sup>

Rochholz, der sich nie ins Schweizerbürgerrecht hat aufnehmen lassen, hat bis zu seinem Ende deutsch gefühlt; besonders hing er an seinem bayerischen Vaterlande. Dieser Empfindung verleiht er in seiner 1889 erschienenen Gedichtsammlung: „Reichstreu=Denkfrei“<sup>164</sup> Ausdruck.

In einem „Prolog“ gibt der Dichter zunächst Nachricht von seinem eigenen Leben:

In diesen Weltenbegebenheiten,  
Bei dieser Waffenübermacht  
Noch einmal Dichtungen zu verbreiten  
Ein Liederbuch das zürnt und lacht?! —

O haltet's nicht für bloß erdosen,  
Nicht für Poeteneitelkeit!  
Hier schließt ein Mann, wie er begonnen,  
Im folgenswersten Ernst der Zeit.

Er kam in jenem Jahr zum Lichte,  
Als forschisch war der deutsche Stil  
Und vor dem welschen Standgerichte  
Der Mann Andreas Hofer fiel;  
Er sah, ein Zeuge jener herben,  
Erbarmungslosen Schicksalswelt  
Den eigenen Vater elend sterben  
Im russischen Soldatenzelt.

Da starrte von Kosakenspeeren  
Die Wand des Hauses Tag für Tag,  
Bis auch das Mutterherz den schweren  
Bekümmernissen mit erlag.  
Und schließlich, als man sie begraben,  
Gab noch der Staat den Mitleidsrest

<sup>163</sup> J. Hunziker. S. 37. <sup>164</sup> Reichstreu-Denkfrei. Gedichte zum Schutz und Trutz aus der Schweiz. Leipzig. 1889.

Hinzu und warf den Waisenknaben  
In ein obskures Pfaffenest.

Dem Geisterzwang der finstern Kutten,  
Entwuchs der Jugendliche schnell,  
In seinem Kreise hieß er Hutten  
Und beim Magister der Rebell.  
Doch als die Lebensfragen kamen,  
Was nun aus ihm zu machen sei,  
Da stand bereits sein kleiner Namen  
Im schwarzen Buch der Polizei.

Wie aber die das Recht verletzte  
Mit Henkerslust ist allbekannt —  
Und so entrann der Müdgehetzte  
Dem Bluthund heil ins Alpenland,  
Und hat mit bitterm Heimwehschmerzen,  
Weit bitterer noch, als man vermeint,  
Den Freunden- und Geschwisterkreisen  
Aus fernen Bergen nachgeweint.

Als dann das Volk sich selbst bewehrte,  
Als Generalpardon erscholl,  
Und der Verstoßene wiederkehrte,  
So maß man ihn mißtrauensvoll,  
Als möchte seines Hemds ein Faden,  
Nicht mehr loyal gesponnen sein,  
Als leuchte das „von Gottes Gnaden“  
Dem alten Flüchtling schwerlich ein.

Die Staatsphilister sind begraben,  
Geeinigt ist das deutsche Reich,  
Die kühnsten Jünglingswünsche haben  
Dem Greise sich erfüllt zugleich.  
Nun schreitet er nach Freud' und Leiden,  
Des Vaterlands Trophäen zu,  
Legt dieses Stammbuch tief bescheiden  
Ans Fußgestell — und geht zur Ruh!

Besonderer Beachtung verdienen die Gedichte: „Der politische Kannegießer“ (S. 24) „Die heutigen Reisläufer“ (S. 29), ein Spottlied

auf die Schweizergardisten am Vatikan; ferner das „Hildebrandslied“ (S. 125), aus dem Althochdeutschen stabreimend übersetzt; „Partei“ (S. 136), wo er sich gegen die Neutralität ausspricht, indem er ausruft: „Nur der Teufel ist neutral.“ Weil auf persönliches Erlebnis zurückgehend, möchten wir noch sein Schlußlied hier wiedergeben:

„Die drei Frankendichter.“ (S. 138)

Wer bei Kollwenzel mit dem Jean Paul gegessen,  
Mit Rückert auf den Rathsberg war geraten,  
Und schlittschuhlaufend mit dem Grafen Platen  
Den spiegelblanken Ammersee durchmessen;

Wer diese Männer dann verkannt, vergessen,  
Ja selbst verhöhnt gesehn für ihre Taten,  
Und das Geschmeiß gedungener Literaten  
Mit obenan auf Leipz'ger Büchermessen;

Wer sah, wie drauf an diese Weltverflacher  
Und Kopfabstecher auch nun kam die Reihe,  
Und sie zum Henker schob samt ihrem Schacher;  
Indes das ehr'ne Standbild jener Dreie,  
Nun Franken schmückt — elender Ränkemacher,  
Was kümmert den dein kritisches Geschreie!

Eine in den 80er Jahren an Rochholz ergangene Berufung an die Direktion des germanischen Museums in Nürnberg, lehnte dieser aus Altersgründen ab. Andere Ehrungen wurden ihm zuteil. Er war Mitglied des Gelehrtenausschusses am germanischen Museum in Nürnberg und der deutschen Sprachgesellschaft in Berlin. 1884 wurde er von der Universität Bern für seine literarischen Verdienste mit dem Doktordiplom beehrt. Von der Schillerstiftung erhielt er eine jährliche Pension. —

Wenn auch Rochholz bis in die letzten Tage eine riesige Willenskraft besaß, so erlahmten dafür die Sinne seines Augenlichtes und seines Gehörs. Aber noch in seinem zweitletzten Lebensjahre veröffentlichte er im „Bund“ seine Novelle: „Der Ring von Hallwyl“, und war auch einer der markigsten Mitarbeiter des „Nebelspaltes.“ —

Ohne vorherige Krankheit erlitt Rochholz im November 1891 eine Lähmung und wurde ins Krankenhaus gebracht, wo er in der Nacht vom 28./29. starb. — Rochholz war 82 Jahre alt geworden. Mehr

als ein halbes Jahrhundert hat er im Aargau zugebracht und dort sein reichstes Arbeitsfeld gehabt. Um sich von der gewaltigen Arbeit, die dieser in mancher Hinsicht geradezu geniale Mann vollbracht hat, eine Vorstellung zu machen, seien zur Veranschaulichung einige Zahlen nach dem Verzeichnis in der Biographie von Hunziker gegeben:<sup>165</sup> 156 Nummern enthalten Bücher und Beiträge in Zeitschriften, dazu kommt eine ungezählte Anzahl von Beiträgen in 17 verschiedenen Zeitungen. Der handschriftliche Nachlaß umfaßt über 60 Nummern. Dabei ist zu bemerken, daß diese Schriftenaufzählung eine unvollständige ist.

Die beiden Haupttrabanten um den leuchtenden Firsterl Rochholz sind sein Kollege Heinrich Kurz und sein Schüler und Biograph Jakob Hunziker.

Heinrich Kurz 288<sup>166</sup> ist der Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter. 1805 in Paris geboren, verliert er mit 10 Jahren den Vater, besucht in Hof das Gymnasium und studiert in Leipzig Theologie. In burschenschaftliche Angelegenheiten verwickelt, wird er relegiert und geht nach München, wo er das Studium der morgenländischen Sprachen betreibt und den Doktorhut erwirbt. In Paris studiert er speziell Chinesisch und wird durch seine ausgezeichneten sinologischen Kenntnisse ans „Journal Asiatique“ berufen. 1830 kehrt er nach München zurück und hält Vorlesungen über die chinesische Sprache. Zwei Jahre später übernimmt er die Redaktion der freisinnigen Zeitung „Die Zeit.“<sup>167</sup> Wegen eines Artikels aus einer Schrift von Savoyé wird er verhaftet und zwei Jahre lang in Würzburg gefangen gehalten. Hier übersetzt er zum Teil die epische Dichtung der Chinesen „Das Blumenblatt.“<sup>168</sup> Nach seiner Entlassung aus der Haft bekommt er die Stelle für deutsche Sprache an der St. Gallischen Kantonschule, wird aber nach dem Siege der konservativen Partei im Jahre 1839 aus der Schule entfernt. Er erhält nun eine Berufung an die Aargauische Kantonschule, wo er an der Gewerbeschule dreißig Jahre lang die gleichen Fächer erteilt wie Rochholz. 1845 trat er dem alternden Kantonsbibliothekar Bronner an die Seite, um im folgenden Jahre dieses Amt selbständig zu übernehmen. Einen Namen hat sich Kurz

<sup>165</sup> J. Hunziker. S. 40/54. <sup>166</sup> A. Schumann, Aarg. Schriftsteller. A. D. B. Bd. 17. S. 421. <sup>167</sup> Die Zeit. Ein konstitutionelles Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland. Verlag Volkart'sche Buchhandlung Augsburg. <sup>168</sup> Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt von Dr. H. Kurz. St. Gallen, Wartmann-Scheitlin. 1836.

in der Literaturgeschichte namentlich erworben durch sein „Handbuch der poetischen Nationalliteratur von Haller bis auf die neueste Zeit“<sup>169</sup>, durch sein „Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit“<sup>170</sup> und durch seine „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken der vorzüglichsten Schriftsteller.“<sup>171</sup> Einen überaus glücklichen Wurf tat Kurz mit seinem Werk: „Die Schweiz, Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen.“<sup>172</sup> Ein ansehnliches Stück schweizerischen Schrifttums vermittelte er durch seine „Blumenlese aus den neueren schweizerischen Dichtern“<sup>173</sup> und durch seine Herausgabe „Schweizerische Erzählungen“,<sup>174</sup> in denen er fast lauter lebende Dichter zu Worte kommen läßt. Rein wissenschaftlicher Natur sind die beiden Abhandlungen „Niclasens von Wyle zehnte Translation“<sup>175</sup> und „Walters von der Vogelweide Herkunft und Heimat.“<sup>176</sup> Eine Stammes- und Landschaftsliteraturgeschichte ist seine Arbeit „Die deutsche Literatur im Elsaß.“<sup>177</sup>

Einer der bedeutendsten Schüler von Rochholz ist der am 27. September 1827 zu Kirchleerau im Aargau geborene

Jakob Hunziker.<sup>178</sup> 1840—1848 besuchte er das aargauische Gymnasium. In München studierte er klassische Philologie, Germanistik und Geschichte. 1852—55 wirkte er am Institut Heller in Paris als Lehrer des Lateinischen, Griechischen und Deutschen. Nach 1855 war er Mitarbeiter der „Bibliotheca Graeca“ und des „Dictionaire

<sup>169</sup> Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe den früheren Lesungsarten, biographischen Notizen und literarhistorischem Kommentar. Zürich, Meyer & Zeller 1840—1842. <sup>170</sup> Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaiskern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarhistorischen-ästhetischen Kommentar. Zürich, Meyer & Zeller 1845—1853. <sup>171</sup> Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Leipzig, Teubner, 1853—1859. <sup>172</sup> Die Schweiz. Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen. Bern, Dalph'sche Buchhdlg. 1852. <sup>173</sup> Blumenlese aus den neueren schweiz. Dichtern. 2 Bde. Zürich, Schulthess 1860. <sup>174</sup> Schweizerische Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von H. Kurz. Zürich, Schulthess. 1860. <sup>175</sup> Kurz Heinrich, Niclasens Wyle zehnte Translation, mit einleitenden Bemerkungen über dessen Leben und Schriften. Sauerländer. 1853. <sup>176</sup> Kurz Heinrich, Über Walters von der Vogelweide Herkunft und Heimat. Sauerländer. 1863. <sup>177</sup> H. Kurz, Die deutsche Literatur im Elsaß. Berlin, Heimersdorff. 1874. <sup>178</sup> a) Jub. Pr. K. 1901/02 Dr. E. Winteler, Prof. Dr. J. Hunziker. b) Aargauisches Schulblatt, Jahrgang 1901, No. 13.



archéologique.“ 1859 erhielt er die französischprofessur an der Aargauischen Kantonschule. Er war ein hervorragender Lehrer, der mit seinen Schülern vor allem Etymologie betrieb. 1877 erschien denn auch seine wichtigste, auf langjähriger Forschung beruhende linguistische Arbeit das „Aargauische Wörterbuch in der Lautform der Seerauer Mundart“,<sup>179</sup> ein Beitrag zum allgemeinen deutschschweizerischen Idiotikon. Besondere Beachtung verdient auch seine Schrift über den „Kampf um das Deutschtum in der Schweiz“,<sup>180</sup> in der er namentlich einen intensiven Unterricht in der Muttersprache fordert, damit „das deutsche Sprachgefühl zu neuem Leben erwache.“ Neben seiner Lehrtätigkeit war er auch eifriger und gerngesehener Korrespondent des „Bund“, der „Neuen Zürcher Zeitung“, der „Aargauer Nachrichten“ und des „Aargauer Tagblattes.“ Vom Bundesrat wurde er als Mitglied der Jury für das Schulwesen an die Weltausstellung nach Paris gesandt. Die Universität Zürich ernannte ihn zum Ehrendoktor.

Vier Jahre lang, von 1820 – 1824 hat in Aarau gelebt und gewirkt der Schlesier

Wolfgang Menzel.<sup>181</sup> Seine Persönlichkeit hat einen bleibenden Eindruck auf das geistige Leben in Aarau hinterlassen, umsomehr, als er auch später mit vielen Aarauern und in Aarau lebenden Deutschen im brieflichen Verkehr stand. Denn als er in der Literaturwelt durch sein „Literaturblatt“ für eine Zeitlang das entscheidende Wort sprach, spannen sich gerade von Aarau aus mannigfache Fäden nach Stuttgart hinüber. — Am 21. Juni 1798 wurde er im schlesischen Waldenburg geboren und bezog 1818 die Universität Jena, wo er Geschichte und Philosophie studierte. Er war Gründer und Teilnehmer an der dortigen Burschenschaft. Nach Aufhebung derselben war er als preussischer Staatsangehöriger gezwungen, sich an einer preussischen Universität niederzulassen und wählte Bonn. Dort ist er wieder Vorsteher der Burschenschaft, gerät deshalb mit den Behörden in Konflikt und wendet sich, um Verfolgungen zu entgehen, in die Schweiz. Über seine Eindrücke im Aargau und in der Schweiz spricht er sich in sehr anregender, wenn auch einseitiger Weise in seinen „Denkwürdigkeiten“ aus: „Aarau war damals schon eine der vorgerücktesten Städte in der Schweiz, im

<sup>179</sup> Aargauer Wörterbuch, in der Lautform der Seerauer Mundart von J. Hunziker. Aarau, Sauerländer 1877. <sup>180</sup> Der Kampf um's Deutschtum. 10. Heft: Die Schweiz, von Dr. J. Hunziker in Aarau. München, Lehmann 1898. <sup>181</sup> Me. De. herausgegeben von dem Sohne Konrad Menzel, Bielefeld und Leipzig, 1877.

Gegensatz zu Zürich und Bern, den alten Bollwerken der Aristokratie, ein Zufluchtsort und Hauptherd alter und neuer Demokratie. Man sah hier noch alte Größen der Helvetik, wie Zschokke, Kengger und andere und auch schon die eben aufwachsenden Größen des späteren Radikalismus, z. B. den nachherigen Seminardirektor Augustin Keller, den ich unter meinen Schülern zählte. Genug, Aarau war eine ganz moderne Stadt. Man sah dort nur noch wenige Pöppe, es gab nur einen Regierungsrat nach der alten Mode, welcher stark gepudert, auch von allen, die seine Gunst nachsuchten, gepudertes Haar verlangte, indem er zu sagen pflegte: „I luege numen, ob a Ma puderet ischt.“<sup>182</sup> Am 3. Mai 1820 wurde Menzel vom Gemeinderat Aarau an die erledigte Stelle eines Lehrers für Latein, Griechisch und Turnen an die Sekundarschule in Aarau gewählt, wo er bis im Juli 1822 wirkte. Hier in Aarau machte er die Bekanntschaft von Münch, Tanner, Eist, Bronner, Görres und Follen. Münch gibt uns in seinen „Erinnerungen“ eine farbenreiche und gelungene Schilderung von Menzels Auftreten und Wirken in Aarau: „Wolfgang Menzel war ein kräftiger, junger Mann, von schlanker Gestalt und braun-gelbem Angesicht, mit ein paar lebhaft durchdringenden Augen, die straffen, schwarzen Haare nach unten, wie bei den Schwarzwäldern, nach den Backen abgeschnitten und zurückgeschiebt, das Barthaar nach Turnerart lang gewachsen, den altdeutschen schwarzen Rock, so kurz, wie ich ihn noch nie gesehen. Bald erlebte man das interessante Schauspiel, den stolzen, sauer und finster einherblickenden Turnerprovisor mit den Schulschlüsseln in der Hand die ihm anvertraute Herde jeden Sonn- und Feiertag in die Kirche geleiten und andächtig mit ihnen die langen, salbungsvollen Reden des Herrn Dekan Hunziker, sowie die feingelehrten und verzwickten des Herrn Pflegers anhören zu sehen. . . Der alte Turner fügte sich auch vollkommen in die neue Ordnung der Dinge und ward, nachdem er ein paar Wochen Trauer um den abgelegten Kultus des ehrwürdigen Großmeisters Jahn getragen, ein vollkommener Professor, wie wir, welche Kräuter und Wasser, Schwarzbrot und wilde Freiheit mit dem guten Braten des Freundes Andreas Hartmann „Zum goldenen Ochsen“ und dem lieblichen Kasteler und Schinznacher vertauschten.“<sup>183</sup> In Zofingen lernte er Jeremias Gotthelf kennen und die beiden turnten wacker zusammen. In Euterbrunnen traf er Ludwig Uhland. Auf

<sup>182</sup> Me. De. S. 250/251. <sup>183</sup> Mii. Er. I. S. 452.

einer Fußwanderung mit Oeler aus Frankfurt, Lehrer der klassischen Sprachen an der Kantonschule, nach Genf, besuchte er in Bern den Idyllendichter Wyß, in Noverdon Heinrich Pestalozzi. — Einem Ruf nach Luzern folgend, um dort einen Turnplatz anzulegen, machte er dabei die Bekanntschaft des Philosophen Troxler und des Malers Martin Disteli, der von ihm ein Selbstbild herstellte. Aus Luzern zurückgekehrt (1822) gab er, wie bereits erwähnt, seine Lehrstelle auf und behielt nur das Turnen bei. Im Lehrverein dozierte er Weltgeschichte und wurde dabei zu seiner „Geschichte der Deutschen“ angeregt, durch welche er ein Vorläufer Treitschkes wurde. 1823 gab er seine „Streckverse“<sup>184</sup> heraus, 2000 Gedankenspäne in ungebundener Rede. Dieselben hatten in Deutschland einen ziemlichen Erfolg, trotzdem sie von Jean Paul und Ludwig Tieck stark kritisiert wurden. Er war auch neben Follen und dem Sozialökonom Friedrich List der Mitherausgeber der „Europäischen Blätter“ (1824). In diesem Jahre aber verläßt Menzel den Aargau und begibt sich nach Heidelberg, weil ihm die literarischen Hilfsmittel für seine Geschichte der Deutschen fehlen. 1825 wurde er Redaktor des „Cotta'schen Literaturblattes“ in Stuttgart und damit eine der maßgebendsten Persönlichkeiten im literarischen Leben der nächsten Jahrzehnte. Mit Follen und Fröhlich stand er noch lange im brieflichen Verkehr, mit ersterem bis 1851, mit letzterem bis zu dessen Tode im Jahre 1855.

Durch seine Anerkennung vonseiten Goethes ist bekannt

Karl Ruckstuhl.<sup>185</sup> Trotzdem dieser nur zwei Monate an der Aargauischen Kantonschule gewirkt hat, war die kurze Zeit dennoch eine entscheidende. Am 12. Dezember 1788 zu St. Urban im Kanton Luzern geboren, war er der Sohn des dortigen Klosterarztes. Mit neunzehn Jahren tritt er als Gehilfe von Pestalozzi in dessen Anstalt in Nfferten ein. Dasselbst macht er die Bekanntschaft von J. Kortüm, den er später dann auch nach Aarau zog. 1812 begibt er sich nach Heidelberg, wo er sich namentlich unter Kreuzer dem Studium der klassischen Philologie widmet. 1813 treffen wir ihn in Paris, 1814 in Tübingen. 1815 ist er für 2 Monate Lehrer an der Aargauischen Kantonschule. In der historischen Klasse<sup>186</sup> der „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ wurde Ruckstuhl am 21. Januar 1815 zum Sekretär ernannt; in der

<sup>184</sup> Streckverse von Wolfgang Menzel. Heidelberg, Winteler, 1823. <sup>185</sup> L. Hirzel, Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goetheliteratur. Straßburg, 1876. <sup>186</sup> Grundlage der heutigen Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.

gleichen Sitzung war auch Schmeller anwesend. Auch Eutyck Kopp, damals Privatlehrer in Aarau, war Mitglied der Gesellschaft. In einem Briefe Ruckstuhls an Kortüm vom 14. Februar 1815 aus Aarau<sup>187</sup> findet sich folgender interessante Passus: „Was in der Schweiz gesprochen und gedacht wird, ist von Deutschen und Schweizern zusammen erzeugtes Gemeingut. Besonders kommen Unterricht und Bücher den Schweizern über den Rhein her: somit ist das was ihre Jugend erzieht und stärkt deutsch. — Auch kann die einzelne Völkerabteilung (die Schweiz) nur dadurch geistig gefördert werden, daß sie sich an den organischen Körper des Größeren anschließt. In diesem Sinne hat die Kulturgesellschaft ihr Gutes.“ Im April 1815 eilt Ruckstuhl unter die deutsche Fahne und macht den Einzug in Paris mit. 1816 wird er Oberlehrer in Bonn. Sein Aufsatz: „Von der Ausbildung der teutschen Sprache, in Bezug auf neue, dafür angestellte Bemühungen“,<sup>188</sup> lenkt die Aufmerksamkeit Goethes auf ihn und durch dessen Vermittlung erscheint der Aufsatz in der „Nemesis.“ — Was nun die literarische Tätigkeit Ruckstuhls in der Schweiz und speziell im Aargau anbetrifft, so hat er sich darüber zweimal in den „Alpenrosen“ geäußert. Im Jahrgang 1821 derselben steht ein Aufsatz (Fremde und Heimat). Eingeraht durch die Anfangs- und Schlußstrophe des „Sennenliedes“ in Schillers Tell, stellt der Aufsatz die Abreise, die Ansiedelung im Ausland und die Heimkehr eines wandernden Schweizlers in phantastischer Weise dar. — Im Jahrgang 1825 der „Alpenrosen“ hat Ruckstuhl in dem Aufsatz „Die Staffelegg“ sich insbesondere seines Aufenthaltes in Aarau erinnert. — Ruckstuhl starb in Koblenz im Alter von erst 45 Jahren.

J. Fr. Chr. Kortüm, Fr. G. Gerlach, P. J. Kaiser, W. B. Mönnich. Es folgt nun die kurze Skizzierung einer Reihe von Männern, die eigentlich mehr indirekt zum literarischen Leben des Aargaus beigetragen haben, die aber, um ein richtiges Bild zu erhalten, nicht übergangen werden können.

Ein solcher ist der bekannte Historiker J. Fr. Kortüm.<sup>189</sup> Sein Geburtsort ist Eichhorst in Mecklenburg (1788). In Halle und Heidelberg studierte er Theologie, Philosophie und Geschichte. Voll Haß gegen Napoleon, im Begriff nach Spanien zu gehen, um dort in den Reihen der Aufständischen den gleichen Feind zu bekämpfen, wird er in Rostock

<sup>187</sup> L. Hirzel. S. 5. <sup>188</sup> Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte. 8. Bd. 3 Stück. S. 336—386. <sup>189</sup> A. D. B. 16. Bd. S. 770—773.



als Spion verhaftet, entgeht der Gefangenschaft mit knapper Not durch die Flucht in die Schweiz. 1812 ist er bei Fellenberg, 1813/1814 macht er die Feldzüge gegen Napoleon mit. 1817 wird er an die Aargauische Kantonschule berufen, wo er während eines Jahres Unterricht in Geschichte und alten Sprachen erteilt. 1820 wird er als Geschichtsprofessor nach Baden, 1828 nach Bern und 1830 nach Heidelberg berufen. — Bereits 1818 war bei Sauerländer sein erstes großes Geschichtswerk erschienen, das ihm einen wissenschaftlichen Namen verschaffen sollte: „Kaiser Friedrich mit seinen Freunden und Feinden.“ Seine außerhalb Aarau entstandenen Arbeiten gehören nicht in den Rahmen unserer Betrachtung.

Ebenfalls ein Historiker ist der Preuße W. B. Mönningh,<sup>190</sup> der Freund und Schwager von Wolfgang Menzel. 1799 in Berlin geboren, studierte er zunächst in Jena, mußte sich aber als preussischer Staatsangehöriger und Burschenschafter nach Bonn begeben. Auch er machte die napoleonischen Kriege als Freiwilliger mit. 1821 führte ihn sein Weg zu Fellenberg, 1822 war er für kurze Zeit Sekundarlehrer in Lenzburg. Mit Menzel, Eist, Trogler und Jollen beteiligte er sich an den „Europäischen Blättern“ und dozierte im Lehrverein griechische Geschichte. 1825 wurde er von Cotta nach Stuttgart berufen.

Ein Freund von Kortüm war der vorzügliche Altphilologe Fr. W. Gerlach,<sup>191</sup> als Herausgeber des Sallust bekannt. 1813 bis 1816 studierte er in Göttingen Theologie und klassische Philologie. 1817 begab er sich nach Aarau, wo er Latein- und Griechischlehrer war. Aber bereits 1819 wurde er als Professor der lateinischen Literatur und der alten Geschichte nach Basel berufen. — Zu dieser Gesellschaft gehört auch der im kleinen Fürstentum Liechtenstein geborene P. J. Kaiser,<sup>192</sup> der in Wien Philologie, Geschichte und Jus studierte, in Genf sodann an einer wissenschaftlichen Zeitschrift beschäftigt, drei Jahre in Hofwil Lehrer war und 1826 an der Aargauischen Kantonschule eine Lehrstelle für Geschichte, Geographie und Latein erhielt und zugleich im Lehrverein dozierte. 1833 wurde er durch einzelne Kollegen aus seiner Stellung verdrängt und im gleichen Jahre an die katholische Kantonschule in Disentis gewählt. Später war er an der Kantonschule in Chur. Eine Zeitlang amtierte er auch als Vertreter Liechtensteins im Frankfurter Parlament. Bekannt wurde er durch seine „Ge-

<sup>190</sup> A. D. B. <sup>191</sup> A. D. B. 9. Bd. S. 14/15. <sup>192</sup> A. D. B. 15. Bd. S. 9/10.



schichte des Fürstentums Liechtensteins, nebst Schilderungen aus Churrätien."

Hier müssen wir auch einen Mann erwähnen, dem Leute wie Münch, Jollen, Gerlach, Kortüm und andere ihre Berufung nach Aarau zu verdanken hatten. Es war der katholische Pfarrer

Ulois Doef.<sup>193</sup> 1785 in Sarmenstorf (Aargau) geboren, zeigte er von Jugend auf großes Sprachtalent. In Solothurn und Konstanz widmete er sich dem Studium der Theologie und machte die Bekanntschaft von Wessenberg (die Wessenberg stammen ursprünglich aus dem Bezirke Brugg). In Landshtut hörte er den Theologen Sailer. Daneben studierte er lateinische und griechische Philologie, sowie Geschichte. 1808 wurde er als Pfarrer nach Bern berufen und hatte in seinen Predigten enormen Zulauf. In den Häusern der österreichischen und französischen Gesandten Schraut und Talleyrand war er ein gern gesehener Gast. Als Rektor ans Gymnasium nach St. Gallen berufen, erteilte er dort Unterricht in Latein und Griechisch und Philosophie. 1812 begab er sich wieder nach Bern als Erzieher der Kinder von Talleyrand. 1814 wurde er als katholischer Pfarrer nach Aarau berufen, erteilte an der Kantonschule den katholischen Religionsunterricht und lehrte 1817 auch alte Sprachen. Münch nennt ihn in seinen „Erinnerungen“ „denjenigen Mann, dessen Freundschaft die fruchtreichste und dessen Ungnade die gefahrbringendste war. . . . Doef war ein Mann der Tat, überdenkend, rasch ausführend und voll feiner Berechnung. Sein feuriges Auge unter einem schwarzen, starkgelockten Haupthaar hervorblickend, versendete links und rechts forschende, durchdringende Blicke und studierte die Züge, die Empfindungen, die Gedanken der Unterredner, der Anwesenden, der Freunde, der Gegner. Neben ihm knurrte sein schwarzer Pudel, den manche abergläubische Leute mit jenem des Doktor Faust verglichen, Doef selbst aber für gescheiter als manchen Rats Herrn hielt." Als Mitglied des Kirchenrates war er ein gründlicher Kenner der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes, worin er schon in Konstanz am Ende seiner Studien zum Doktor ernannt worden war. So richtete er seine Aufmerksamkeit auf die richtige Bildung der Kleriker und auf die Erhaltung des wissenschaftlichen Geistes unter denselben. Er war es auch, der auf die Prüfung der Geistlichen durch eine kirchenrätliche Kommission und auf die Konkordatsprüfung drang, damit dem Kanton nicht unwissende Kleriker aufgeladen würden. Im Kantonschulrat hatte er wesentlich

<sup>193</sup> R. Rauchenstein. Zur Erinnerung an Herrn Domdekan Ulois Doef. Pr. K. 1858.

Einfluß auf die Gesetzgebung jener Periode, und besonders gute Dienste leistete er durch seine Sorgfalt bei Anstellung von Lehrern. 1831 wurde er zum Domdekan in Solothurn ernannt. Lange Jahre stand er mit Görres, den er während dessen Aufenthalt in Aarau kennen und schätzen gelernt hatte, in Briefverkehr. — Was nun Vocks literarische Tätigkeit anbetrifft, so lieferte er manche geschichtliche, insbesondere kirchenhistorische und kirchenrechtliche Beiträge. Seine umfassendste und hervorragendste Arbeit aber ist sein Buch über den „Bauernkrieg im Jahre 1653.“ Der Schule widmete er seine Schrift „über den Geist der Gymnasialbildung.“

#### 4. Das Aargauische Lehrerseminar.

Da das Aargauische Lehrerseminar bei weitem nicht die Bedeutung für das literarische Leben des Kantons Aargau gehabt hat, wie die Kantonschule und für unsere Zwecke nur wenige an ihm wirkende Männer in Betracht kommen, wollen wir dasselbe nur anschließend an die Betrachtung der Kantonschule behandeln.

Vor 1798 wurde im Aargau, wie in der übrigen Schweiz, für die Ausbildung der Volksschulen sehr wenig getan. Die Besoldung der Lehrer war schlecht, die Schullokalitäten noch schlechter und die Lehrer selbst wohl oft am schlechtesten. — In den Jahren 1804/05 wurden durch die Pfarrer Rahn und Frey Bildungskurse abgehalten, zwar nach Konfessionen getrennt. Solche Lehrerbildungskurse, die aber nur kurze Zeit dauerten, wurden an verschiedenen Orten des Kantons und von verschiedenen Schulmännern noch in den Jahren 1808, 1809, 1811 und 1820 abgehalten. 1817 wurde zwar ein Staatsgebäude für die Unterbringung des Seminars bestimmt, dasselbe aber erst 1822 in Aarau eröffnet. Pfarrer Nabholz, ein katholischer Geistlicher aus dem Großherzogtum Baden war sein erster Direktor. Sein Nachfolger im Jahre 1834 wurde ein Mann, der nicht nur in der Geschichte des Aargaus, sondern auch in derjenigen der Schweiz, ein wichtiges Wort sprechen sollte:

Augustin Keller.<sup>194</sup> Sarmensdorf ist sein Geburtsort, wo er am 10. November 1805 das Licht der Welt erblickte. Von 1820 bis 1826 war er Jögling an der Kantonschule, u. a. Schüler von

<sup>191</sup> a) Ke. Ke. Dr. A. Keller, Augustin Keller. Aarau, Sauerländer 1922. b) J. Hunziker. Augustin Keller, Ein Lebensbild. Aarau, Sauerländer 1883. c) Th. Fischer, Erinnerungen an das Seminar Wettingen und seinen ehemaligen Direktor Augustin Keller. d) J. Burkart, Augustin Keller in seinen Reden und Gleichnissen.

follen und Rauchenstein, welche besonderen Einfluß auf ihn ausübten. „In Rauchenstein, follen und Pfeiffer hatte ich das Glück, vortreffliche Lehrer zu finden. Der erste erzog mich antik, der zweite national, der dritte menschenfreundlich und gewährte dem begeisterten Jüngling hernach beim Abgehen zur Universität die Liebe seiner einzigen Tochter.“<sup>195</sup> Als er von Aarau schied, dichtete er ein Lied, seiner Braut Josephine Pfeiffer gewidmet, welches schon ein ausgesprochenes lyrisches Können und Sinn für Sprachrhythmik offenbart. Wir geben hier die erste Strophe wieder:

„Ich habe so lange,  
so viel und bange,  
im Geiste Dich gesucht.

Ich frug des Himmels Sterne  
ob nah oder ferne  
in welcher Erdenbucht  
in ihrem holden Mai  
mir eine Freundin sei.“

1826 bis 1830 hielt sich Keller in Breslau auf, wo er klassische Philologie, Pädagogik, Deutsch und Geschichte studierte. „Ich war, seit mich Zschokke eines Abends dem ehrwürdigen Greise Pestalozzi vorstellte, für die Pädagogik entschieden.“<sup>196</sup> In Breslau hörte er unter Passow und Schneider Vorlesungen über das klassische Altertum, unter Wachler Geschichte und Literatur, unter Steffens und Bronis Philosophie, bei Gaupp und Unterholzner einzelne Zweige der Jurisprudenz, bei Tölln Kirchengeschichte, bei David Schulz biblische Exegese. „Passow hat mich für die Herrlichkeit des klassischen Altertums, Wachler für die Freiheit und unveräußerlichen Rechte der Völker gegen Tyrannen und Pfaffen, Steffens für die göttlichen Geheimnisse der Natur und Religion im Menschen, und eine geheime Verbindung mit herrlichen Freunden für Ehre, Tugend und Nationalität begeistert. Zu alledem gab mir Wachler noch den Haß gegen den Jesuitismus in die Seele.“<sup>197</sup>

Im verhängnisvollen Jahre 1830 kehrte Keller in die Heimat zurück. Im folgenden Jahre wurde er als Lehrer der lateinischen und deutschen Sprache an das Luzerner Gymnasium gewählt und eröffnete dort als erster eine Reihe zahlreich besuchter Vorträge über Deutsch und Literaturgeschichte. 1834 wurde ihm die erledigte Direktions-

<sup>195</sup> Ke. Ke. S. 9. <sup>196</sup> Ke. Ke. S. 31. <sup>197</sup> Ke. Ke. S. 32.

stelle des Lehrerseminars in Aarau angeboten, die er im Herbst gleichen Jahres antrat. Der deutsche Unterricht war sein Lieblingsfach (daneben gab er Geschichte und Katechetik) und dabei benutzte er keine Lehrbücher, sondern verfolgte einen von ihm selbst entworfenen Lehrgang.

Im Jahre 1835 gründete Keller die pädagogische Zeitschrift „Allgemeine schweizerische Schulblätter.“ 1847 gab er eine Monatschrift heraus „Schweizerische Volksschule“ und in dieser erschien zuerst seine Lehre von der unterrichtlichen Behandlung der Bildersprache und Gleichnisse. Von seinen Schulreden sind die bekanntesten und bedeutendsten „Rede bei der feierlichen Eröffnung des Seminariums in Lenzburg 1836“<sup>198</sup> und „Abschiedsworte bei der Schlußprüfung des Kandidatenkurses am Aargauischen Lehrerseminar Lenzburg 1838.“<sup>199</sup>

Ende 1837 trat Keller in die Regierung ein, um aber im Mai 1838 die unterdessen nicht besetzte Direktion des Seminars wieder zu übernehmen, „da seine Liebe zum Regieren nicht so stark war, als seine Liebe zur Schule.“

Auf seine spätere politische Bedeutung können wir natürlich im Rahmen dieser Arbeit nicht eintreten. Daß sie eine hervorragende, zum Teil ausschlaggebende war, brauchen wir nicht erst zu betonen.

Nach der Aufhebung der Klöster im Aargau wurde im Jahre 1846 das Seminar in die Räume des ehemaligen Zisterzienserklosters Wettingen verlegt. Die wichtigste Veränderung am reorganisierten Lehrerseminar war dessen Verbindung mit der Landwirtschaft und das Conviktsystem. Diese seine Idee wurde allerdings stark bekämpft. Daß sie aber eine vorzügliche war, beweist die Tatsache, daß heute in der Schweiz die sogenannten Landerziehungsheime einen großen Erfolg haben.<sup>200</sup>

1848 bis 1854 und 1867 bis 1869 war Keller Mitglied des Ständerates und 1854 bis 1866 des Nationalrates. Religiös wandte er sich dem Ultrakatholizismus zu und war einer der Hauptmitbegründer der christ-katholischen Kirche der Schweiz.

Aber Augustin Keller war auch Dichter. Allerdings hat er diese seine Gabe zu wenig beachtet und gepflegt. Durch seine Lehr- und Lesebücher aber, die viele Auflagen erlebten, ist er zum eigentlichen Volksschriftsteller geworden, denn neben der Aufnahme von Gedichten und Prosastrücken bewährter Pädagogen, ist das meiste und der Grund-

<sup>198</sup> J. Burkart. S. 96/101. <sup>199</sup> J. Burkart. S. 102/112. <sup>200</sup> Wir denken dabei hauptsächlich an das Landerziehungsheim Glarisegg am Bodensee und an die seit 80 Jahren bestehende und blühende Lehranstalt Schiers in Graubünden.



stock des Ganzen von ihm selbst geschrieben worden, aus der Tiefe seines Herzens und Gemütes. Diese Bücher beschränkten sich nicht bloß auf den Aargau, sondern waren auch im Kanton Bern und Luzern eingeführt. „Die Kinderreime, Gleichnisse, Rätsel, Lehrsprüche, Lieder, Legenden, Erzählungen und Balladen, aus Sage und Geschichte, Natur, leben noch heute in der Erinnerung der alten Leute derjenigen Kantone fort, in welchen Kellers Lehr- und Lesebücher eingeführt waren.“<sup>201</sup> — In der Zeit der Kämpfe um die aargauische Verfassungsrevision 1850/52, die dreimal verworfen und erst in der vierten Abstimmung angenommen wurde, entstanden die „Briefe des Gätterlimachers über die neue Verfassung“, hinter welchen sich Augustin Keller verbarg, und unter deren Maske er dieselbe wacker befürwortete. Sie erschienen in der ersten Februarwoche 1852 in der „Neuen Eidgenössischen Zeitung“ und haben sicherlich dazu beigetragen, daß die Verfassung am 22. Februar 1852 angenommen wurde.<sup>202</sup> — Da Keller einen schalkhaften Mutterwitz besaß, sind seiner Feder eine ganze Anzahl von Schwänken entsprungen, von denen J. Hunziker sagt, „daß man, um ähnliches wiederzufinden, aus der Gemütsöde der Gegenwart, um volle drei Jahrhunderte in die Reformationszeit zurückgreifen müßte.“<sup>203</sup> Diese Schwänke waren gewöhnlich in Mundart geschrieben und darum umso beliebter.

„Als Augustin Keller wenige Jahre vor seinem Tode in Zürich mich zufällig traf“, erzählt sein berühmter Namensbruder Altmeister Gottfried Keller, rief er mich an: „He Vetter, ich bin auch unter die Dichter gegangen; ich will in Druck erscheinen; was sagst Du dazu?“<sup>204</sup> Den Druck hat er nicht mehr erlebt, er lag seinen Kindern ob. — Da Augustin Keller mit Gottfried Keller öfters in der „Meise“ zusammenkam, wandte sich dessen Sohn Arnold Keller an Meister Gottfried, damit dieser ihn über die Herausgabe der Gedichte berate.

Gottfried Keller gab ihm am 8. Januar 1889 eine Antwort, in welcher es u. a. heißt: „Die Veröffentlichung dieses poetischen Nachlasses halte ich für durchaus wünschbar und ehrenvoll für den Kanton Aargau, erfreulich für die liberale Schweiz, die in demselben eine schöne Vollendung des Charakterbildes, eines der kräftigsten Träger und Bewegener einer langen, wichtigen Regenerationsperiode enthält.“<sup>205</sup>

1889 sind dann die „Gedichte von Augustin Keller“ bei Huber in Frauenfeld erschienen. Diese zerfallen in acht Abschnitte. Der erste ist

<sup>201</sup> Ke. Ke. S. 496. <sup>202</sup> Ke. Ke. S. 291. <sup>203</sup> J. Hunziker. S. 85. <sup>204</sup> Augustin Keller, Gedichte. Vorwort. <sup>205</sup> Ke. Ke. S. 497.



„Sage und Geschichte“ gewidmet und enthält u. a. die Gedichte „Niklaus Thut“, „Meister Hämmerli“, „General Dufour“ und den berühmten „Hofritt“, <sup>206</sup> der den Besuch des Herrn von Hallwil um 1500 schildert, wie auch das Verderbnis der Klöster, dem teils der Geist Meister Hämmerlis, teils der Held von Hallwil das Urteil sprechen. Das zweite Kapitel enthält „Legenden“, so „die beiden Raben“, „die Sebastiansbrüder“, „Tongo“ und „Sanft Gallus“, den wir hier wiedergeben:

#### Sanft Gallus.<sup>207</sup>

Sanft Gallus kam aus Schottland an,  
Er brach im Land dem Glauben Bahn.

Er predigte am Bodensee,  
Bezwang an Kranken jedes Weh.

Die Wildnis ward ihm untertan,  
Er baute sie zum Garten an.

Es diene gar der Bär ihm treu  
Und trug ihm Brot und Holz herbei.

Und mit der Psalmen Melodei  
Sang er den Wald von Drachen frei.

Und endlich sang sein frommer Chor  
Sanft Gallen aus dem Wald hervor.

Im dritten Abschnitt behandelt Keller „Lieder und Parabeln“: „das Häslein“, „die fische“, „die Seerosen“, „der See brüllt“ u. a. Der vierte Abschnitt „Land und Leben“ enthält allerlei von Keller persönlich Erlebtes, so „mein erster Wirtshausbesuch“, „der Vertreter am Schützenball“, „Prolog zum Rütlikonzert der Kantonschüler in Aarau“, „Kranzsprüche zum Kadettenfest in Baden 1851“. Die Gedichte des fünften Abschnittes, welche die Überschrift „Lieder“ tragen, hätten zwar ebenso gut anderswo eingereiht werden können, da solche wie der „festgesang auf das aargauische Kadettenfest in Baden 1851“ und der „festgesang zur Einweihung des Lehrerseminars im aufgehobenen Kloster Wettingen am 20. Jänner 1847“ nicht als eigentliche Lieder bezeichnet werden können. Im übrigen sind sie meist auf Naturereignisse eingestellt: „Im Maien“, „die Sonne“, „frühlingsempfang“ und

<sup>206</sup> U. Keller. Gedichte. S. 55/82. <sup>207</sup> S. 85.

„Der Laubfall.“<sup>208</sup>

Die Bäume und die Reben,  
Die falben heuer früh;  
Ihr saftig grünes Leben  
Erblich so schnell noch nie.

Wie schlossen alle Wälder  
Noch erst ihr dichtes Dach!  
Nun fliegt es in die Felder  
Bevor der Reif es brach.

Laß dich das nicht verdrießen!  
Je früher streut der Bolz  
Das Laub zu deinen Füßen,  
Je reifer ist das Holz.

Die runden Augen schauen  
Mit fruchtreichem Schein —  
Du darfst den Blicken trauen! —  
Ins neue Jahr hinein.

Ein besonderer Abschnitt, der VI., wird den Studenten gewidmet und enthält „Denksprüche an Studierende“, „an Kandidaten des Lehramtes“, „an Kandidaten der Theologie“, „an Kandidaten der Naturwissenschaft“, „an Kandidaten der Medizin“, „an Kandidaten der Jurisprudenz und Staatswissenschaft.“ Ein VII. Kapitel umfaßt „Lehrsprüche der Natur, des Lebens und der Geschichte.“ — Das sowohl an schöpferischem Geist, als auch an Gestaltungskraft und Urwüchsigkeit reichste Kapitel ist indes das VIII., gewidmet „den lieben Kleinen für Schule und Haus.“ Es enthält Erzählungen, Beschreibungen, Gleichnisse, Rätsel und Lehrsprüche, teilweise in Mundart gedichtet, was ihnen nur mehr Reiz und Volkstümlichkeit verleiht. Wir können uns deshalb nicht enthalten, hier noch zum Schlusse vom Besten wiederzugeben:

## Der Apfeldieb. (S. 217).

Im Garte stah en Äpfelbaum  
Mit Äpfle rot und gäl wie Gold;  
Do schlüft es Buebli dur de Zaun  
Und seit: „Den Äpfle bin i hold.“

<sup>208</sup> A. Keller. Gedichte. S. 182.

Es gönnt und füllt all Bümper a,  
 Und ißt derzue, so viel as's mag;  
 Doch Blitz! do pfist's, es chunt e Ma!  
 Und 's Buebli springt und schlüft i Hag.  
 Do bsticht's im Loch, es cha ke Wäg,  
 und zablet wie ne gfangni Muus;  
 Do macht de Ma ne Ruete zwäg  
 Und chlopft dem Diebli d'Hösli us.

Die Heimat. (S. 236).

Es ist eim, wenn bi Nacht de Mon am Himmel  
 So früntli abe luegt und d'Sterne flimmere,  
 Als wie'me Chind, wenn's us der Regenacht,  
 Vom wite Gang ermattet, nöcher chunnt,  
 Der Heimet und no feini Dächer gseht,  
 Und nume do und dert es früntligs Liecht.  
 Es goht und freut si binem sälber denn,  
 Und seit: „Gott Lob und Dank, i bi deheim  
 Und gseh mi Vater dert und mini Lüt,  
 Und 's isch mer wohl im Scherme und am Liecht!“

Zorn und Rache. (S. 243).

Uf Zorn und Rach folgt Weh und Ach;  
 Drum tue mer, Chind, bi beede gmach!  
 Was hend die Alte drüber gseit?  
 Wie hend de Zorn sie ruhiggleit?  
 „Wart es Wile, beit e Wile,  
 Sitz e Wile nieder;  
 Und wend es Wile gsäffe bist,  
 So chumm und säg mer's wieder.“

Augustin Keller am nächsten stand, deshalb weil er sein Schwieger-  
 vater war und mit ihm am Seminar ein gemeinsames Arbeitsfeld hatte,

Michael Traugott Pfeiffer.<sup>209</sup> 1771 wurde er unweit von  
 Würzburg geboren und genoss in dieser Stadt seine Ausbildung. 1790  
 begibt er sich indes nach Solothurn, wo eine Tante Klosterfrau ist.  
 Hier war er Musiklehrer und Instruktor der lateinischen und deutschen

<sup>209</sup> a) Ke. Ke. S. 14 ff. 151/153, 158/163, 236/237. b) O. Hunziker, Geschichte  
 der Schweiz. Volksschule. II S. 370/373.

Sprache. Er schrieb kleine Singspiele für das dortige Liebhabertheater und war literarisch tätig als Mitarbeiter des „Solothurner Wochenblattes.“ 1796 wendet er sich nach Genf, wo er sich rasch in der französischen Sprache und Literatur einlebt. Nach Solothurn zurückgekehrt, ist er eine Zeitlang Bureauchef der kantonalen Verwaltungskammer und erster Angestellter des Regierungstatthalters. Inzwischen hat er sich mit den Lehren und Grundsätzen von Pestalozzi vertraut gemacht, ist davon begeistert und begibt sich zu diesem nach Burgdorf, wo er freundlich aufgenommen, zwei Jahre verweilt. Im Herbst 1803 kehrt er nach Solothurn zurück, um dort eine private Erziehungsanstalt nach pestalozzischen Grundsätzen zu errichten. Allein das konservative Solothurn befürchtete Gefährdung der Religion und verwies Pfeiffer des Kantons. Nachdem die sereine Zeitlang wieder bei Pestalozzi in Münchenbuchsee verweilt hatte, erhielt er die Erlaubnis, sein Institut in Solothurn fortzuführen. Indes wandte er seine Blicke nach dem Aargau, wo man namentlich, was das Erziehungswesen anbetrifft, viel großzügiger und weitherziger war. 1805 begab er sich nach Lenzburg und schloß mit dem Stadtmann einen Vertrag, wonach ihm eine Anzahl Bürger ihre Söhne nach absolvierter Staatschule zur weiteren Ausbildung anvertrauten. Er erteilte ihnen täglich 6 Stunden Unterricht in Deutsch, Latein, Französisch, Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturkunde und Gesang. Schon vorher hatte er sich mit Elisabeth Amiet verheiratet und hier kam ihr einziges Kind Josephine, die spätere Gattin Augustin Kellers, zur Welt. — Auch in Lenzburg stand Pfeiffer an der Spitze der theatralischen und musikalischen Unterhaltungen und seine Anregungen faßten festen Boden und lebten als Ortstradition fort, als Pfeiffer schon längst gestorben und sollen auch heute noch spürbar sein. Zu jener Zeit begann auch seine Tätigkeit mit Hans Georg Nägeli für veredelten Volksgesang. Seine Gesangslehre geht nach pestalozzischen Grundsätzen. Damals hat Pfeiffer auch seine besten Lieder gedichtet und komponiert: „Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammt“, „Die Milde“, „Die Heimat“, „Für Dich“. Im Jahre 1808 erhielt Pfeiffer vom Stadtrat das Amt eines Schuldirektors. Daneben wurde ihm vom Kleinen Rat des Kantons Aargau die Abhaltung eines dreimonatigen Primarlehrerkurses übertragen. Dem ersten von 1808 folgte ein zweiter 1809, ein dritter 1816 und ein vierter 1820. Als dann 1821 mit der Errichtung eines Seminargebäudes Ernst gemacht werden sollte, bot man Pfeiffer die Leitung desselben an. Er lehnte jedoch ab und ließ

sich 1822 als Lehrer für alte Sprachen an die Kantonschule wählen. Zehn Jahre hat er dort gewirkt. Aber nach dem Tode seiner Gattin, einem Ereignis, das seiner geistigen Kraft schwer Abbruch tat, folgte Pfeiffer seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Augustin Keller nach Luzern. 1834 war er 6 Monate lang vom Abgang des alten Seminardirektors Nabholz bis zum Amtsantritt Kellers interimistisch Seminardirektor in Aarau. Darauf wurde er zum Lehrer für Gesang und Musikunterricht ernannt. 1837 siedelte er mit dem Seminar nach Solothurn und 1846 nach Wettingen über. Indes ging es von da an mit seiner Gesundheit abwärts und am 20. Mai 1849 erfolgte sein Tod. Am Grabe sangen die Seminaristen das von Pfeiffer gedichtete und komponierte Lied:

„Dem Starken hofft im Mißgeschicke,  
all Schwächeres Hülf und Trost und Ruh.  
Im Stübchen kehrt die matten Blicke  
dem Sonnenlicht das Pflänzchen zu.  
Seid Brüder, stark und mild und gut  
den Schwachen nehmt in eure Hut.“

Eine eigenartige, vielgewanderte und vom Leben umhergeworfene Persönlichkeit war der aus der preußischen Grafschaft Henneberg gebürtige (1796)

Johann Daniel Elster.<sup>210</sup> 1816 bezieht er die Universität Heidelberg, wo er auf Beschluß des Familienrates hin Theologie studiert. Durch ein Duell im Gesichte verletzt, vertauscht er diese mit der Medizin. Später begibt er sich nach Jena. Durch Sands Tat mit einer Untersuchung bedroht, wendet er sich über Holland nach London, um sich für die südamerikanische Republik Columbia anwerben zu lassen. Da dieser Plan scheitert, läßt er sich in Paris in die französische Fremdenlegion einreihen. Mit dieser gelangt er nach Korsika, wo ihm sein musikalisches Talent Gönner und damit die Freiheit verschafft. 1821 nimmt er in Würzburg die Studien der Medizin wieder auf, verletzt indes einen Komilitonen im Duell lebensgefährlich und muß ein zweites Mal fliehen. In Marseille schiffet er sich nach Griechenland ein und tritt mit dem Rang eines Bataillonsarztes in das Philhellenenbataillon ein und macht die Schlacht bei Peta mit. Nach vielen Irrfahrten kehrt er schließlich nach Frankreich zurück, wo er sein Leben auf Konzertreisen

<sup>210</sup> 0 Fahrten eines Musikanten von Ludwig Bechstein. Hausbibliothek 1858.



verdient. Dann wendet er sich in die Schweiz. Im Institut des Pädagogen Christian Lippe auf Schloß Lenzburg wird er Musiklehrer und macht die Bekanntschaft von Hans Georg Nägeli und Pfeiffer. 1829 kehrt er in die Heimat zurück zu seiner nun verwitweten ehemaligen Geliebten, die er heiratet. Er ist Gutsverwalter, eine Zeitlang auch Gastwirt und Posthalter in Hildburghausen. Nach dem Tode seiner Gattin ist er Musikdirektor bei wandernden Schauspieltruppen und kommt in dieser Eigenschaft 1839 zu Birch-Pfeiffer nach Zürich. Durch eine zweite Heirat mit einer ehemaligen Schülerin aus Baden wird er dauernd an die Schweiz gefesselt. In Bremgarten bekleidet er die Stelle eines Musiklehrers und wird 1846 an das Seminar Wettingen berufen. Die Einweihungsfeier des Seminars wurde eröffnet durch einen Festgesang, den Augustin Keller dichtete und Elster komponierte. Schriftstellerisch hat sich Elster ausgezeichnet durch seine dreibändige „Schweizerische Volksgesangschule“ und durch sein „Gesangsbuch für die Gemeindeschulen des Kantons Aargau“. 1857 starb Elster an einem Leberleiden.

Ein dritter deutscher Musiker ist

Johann Heinrich Breitenbach<sup>211</sup> aus Offenau bei Heilbronn. Er besucht die Musikschule Stuttgart und wird dann bei der Militärmusik angestellt. Um 1830 kommt er zu Fellenberg nach Hofwil. 1835 wird er Gesangslehrer in Lenzburg, kehrt aber nach einigen Jahren in sein von ihm verehrtes Hofwil zurück. Erst 12 Jahre später tritt er als Gesangslehrer in die Bezirksschule in Muri ein, um 1858 als Nachfolger Elsters endgültig an das Lehrerseminar nach Wettingen überzusiedeln. 1866 ist sein Todesjahr.

Abichtlich haben wir auch kurz das Leben und Schaffen dieser Musiker skizziert, weil es wirklich auffallend ist, wie eine Zeitlang beinahe auf allen Gebieten das deutsche Element befruchtend auf das geistige Leben des Aargaus wirkte.

<sup>211</sup> Mü. Na. II. S. 298/299.

## IV. Die Bedeutung des „Lehrvereins“ zu Aarau.<sup>1</sup>

Eine zweite Kulturgemeinschaft bildete der Aargauische Lehrverein, der 11 Jahre lang in Blüte stand, in der Restaurationszeit von 1819—1830. Er zählte zu seinen Lehrern Heinrich Zschokke, den Hauptbegründer des Vereins, den Philosophen und Schriftsteller P. V. Trogler, den Staatsmann und Dichter K. R. Tanner, den Nationalökonom Friedrich List, Bronner, Follen, Menzel, Münch, Mönnich, Rauchenstein und andere. Wenn wir diese Namen voranstellen, wollen wir damit von vorneherein schon rein äußerlich die Bedeutung des Lehrvereins hervorheben. Dieses Institut war nicht, wie man vermuten könnte, das Resultat eines augenblicklichen guten Gedankens, sondern das wichtigste Erzeugnis der „Gesellschaft für vaterländische Kultur des Kantons Aargau.“<sup>2</sup> Die Idee zur Gründung dieser Gesellschaft ging von Heinrich Zschokke aus, der sich dahin äußerte, wie zeitgemäß es wäre, die besten Bürger der verschiedensten Landesteile zu einem Lebensbunde für Hebung der Volkswohlfahrt zu sammeln.<sup>3</sup> Der Name „Bürgerlicher Lehrverein“ wurde deshalb geprägt, weil damit ausdrücklich betont werden sollte, daß derselbe den Bildungsbedürfnissen des gewöhnlichen Bürgers, Geschäfts- oder Gewerbmannes, überhaupt solchen entgegenkommen wollte, die nicht beabsichtigten, eine gelehrte Bahn zu betreten. Aber nur in seiner ersten Periode (bis 1823) hielt er diesen beschränkten Zweck fest, während er in seiner zweiten Periode eine umfassende Aufgabe zu erzielen sich bestrebte. Es galt besonders, solche Jünglinge, denen die Verhältnisse keine Universitätsstudien gestatteten, zu geistiger Selbständigkeit zu heben und fürs Leben der Republik tüchtig zu machen. Es sollte eine schweizerische Hochschule ganz eigener Art sein. Damit erhielt auch der Lehrverein seine politische Färbung.<sup>4</sup> —

<sup>1</sup> a) Protokoll des Lehrvereins in Aarau; im Archiv der Erziehungsdirektion des Kantons Aargau. b) J. Kettiger, Der Lehrverein zu Aarau. Pr. des aarg. Lehrerseminars Baden 1858. c) Emil Zschokke, Geschichte der Gesellschaft für vaterländische Kultur. Aarau 1861. d) Heinrich Zschokke, Eine Selbstschau. Aarau 1842. e) Alfred Gäh, Paul Vital Trogler, ein Lebensbild aus der Werdezeit der schweiz. Eidgenossenschaft. Zürich 1915. <sup>2</sup> J. Kettiger. S. 5. <sup>3</sup> E. Zschokke. S. 16. <sup>4</sup> E. Zschokke. S. 52.

Bis 1823 fanden nur Winterkurse, von da ab auch Sommerkurse statt. Als Gegenstände des Unterrichts wurden in der ersten Ankündigung vom 22. September 1819 bezeichnet: Schweizergeschichte, Weltgeschichte, Naturrecht und Kenntnis der vaterländischen Gesetze, Staatswissenschaft und Statistik, Polizeiwissenschaft, Deutsch, Abfassung mündlicher und schriftlicher Vorträge, Chemie, Mineralogie, Mechanik, Meßkunst, Zeichenkunst.

Von allen Lehrern jener ersten Epoche ist sicherlich der hervorragendste der feinsinnige Lyriker

Karl Rudolf Tanner,<sup>5</sup> der Staatswissenschaft und Deutsch las. 1794 ist sein Geburtsjahr, Aarau seine Geburtsstadt. Drei Jahre lang besucht er unter Evers die Kantonschule, um sich darauf ans Carolinum nach Zürich zu begeben, welches ihm, da er Theologie zu studieren beabsichtigte, durch seine Verbindung vom Gymnasium und theologischer Fakultät, für seine Zwecke am geeignetsten schien. Hier macht er im „Literarischen Kränzchen“ auch die Bekanntschaft von Fröhlich und trägt in diesem Kreise seine ersten Gedichte vor. 1814 wendet sich Tanner nach Heidelberg, aber nicht um Theologie, sondern um Staatswissenschaften zu studieren. Hier in Heidelberg wird Tanner zum Romantiker. Sein Lehrer Horner in Zürich hatte ihn auf Dürer hingewiesen. Nun macht er die Bekanntschaft des durch und durch romantischen Malers Karl Johr. Zu jener Zeit kamen aber auch ein Teil der altdeutschen Handschriften, die im dreißigjährigen Krieg entwendet worden waren, nach Heidelberg zurück und der Student der Rechte beginnt in diese alten Dichtungen einzudringen. Anno- und Nibelungenlied, des Knaben Wunderhorn und Uhlands Gedichte erschließen ihm eine ganz neue Welt. — Nachdem Tanner noch ein Semester in Göttingen zugebracht, bestand er im Herbst 1817 das Staatsexamen. Nach zweijähriger Praxis bei dem hervorragenden Berner Fürsprecher Karl Koch, legte er 1819 auch die aargauische Staatsprüfung ab und begann dort die Tätigkeit als öffentlicher Anwalt. — Von der politischen Tätigkeit Tanners wollen wir nur erwähnen, daß er Amtsstadtschreiber, Mitglied des Verfassungsrates (1830), Gesandter bei der Tagsatzung und im neuen Bund Nationalrat war, wo er völlig dem Freisinn huldigte.

An geistiger Anregung fehlte es zur Zeit, da Tanner nach Aarau kam, nicht. Eben war ja der Lehrverein gegründet worden, in welchem

<sup>5</sup> S. Zimmerli, Karl Rudolf Tanners Heimatliche Bilder und Lieder. Aarau, Sauerländer 1918. A. Schumann. Aargauische Schriftsteller.

Tanner, wie erwähnt, Dozent der Staatswissenschaft und der deutschen Sprache war. Hier lebten und wirkten hervorragende Staatsmänner, wie Rengger und Herzog, unternehmende Industrielle, wie H. R. Sauerländer, unter den Flüchtlingen ein Menzel, Görres, Steingäß und später auch Follen und List. Ein sowohl für die Schweizer Literatur, als auch speziell für diejenige des Aargaus wichtiges Ereignis, war die Gründung des „Sempacher Vereins“ im Jahre 1821. Die Gründer waren Männer, welche die Blütezeit der Burschenschaftsbewegungen auf deutschem Boden miterlebt hatten. Alljährlich hatte der Verein an einer historischen Stätte des Schweizerlandes eine Zusammenkunft, so auf der Mosenau, in Stans, Murten, Näfels, am Stoß, Morgarten, Schwaderloch und zuletzt im Jahre 1829 zu St. Jakob an der Aare. Als im Jahre 1830 die Revolution die Geister zum Handeln aufrief, gehörte eine Reihe der eifrigsten Sempacher zu den führenden Persönlichkeiten der kantonalen und eidgenössischen Regenerationsbewegungen, neben Tanner z. B. Th. Bornhauser, Melchior Hirzel, Kasimir Pfyster. Den „Freunden von Sempach, von der Mosenau, von Stans, Murten, Näfels und am Stoß“ widmet nun Tanner seine „Heimatlichen Bilder und Lieder“, die 1826 bei Sauerländer erschienen. Diese machen ihn zu einem Vorboten unserer großen schweizerischen Lyrik. Sie sind nicht am Schreibtisch entstanden, sondern in freier Luft beim Wandern oder Reiten.<sup>6</sup> — Tanner stand unter dem Einfluß des schwäbischen Dichterkreises und der altdeutschen Dichtung. Ganz deutlich zeigt sich dieser Einfluß zum Beispiel in dem Gedichte „Das verlorene Schloß“:<sup>7</sup>

1. Ein edel Schloß, das hat' ich inne,  
des' Brücke sprang so kühn vom Tor;  
es schwang die goldgesäumte Zinne  
die Knauf' und Erker schlank empor.
4. Wohl in des Schlosses inneren Räumen,  
erblickte mancher Wunderschein;  
die Sonne brach mit Rosenträumen  
durch die gemalten Fenster ein.

Leider können wir nicht näher auf die einzelnen Gedichte eingehen und nennen nur als besondere Perlen: „Die Alpenrose“, „Mutterglück“, „Lob der Lilie“, „Liebeschmerz“, „Der Sonne Wiederkehr“, „Frühlingsvertrauen“, „Dienstverschreibung.“ Letzteres Gedicht ist wiederum ein

<sup>6</sup> Zi. Ta. S. XL. <sup>7</sup> Zi. Ta. S. 29/31.

typisches Beispiel für die Einwirkung der Romantik auf Tanner. Auch der Anhang zu dieser Gedichtsammlung, die sogenannten „römischen Festlieder“, Übertragungen von lateinischen Hymnen aus dem Mittelalter sind ein deutlicher Beweis dafür.

Die zweite Periode des Lehrvereins (1823—1830) beginnt mit dem Wintersemester 1823/24 und unterscheidet sich schon dadurch von der ersten, daß er nicht wie bisher, nur Aargauer, sondern überhaupt Schweizer und auch Ausländer aufnimmt. Mit Ausnahme der Kantone Tessin, Uri, Zug, Appenzell, Wallis, Neuenburg und Genf wurde die Anstalt aus der ganzen Schweiz besucht. In den Schülerverzeichnissen von 1824/30 findet man aber auch Namen aus dem Großherzogtum Baden, aus Bayern, Preußen, Württemberg, Spanien und England. Dem Lehrkörper gehörten in dieser Zeit für kürzer oder länger an: Troxler, Follen, Voß, Stapfer, Nabholz, Ernst Münch, Zschokke, Friedrich List, B. W. Mönnich und andere. Follen las über deutsche Literatur, Mönnich griechische Geschichte, List Staatswissenschaft, Zschokke deutsche Sprache und Geschichte der Philosophie, Troxler Anthropologie, Logik, Naturrecht, Weltgeschichte und Geschichte der Menschheit. Innerhalb des Lehrvereins bildete sich 1828 ein literarischer Verein, der unseres Wissens an dieser Stelle zum ersten Mal Erwähnung findet. Dessen Zweck ist in den Statuten folgendermaßen umschrieben: „Es bildet sich aus den Genossen eine besondere Gesellschaft unter dem Namen „Literarischer Verein“, dessen Streben wissenschaftlicher Art sein soll und der sich insbesondere zur Aufgabe macht, den im Lehrverein genossenen Unterricht durch Übungen bei gemeinschaftlichen Zusammenkünften auf möglichst einfache Weise in Anwendung zu bringen und überhaupt unter den Genossen des Vereins, gegenseitige Freundschaft und Liebe zur Wissenschaft zu wecken, rege zu erhalten und zu befestigen.“<sup>8</sup> Dieser literarische Verein war äußerst tätig. Unter den Mitgliedern tat sich hauptsächlich Augustin Keller hervor. Über alle möglichen Fragen wissenschaftlicher Art wurden Vorträge gehalten, wobei namentlich auf Form und Stil großer Wert gelegt wurde. Es ist erstaunlich, wie methodisch geschult einzelne dieser Arbeiten sind. Man scheute sich nicht vor scharfer Kritik, und denjenigen wurde gehörig die Kappe gewaschen, die sich in ihren Gedanken zweideutig oder unklar aussprachen. In jeder Sitzung wurde auch irgendein Dichter

<sup>8</sup> Protokolle des Lehrvereins.



deklamiert, wobei man namentlich die lebenden und heimatlichen Schriftsteller berücksichtigte. Interessant ist in den Protokollen auch der Briefwechsel, der mit dem Zentralvorstand der Jofingia geführt wurde. Der literarische Verein wollte nämlich eine aargauische Sektion derselben gründen. Da aber von der Jofingia darauf hingewiesen wurde, daß nur immatrikulierte Universitätsstudenten dem Verein beitreten könnten, war der Kampf der Meinungen ein hitziger, ob der Lehrverein eine eigentliche Hochschule sei oder nur ein gelehrtes Institut. Leider hört dieser Briefwechsel mit dem Jahre 1830 auf, d. h. zur Zeit, wo auch der Lehrverein einging. Als in diesem Jahre der Aargau von den politischen Bewegungen ergriffen wurde, hatte jener seine Mission getan. Die Prophezeiung von Männern, welche selbst an der Anstalt gewirkt, „der Lehrverein werde einmal vollkommen überflüssig sein“, hatte sich erfüllt. Zudem wurde einer der hervorragendsten Lehrer, P. V. Trogler, als Professor nach Basel berufen. — Die Bedeutung des Lehrvereins ist bis heute in literarischer Hinsicht zu wenig hoch eingeschätzt worden, weil dieselbe nicht genug in die Augen sprang. Tatsächlich ist diese Bedeutung (wenn auch oft indirekt) eine eminente, indem der Lehrverein eine ganze Reihe von Männern erzogen hat, die im späteren Leben eine hervorragende Rolle spielten. Wie die Kantonschule — allerdings im geringeren Maße — hat er eine ganze Anzahl bedeutender Geister nach Aarau gezogen. Unter diesen Männern wiederum waren die deutschen Flüchtlinge stark vertreten und durch sie ein Stück deutscher Literatur durch den Aargau der Schweiz einverleibt worden.

Einer der bedeutendsten und einflußreichsten Dozenten im Lehrverein war der Philosoph und Schriftsteller

Paul Vital Trogler.<sup>9</sup> 1780 zu Beromünster im Kanton Luzern geboren, war er, nachdem er das Gymnasium von Luzern durchlaufen und das Abiturium bestanden, eine Zeitlang Regierungsekretär und gewann in dieser Stellung Einblick in das politische Leben. 1800 begibt er sich nach Jena, wo er neben dem Studium der Medizin auch Philosophie betreibt. 1803 promoviert er an der medizinischen Fakultät. Dann führt ihn sein Weg nach Wien, wo er, der von Jugend auf die Kunst der Musik gepflegt hatte, mit Beethoven bekannt wird. Ein Brief Beethovens an Trogler aus dem Jahre 1807 ist noch erhalten.<sup>10</sup> In

<sup>9</sup> a) J. Gamper. P. V. Troglers Leben und Philosophie. Diss. Bern 1907.

b) U. Götz. P. V. Trogler als Politiker. Zürich 1915. <sup>10</sup> Erich Kastner, Beethovens sämtliche Briefe. Leipzig, Hesse.

die Heimat zurückgekehrt, verleidet man ihm durch allerlei Schikanen seine ärztliche Betätigung. Daher wendet er sich ein zweites Mal nach Wien. Von dort aus unternimmt er mit seiner geistreichen Frau Wilhelmine Polborn eine Reise in die Niederlande, nach Frankreich und Italien. Auf Drängen seiner Mutter kehrt er nach Hause zurück, wo er zunächst vom politischen Leben zurückgezogen, sich nur seinem ärztlichen Berufe widmete. 1811 erschien bei Sauerländer in Aarau die Schrift „Blicke in das Wesen des Menschen“, durch welche er weit herum bekannt wurde und in welcher er sich von der Schelling'schen Naturphilosophie lossagte.<sup>11</sup> Nachdem Trotler zwei ehrenvolle Rufe nach Berlin und Bonn abgeschlagen hatte, nahm er einen solchen als Professor der Philosophie am Lyzeum in Luzern an. Nicht lange sollte er indes in seiner sowieso ziemlich angefeindeten Stellung bleiben. Im Jahre 1821 erschien seine Schrift: „Fürst und Volk nach Buchanan's und Miltons Lehre“.<sup>12</sup> Beide Reden sind Apologien der Völkerrechte, wobei sogar der Königsmord gerechtfertigt wird. Daraufhin erhielt Trotler seine Entlassung. — 1822 wird er zum Präsidenten der Helvetischen Gesellschaft ernannt. Seine Präsidialrede lautete: „Worauf beruht das Wohl des Vaterlandes?“ — 1823 siedelte er mit seiner Familie nach Aarau über, wo der Lehrverein sein Hauptwirkungsfeld war. Er stellte ihn auf eine wissenschaftliche Grundlage. Sein Einfluß war ein gewaltiger und vor allem seine Persönlichkeit zog Hörer aus aller Herren Länder herbei. Wenn viele Schüler des Lehrvereins später an die Spitze der schweizerischen Regenerationszeit standen, so hat sie zum großen Teil Trotler dazu erzogen. In Aarau schuf er auf zwei weitere größere philosophische Werke „Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik“ (Aarau 1828) und „Logik, Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntnis“ (drei Bände, Stuttgart 1829—1830). Die Aufsätze Trotlers in den „Anzeigen des Lehrvereins“ tragen meist pädagogischen Charakter: 1. „Über das Verhältnis von Realismus und Humanismus auf dem Boden der Schule“ (1823), 2. „Etwas, das Karl von Bonstetten und Niemeyer inbezug auf Nationalbildung gesagt haben“ (1824), 3. „Etwas über die Ansprüche der Zeit und des Vaterlandes auf Erziehung“ (1825), 4. „Soll in einem Collegium humanitatis die Philosophie Sitz und Stimme haben oder nicht?“ (1826), 5. „Leitung zur Wahl eines Berufes durch Erziehung“ (1827), 6. „Über den Gegensatz von Natur

<sup>11</sup> Bei H. R. Sauerländer. Aarau 1812. <sup>12</sup> Aarau 1821.

und Kultur“ (1828), 7. „Über die Einheit von Entwicklung und Erziehung“ (1829).<sup>13</sup> 1830 wird Trogler auf den Lehrstuhl für Philosophie nach Basel berufen. Aber da er im Streit zwischen Baselstadt und Baselland für letzteres Partei ergreift, wird er als Aufrührer der Landschäftler dargestellt und nur durch Flucht entgeht er der Wut der Baselfstädter. Er flieht wieder nach Aarau. Neben seiner ärztlichen Berufstätigkeit ist er literarisch tätig. Seine Schriften tragen jedoch meist politischen Charakter. Eine Ausnahme macht die Abhandlung „Über Wesen und Form volkstümlicher Mittelschulen“. 1834 übernimmt Trogler die Professur für Philosophie in Bern, die er beinahe 20 Jahre bekleidet. Seinen Lebensabend, 1853 bis 1866, verbringt er auf seinem Landgut in Aarau zu. Religiös und politisch wendet er sich nun langsam dem Konservativismus zu.

Gleichfalls in Aarau und im Lehrverein suchte sich zu betätigen der deutsche Flüchtling

Friedrich List,<sup>14</sup> der später so berühmte Nationalökonomie. Aus Reutlingen gebürtig (1789), erhielt er die Ausbildung eines Kameralbeamten. Mit 20 Jahren wurde er Substitut. Nach Tübingen versetzt, hatte er Gelegenheit durch Besuch von Vorlesungen seine Kenntnisse zu erweitern. 1816 wurde er Oberrevisor, und als auf sein Anraten hin eine staatswissenschaftliche Fakultät gegründet wird, er selbst zum Professor ernannt. In die württembergische Kammer gewählt, droht ihm durch eine allzu kühne Petition, in welcher er energisch die Reform der Finanzen und Justiz verlangt, die Verhaftung, welcher er nur durch Flucht entgehen kann. Auf Veranlassung von Ludwig Snell begibt er sich nach Basel, wo ihm aber der Aufenthalt mangels Heimatschein nicht bewilligt wird. Im Juli 1823 wendet er sich nach Aarau und kaum ist er dort, so beginnen auch schon seine staatswissenschaftlichen Vorlesungen im Lehrverein. Aber auch hier wird ihm nach einem halben Jahr der Aufenthalt versagt, trotzdem sich Bürgermeister Herzog beim württembergischen König für ihn verwendete. So kehrte List im folgenden Jahre nach Deutschland zurück und wurde dort eingesperrt. Nach seiner Haft wanderte er nach Amerika aus, wo er durch sein Buch „Das nationale System der politischen Ökonomie“ einen Weltruf verschaffte, so daß auch endlich seine deutsche Heimat ihn richtig würdigte.

<sup>13</sup> U. Götz. S. 96/97. <sup>14</sup> a) Friedrich List, ein Vorläufer und Opfer für das Vaterland, von Karl Schnitzer. Stuttgart 1851. b) Ludwig Häußer, Friedrich List's gesammelte Schriften. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1850.

### Einzelne Persönlichkeiten.

Anschließend möchten wir noch hier einige Persönlichkeiten erwähnen, die in ihrem Schaffen und Wirken allein, unabhängig und weder an der Kantonschule, noch am Lehrverein mitwirkend, im Aargau verweilten. Ihre Zahl ist gering.

Eine dieser Persönlichkeiten war der Philosoph

Jakob Friedrich Fries.<sup>15</sup> Dieser verbrachte vom Herbst 1797 bis zum Frühling 1800 als Hauslehrer in Zofingen, wo er die drei jüngsten Söhne des Hauptmanns Johann Jakob Suter im „Neuhaus“ unterrichtete. Fries wurde im Jahre 1773 in Baumberg geboren. 1796 bezog er die Universität Leipzig und studierte zunächst Jurisprudenz, um aber bald zur Philosophie überzugehen. In Jena hörte er die Vorlesungen Fichtes. Aus Geldmangel mußte er sich indes nach einer Hauslehrerstelle umsehen und kam dabei zu Hauptmann Suter nach Zofingen. — Am Tage des Bundesschwures, am 25. Januar 1798, war Fries zugegen und als der Sturm losging, kam es vor dem „Neuhaus“ zu einem förmlichen Aufstand. An der Bewachung der Stadt Zofingen nahm auch Fries als freiwilliger teil und in einem Brief an einen Freund schildert er sich in lustiger Weise als Schildwache. In jene Zeit fällt auch seine Ausarbeitung der Schrift „Neue Kritik der Vernunft“.

Seinem Freunde Reichel berichtet er auf originelle Art von seinem Alltagsleben unter der Überschrift „Beschreibung eines Werkeltages, verbracht von Jakob Fries, Schulzwinger und Lateinlehrer der Buben des Herrn Jakob Suter im neuen Hause in Zofingen, im 7. Jahr der einen und unteilbaren fränkischen Republik, Wintermonat“.<sup>16</sup> Im Jahre 1798 erschien in Erhard Schmidts „Psychologischem Magazin“ 5 philosophische Aufsätze von Fries. Auf einer im folgenden Jahre unternommenen Schweizer Reise entstand das Lied:

„Kennst du das Land, wo lieblich und wo gut  
ein Hirtenvolk an See und Bächen ruht“.

Als er nach Zofingen zurückkehrte, erteilte er drei Mädchen den Unterricht und eine davon, Julie Hürner, forderte einen Roman von ihm. Ihren Vornamen hat er wenigstens auf den Titel seines Romans gesetzt: „Julius und Evagoras, oder die neue Republik“.<sup>17</sup> Im Jahre

<sup>15</sup> Arg. T. 1898. A. Schumann: Ein Idyll in bewegter Zeit. S. 129/140. <sup>16</sup> A. Schumann. S. 133/137. <sup>17</sup> Heidelberg 1814.



1800 verließ er den Aargau und kam 1804 nochmals für einen Tag nach Zofingen, ohne daß wir über die näheren Umstände orientiert sind.

Ein typischer Vertreter der Romantik, ein gründlicher Kenner und eifriger Förderer altdeutscher Dichtung war der bekannte Freiherr

Josef von Laßberg.<sup>18</sup> Er war der intimste Freund der Fürstin Elise von Fürstenberg, die er an den Wiener Kongreß geleitete, wo er die Bekanntschaft von Jakob Grimm machte. Sie steuerte auch an die Ausgabe der mittelalterlichen deutschen Geschichtsquellen, der „monumenta Germaniæ“ bei und ermöglichte den Ankauf der Nibelungen-Handschrift, die als Laßberg'sche wohlbekannt ist. Der Tod der Fürstin 1823 war das traurigste Ereignis in Laßbergs Leben. Kurze Zeit vorher, 1820 bis 1822, hatte sich Laßberg zum größten Teil in Aarau aufgehalten. Im Oktober 1820 war er mit der bereits franken Fürstin nach Aarau gekommen und hatte im Ochsen Quartier genommen.<sup>19</sup> Sowohl Görres als auch die Kantonsbibliothek hatten ihn dorthin gezogen. „Er, der feurige Verehrer und gründliche Kenner mittelalterlicher Dichtung, der leidenschaftliche Sammler von Manuskripten, Bildern und Münzen, zog auch bald den jungen Tanner in seinen vertrauten Bekanntenkreis. Tanner begleitete ihn im Winter 1821/22 auf zahlreichen ausgedehnten Wanderungen in der Umgebung von Aarau und empfing von dem welterfahrenen, lebenskundigen und tiefreligiösen Freunde aus einer ihm bis jetzt unbekannten Gesellschaftsschicht starke und mannigfaltige Anregungen.“ Seine Sammelfreudigkeit erhielt einen neuen Ansporn. Auch zum Studium des Gotischen veranlaßte ihn der Verkehr mit Laßberg. Umgekehrt war Tanner dem um seine Fürstin tief Bekümmerten ein Tröster. Als Laßberg 1822 Aarau verließ, setzte ein herzlicher Briefwechsel die Bekanntschaft fort. Wir möchten es deshalb nicht unterlassen, aus dem unveröffentlichten Briefnachlaß K. R. Tanners einen Brief des Freiherrn von Laßberg mitzuteilen. Er stammt aus Eppishausen und trägt kein Datum:<sup>20</sup> „. . . . Das kleine Gedicht, welches ich Ihnen übersandte, ist von einem ganz unbekannten Sänger, den ich ganz zufällig in einer 1293 durch eine von Konrad von St. Gallen geschriebene perg. Handschrift auffand; der Sänger selbst heißt Hug von Langenstein und war Chorherr des deutschen Ordens auf der reizenden

<sup>18</sup> Badische Biographen, herausgegeben von Dr. Weech. 2. Teil. Karlsruhe 1888. S. 8/11. U. D. B. Bd. XVII. S. 780/784. <sup>19</sup> Zi. Ca. S. XXXIV. <sup>20</sup> Handschriftlicher Briefnachlaß Karl Rudolf Tanners. Derselbe bietet namentlich den Historiker ein reiches Quellenmaterial.



Insel Maynau (Mayginawe) im Bodensee. Dieser Mann und fromme Ordensbruder zu Langenstein auf der Schönen-Burg im Tourgau, schrieb ein mehr als 30 000 Verse enthaltendes Gedicht von dem Leben der heiligen Jungfrau und Martyrerin Martina, das wohl niemand herausgeben wird, obschon es der Sprache wegen, merkwürdigen Inhalts ist . . . .“ — Der letzte Brief Laßbergs an Tanner stammt vom 9. März 1841. Hier brach der Briefverkehr ab, weil Laßberg nicht verstehen konnte, daß Tanner für die Aufhebung der aargauischen Klöster gestimmt hatte. — In den Jahren 1820—1825, also zum Teil in der Zeit, da Laßberg in Aarau verweilte, entstand der Liedersaal, das ist: „Sammlung altdeutscher Gedichte“, 4 Bände. Laßberg besaß nämlich eine Handschrift des 14. Jahrhunderts, eine Sammlung von poetischen Erzählungen, Schwänken, didaktischen, geistlichen und Liebesgedichten, welche er in den Jahren 1818—1823 eigenhändig abschrieb und in getreuem Abdruck erscheinen ließ. Auf dieses Werk hier einzugehen, würde zu weit führen. Die Tatsache genügt uns, daß einer der gründlichsten Kenner altdeutscher Dichtung im Aargau verweilte und daselbst in Wort und Schrift dieselbe bekannt und geliebt machte. Wir erinnern daran, daß es Laßberg war, welcher in Follens „Harfengrüßen“ aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts ein mittelhochdeutsches Lied beisteuerte, welches er im November 1821 in Aarau abschrieb. Deshalb wendet sich Follen auch späterhin an ihn, als er eine Handschrift des „Malegys und Wiwian“ in die Hände bekommen möchte. —

Einen mächtigen und bleibenden Eindruck hinterließ im Aargau

Josef von Görres,<sup>21</sup> der sich in den Jahren 1820/21 in Aarau niederließ und dort im Zentrum des geistigen Lebens stand. 1776 zu Koblenz geboren, verläßt er mit 17 Jahren das Gymnasium, wobei ihm indes der Lärm der Zeit zu groß ist, als daß er die Universität beziehen könnte. Denn Koblenz war der eigentliche Mittelpunkt der französischen Gegenrevolution. Begeistert nimmt er die Verkündigung der cisrhenanischen Republik auf. 1798 erschien seine erste politische Schrift „Der allgemeine Friede ein Ideal.“ In seinen Revolutionspamphleten, das „Rote Blatt“ und „Rübezahl“, tritt er gegen den unumschränkten Staat und gegen die unumschränkte Kirche auf. Er fordert Geistesfreiheit, politische Freiheit, Völkergleichheit und soziale

<sup>21</sup> a) J. Nadler. Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. III. Bd. b) W. Schellberg, Görres ausgewählte Werke und Briefe. Biographische Einleitung. c) J. A. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen. Nordlingen 1878.

Gleichheit. Eine Reise nach Paris, wo er hinter die Kulissen sehen konnte, läßt ihm in Napoleon den Welttyrannen erkennen und ernüchtert kehrt er nach Hause zurück und wird Professor am Gymnasium in Koblenz.<sup>22</sup> 1801 erscheinen die „Aphorismen über die Kunst“, 1803 die „Aphorismen über Organomanie.“ Er geht in den Bahnen der Antike und der italienischen Kunst. Seine historischen Gedanken legt er in einer Reihe von Aufsätzen 1804/05 in der Münchner Zeitschrift „Aurora“ nieder.<sup>23</sup> 1806 an die Universität Heidelberg berufen, kam er in einer Zeit dorthin, für die man den Ausdruck Heidelberger Romantik geprägt hat. Männer, wie der Philosoph Fries, der Dichter Brentano und Achim von Arnim, die Brüder Eichendorff und Boisseree hielten sich dort auf. Zu diesen gesellten sich der Westfale Heinrich Jung, genannt Stilling, und Alois Wilhelm Schreiber, die Literaturgeschichte und Aesthetik las. Zunächst kündigte Görres ein Gewirr von Vorlesungen an, die Schelling Wahnsinn nannte. Im Juni 1808 begann er sein Kolleg über altdeutsche Literatur. Aus diesen Studien erwuchsen seine „Teutschen Volksbücher“, deren Einleitung ein Loblied des Mittelalters ist. Das Buch, das zahlreiche Irrtümer enthält, wurde Brentano gewidmet.<sup>24</sup> Unter seinen Schülern befand sich auch Josef von Eichendorff, der begeistert über Görres spricht:<sup>25</sup> „Es ist unbegreiflich, welche Gewalt dieser Mann auf die Jugend ausübt. Sein freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen, schwellend und sinkend, aber durch das einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war fast wie ein prächtiges, nächtliches Gewitter, weckend und zündend für das ganze Leben.“ — Görres ist auch Mitarbeiter an der von Arnim herausgegebenen „Zeitung für Einsiedler.“ 1808 verläßt das Dreigestirn Brentano, Arnim und Görres Heidelberg wieder. Görres begibt sich an seine alte Lehrstelle nach Koblenz zurück. 1808 läßt er für die gotische Baukunst, 1814 für den Kölner Dom seinen Weckruf erschallen. 1813 veröffentlicht er den „Lohengrin.“ — Aber die Zeit wirft Görres wieder ins politische Leben hinaus. Am 3. Januar 1814 übernimmt er die Leitung des „Rheinischen Merkur.“ Damit wird er der Schöpfer der modernen politischen Zeitung; wenige haben in jener Zeit das geleistet für die Weckung vaterländischer Gesinnung. Sein Blatt wurde von allen Volksschichten gelesen, machte ungeheuren Ein-

<sup>22</sup> Schellberg. S. XX. ff. <sup>23</sup> J. Nadler. III. S. 248/253. <sup>24</sup> J. Nadler III. S. 296 bis 298. <sup>25</sup> Schellberg. S. LV.

druck und wurde von Napoleon als die fünfte Großmacht bezeichnet. Interessenthaler möchten wir bemerken, daß zu gleicher Zeit auch die „Aarauer-Zeitung“ ins Leben gerufen wurde. Da Görres die Fürsten an ihr Versprechen erinnert, eine konstitutionelle Verfassung einzuführen und damit die Verfassungskämpfe entfacht, wird der „Rheinische Merkur“ am 16. Januar 1816 verboten. Den völligen Bruch führt aber die Schrift „Deutschland und die Revolution“ herbei, nachdem er sich schon dadurch die Gunst des Königs verdorben hatte, daß er als Deputierter an der Spitze einer Delegation dem Staatskanzler von Hardenberg eine Adresse an den höchsten Landesherrn überreicht hatte, in welcher die Wiederherstellung der alten Freiheit und der alten ständischen Verfassung verlangt wurde. — Nun wird durch königliche Kabinetsordre seine Verhaftung und Konfiskation seiner Schriften befohlen.<sup>26</sup> Jetzt gibt es für Görres nichts anderes als in der Flucht sein Heil zu suchen. Er wendet sich zunächst nach Straßburg und von da an in die Schweiz. Sein erster Brief aus der Schweiz stammt aus Basel und trägt das Datum des 12. Mai 1820.<sup>27</sup> Man muß wissen, daß Deutschland und die Revolution einen gewaltigen Staub aufwarf, daß die Schrift in kürzester Zeit 3 Auflagen erlebte und daß sie ins Französische, Englische und Schwedische übersetzt wurde, um zu verstehen, daß das Erscheinen von Görres in der Schweiz ein Ereignis war und daß man vollends im kleinen Aarau den Mann, den Napoleon die fünfte Großmacht genannt hatte, wie ein Wunder ansah. Über den Eindruck, den die kleine Aarstadt und ihre Einwohner auf ihn machten, schreibt er am 9. Juni 1820 an seine Familie.<sup>28</sup> „Das Wesen will mir übrigens hier nicht sonderlich gefallen, die Leute sind wie zusammengeliessen aus vielen Orten und es verbindet sich nicht recht zu einem Gusse und Charakter, weder in Gesichtern noch in der Art. Es teilt sich auch in Altbürger, Neubürger und Hintersassen, die alle verschiedene Interessen und Parteien haben. Der Kanton hat ehemals zu Bern gehört, die verstanden wohl zu regieren in ihrer guten Zeit, zuletzt aber waren sie, wie alles faul und wurmstichig geworden und darum hat in letzter Zeit der Kanton sich von ihnen abgerissen. Dabei ist manches alte Verstockte mit hinüber geschwemmt worden, zugleich ist auch die ganze neue Herrlichkeit, worüber wir jetzt so jubilieren, eingezogen. Ihre Regierung ist aus allerlei Leuten, zum guten Teil Ausländer, darunter sogar ein Böhme

<sup>26</sup> Schellberg. S. LXX/XCII. <sup>27</sup> Görres Briefe an seine Frau. I. S. 154.

<sup>28</sup> Görres geschriebene Briefe. I. S. 177/179.

(gemeint ist Schmiel) zusammengesetzt, die haben nun schon ein gutes Ende der Papierwirtschaft, der Schnüffelei bis ins kleinste hinab, des Umkehrens, der Soldatenspielerei und Aufklärerei mitgebracht, sodaß ich diesen Kanton ganz eigentlich für die Pforte halte, durch die all diese Vortrefflichkeiten ihren Eingang in die Berge nehmen. . . . Auch haben sie eine Schule angelegt (Lehrverein), worin sie die Bauernbuben von 18—24 Jahren zusammentreiben, denen lesen sie nun Staatsrecht und Physik und Diplomatie und alles mögliche, daß ihnen die Schädelnähte auseinander weichen. . . . Die Abgaben sind leidlich und jeder tut, was er will und von Polizeihudelei, obgleich dazu Neigung vorhanden wäre, ist doch kein Begriff und um Pässe und all die Schnurpfeiffereien wird man nicht gefragt. Übrigens ist wie überall hier ein gutmütiges Volk, das still ohne sonderliche Bewegung vor sich hin lebt, und mit den man recht wohl herum kommen kann.“ Von Aarau aus unternahm Görres eine Reise durch die Schweiz, über die er prächtige Schilderungen gibt. An seine Familie richtet er Briefe von Zürich, vom Rigi, von Andermatt, von Chur, von Bellinzona und von Badona. Bis nach Italien führte ihn sein Weg. Am 20. August ist er in Bern.<sup>29</sup> Mitte September 1820 trifft er in Straßburg mit seiner Familie zusammen. Ende Oktober begibt er sich mit dieser nach Schaffhausen zu Laßberg auf Besuch. Im Dezember siedelt er aber wieder nach Aarau über, wo er mit seinen Angehörigen bis im Oktober 1821 verblieb.<sup>30</sup> Wiederum ist es Münch, der uns ein anschauliches Bild über die Erscheinung der Familie Görres in Aarau gibt.<sup>31</sup> „Görres war ein Mann von gesetzten Jahren, in einem abgeschabten altdeutschen Rocke, nachlässig geknöpft, durch den eine halb zerknüttelte Halskrause sich gleichsam Luft machte, mit einigen Tabaksresten besät. Das mehr rote als gelbliche Haar in dithyrambischer Freiheit durcheinander und mehr emporstehend als sich legend. Am Arme führte er eine sehr einfache, aber reinlich gekleidete Dame von kräftigem Körperbau und völliger Gesundheit, mit Spuren ehemaliger Reize, und es stellte sich hier wirklich ein Bild altdeutscher Hausväterlichkeit dar. Dies zeigte sich in seinem Familienleben. Des Vaters tüchtige Art, die jugendliche Innigkeit, mit welcher er an seiner treuen Gattin hing, die anmutige älteste Tochter, die ungeschminzte Frömmigkeit, die freie und doch von allen steifen Sitten entfernte Ungebundenheit der Erziehung, all dies stellte ein merkwürdiges Bild dar,

<sup>29</sup> Görres geschriebene Briefe. I. S. 225. <sup>30</sup> Schellberg, Briefe. II. S. 348. <sup>31</sup> Mü. Er. I. S. 445. ff.



ganz verschieden von der gewöhnlichen Lebensweise der Aarauer, die an der raschen Ungebührlichkeit des Fremdlings Anstoß nahmen, so sonderbare Gestalten sich auch in jener Zeit in ihrer Stadt sich zusammen gefunden hatten.“ Da war ein Wolfgang Menzel, der seine Geschichte der Deutschen zu schreiben begann, da war der Idyllendichter Bronner, ein Heinrich Zschokke, den Görres nicht ausstehen konnte, ein Münch, ein Steingäß (sein zukünftiger Schwiegersohn), ein Tanner, ein Vock und insbesondere auch ein Laßberg, mit dem er auf vertrautem Fuße stand. Von den Aargauern führte er mit Vock noch jahrelang einen Briefwechsel. Während seines Aaraueraufenthaltes schrieb er oft an Laßberg, der zeitweise mit der kranken Fürstin von Fürstenberg in Baden sich aufhaltend, ihm namentlich in seinen altdeutschen Studien behilflich sein konnte. In einem Briefe vom 15. Dezember 1820 aus Aarau<sup>32</sup> bittet er Laßberg: „Mir aus Ihrer Chronik der Herren von Zimmern oder Cimbern, wie sie heißen, die Stellen über den Ursprung der Familien und den Zusammenhang der Örtlichkeiten mit den alten Cimbern abschreiben zu lassen, da es für meine Sagengeschichte immer ein nicht ganz unwichtiges Moment ist.“ Umgekehrt schickt ihm Laßberg Teile seines „Liedersaales“ zu, um sein Urteil zu vernehmen. Ein Brief vom 24. September 1821 spricht sich über diesen wie folgt aus:<sup>33</sup> „Der Lieder-saal enthält wieder recht hübsche Sachen, die sich auf dem Schweizer weißen Papier gar angenehm weglesen. Man sieht den Dichtern durch die runden Scheiben in die wohnliche Stube; das Gebälk wie auf der Habsburg leicht geschnitz, der Hauptsessel mit Spizbögen und Laubwerk, der Schreibtisch gleicherweise, die Laute daran gelehnt, einige Handschriften darin aufgestellt, das Schwert am Hirschgeweihe über dem Kamine aufgehängt. Für diesen Band sind die Spruchgedichte besonders charakteristisch. Mir scheint, daß die meisten aus kurzen zwei- oder vierzeiligen Epigrammen bestehen, die in der Handschrift zusammengewachsen, und die im Abdruck sich füglich wieder hätten scheiden lassen.“

Von eminenter Bedeutung aber ist die Tatsache, daß in Aarau im Frühling 1821 in 27 Tagen eine der tiefschneidenden politischen Schriften in der deutschen Literatur entstand: „Europa und die Revolution.“<sup>34</sup> Im Januar 1821 schrieb Görres an f. A. Brockhaus in dieser Sache: „Ich bin jetzt im Begriff Hand an die Schrift zu legen, von der ich Ihnen im vorigen Jahre geschrieben. Ich kenne

<sup>32</sup> Görres gesammelte Briefe. II. S. 236. <sup>33</sup> II. S. 242. <sup>34</sup> Europa und die Revolution. Stuttgart 1821. Polit. Schriften. IV. Bd.



das jetzige Censurwesen in Deutschland nicht genug und möchte nun von Ihnen wissen, wie die Sache, um den Vertrieb möglich zu machen, am besten anzufangen ist. Das Verdrießlichste des Buches wird im Stoffe liegen, der aber aus lauter unabweisbaren Tatsachen und Aktenstücken besteht; die Form werde ich so gemäßigt halten, daß niemand die Stirne haben kann, die Schrift, wenn sie einmal da ist, zu verbieten, während man freilich von einer vorläufigen Censur nicht wissen könnte, was sie tun oder lassen will. Es ist also die Frage, ob es besser ist, bei Ihnen unter Censur zu drucken oder etwa im Württembergischen oder bei Sauerländer unter meinen Augen, und es alsdann in den verschiedenen Teutschländern in Umlauf zu bringen, in deren jedem ohnehin eine andere Praxis herrscht . . . .“<sup>35</sup> Die Schrift erschien dann im gleichen Jahre in Stuttgart. Freilich ist die Sprache gemäßigter, die Form ruhiger als in „Teutschland und die Revolution.“ Dennoch wurde das Buch in Preußen verboten, da es seine Anschauungen über die Neuordnung und Reform des Staates wiederholte. Die Schrift, die nach einer Orientierung in drei Teile: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerfällt, gibt eine Übersicht in politischer und philosophisch-religiöser Hinsicht über die Menschheitsgeschichte, um daraus für die Zukunft die Konsequenzen zu ziehen. Dabei ist Görres religiös konservativer geworden. Jetzt gibt es für ihn nur noch die eine Kirche; die Reformation ist der „zweite Sündenfall,“<sup>36</sup> trotzdem er die Reformatoren selbst zu würdigen weiß und das ausgehende Mittelalter gehörig unter die Lupe nimmt. — Das Gefährliche in seinem Buche liegt darin, daß er die Prophezeiung machte, die Revolution werde die Umreise um ganz Europa machen und die Völker müßten furchtbare Katastrophen über sich ergehen lassen, bevor das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt sei. Dabei wird den Despoten gehörig auf die Finger gefloßt. Die Schrift ist durch ihre spekulative Art und durch ihr tiefes Eindringen auf den Kern der verschiedenen Probleme, nicht leicht leserlich. — Man muß sich nun vergegenwärtigen, welche Bedeutung es hatte, daß dieses Buch in Aarau entstand. Für eine Zeitlang wurden die Blicke dorthin gerichtet, von wo der Koblenzer Prophet seine Geistesblitze ausgesandt hatte. Die Stadt, welche schon so zahlreiche politische Flüchtlinge beherbergte, mußte nun vollends als ein Herd der Revolution erscheinen. Wichtiger für uns ist, daß diese politische Schrift durch

<sup>35</sup> Schellberg. II. S. 159. <sup>36</sup> Görres polit. Schriften. IV. Bd. S. 295.

ihren genialen Verfasser so viel geistige Werte in sich trägt, daß sie ein bleibendes Produkt der deutschen Literatur bedeutet. — Im Oktober 1821 verließ Görres den Aargau. Sein Schicksal weiter zu verfolgen, ist nicht mehr unsere Aufgabe. Auf die Periode vor seiner Ankunft in der Schweiz mußten wir etwas näher eingehen, um die Voraussetzungen kennen zu lernen, die uns sein Leben und Wirken in der Aarestadt verständlich machen. Hier sei nur noch erwähnt, daß der Sohn Görres, Guido, der damals 15 Jahre zählte, die Kantonschule besuchte. Vielleicht daß ihn sein Aufenthalt in der Schweiz später zu einer Bearbeitung des „Niklaus von der Flüe“ bewog.

---

## V. Zeitungen, Zeitschriften und Almanache.

Schon früher zeigten wir, wie der Aargau durch Zischofke und Sauerländer das Zentrum freiheitlicher Preßerzeugnisse wurde. Diese Tatsache ist für unsere Betrachtung von außerordentlicher Wichtigkeit. Dadurch wurde eine große Anzahl von deutschen Flüchtlingen nach Aarau gezogen, die nun hier Gelegenheit hatten, in Zeitungen und Zeitschriften ihre Ideen zu propagieren, ihre Bücher zu verlegen, ihre dichterischen Produkte zu veröffentlichen. — Nachdem wir gesehen haben, wie insbesondere zwei Institutionen, die Kantonschule und der Lehrverein, abgesehen von ihrer kulturellen Bedeutung, zu Vermittlern deutscher Literatur wurden, soll dieses Kapitel nachweisen, wie die Zeitungen, Zeitschriften und Almanache dasselbe getan haben. Wir werden dabei absichtlich nicht chronologisch vorgehen, sondern die Preßprodukte nach ihrer Bedeutung berücksichtigen. Zunächst eine kurze geschichtliche Orientierung. Nachdem Napoleon als weltgeschichtlicher Faktor ausgeschaltet war, brachen natürlich in der Schweiz die Säulen seines Vermittlungsgebäudes zusammen. Es beginnt mit dem Jahre 1814 die Periode, welche die Geschichte Restaurationszeit nennt. Abgesehen davon, daß die Untertanenländer ein für alle Male abgeschafft wurden, ist der Staatenbund von 1815 ziemlich reaktionär. Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn stellen fast völlig die alte Patrizierregierung wieder her. Der Bundesvertrag ist ein föderalistisches Gebilde. Die einzelnen Kantone sind souverän. Auch die Schweiz tritt der heiligen Allianz bei. — Während in Deutschland sich dem Absolutismus gegenüber freiheitliche Bewegungen bemerkbar machen, die ihre Verkörperung namentlich in den Burschenschaften und Turnvereinen finden, steht die Schweiz in einem Ringen nach neuer politischer Ordnung. Die Restaurationsperiode ist aber im allgemeinen eine Zeit der Ruhe. Die Zunahme der Wohlfahrt der Mediation nimmt ihren Fortgang. Wie wir sahen, stehen Schul- und Erziehungswesen im Vordergrund, wobei vielfach private Initiative eine große Rolle spielt. Bei Anlaß der Reformationsfeier im Jahre 1819 wird in Zofingen der „Zofingerverein“ gegründet, der aber durchaus nicht einseitig konfessionell orientiert war, sondern das nationale Prinzip als obersten Grundsatz hatte. In dieser Zeit entsteht

auch der „Sempacherverein“ (1821) und der „Schweizerische Schützenverein“ (1824). 1819 tritt die Helvetische Gesellschaft in Schinznach wieder ans Tageslicht, nachdem sie sich einige Jahre in Schweigen gehüllt hatte. Zahlreiche Turnerverbindungen und Sängervereine kommen auf. An dieser politischen und kulturellen Bewegung beteiligt sich vor allem die Presse. Trotzdem dieselbe seit 1798 eine weit höhere Bedeutung erlangt hatte, stand sie noch vielfach im Kampf mit der Zensur. Ein Kanton stand in dieser Beziehung voran, der Aargau. Trotzdem bei der neuen Verfassung das Volk nicht befragt wurde und ein komplizierter Wahlmodus und eine zwölfjährige Amtsdauer dieselbe zu einer aristokratischen stempelte, war dieser Kanton in der Restaurationsperiode öfters die Zufluchtsstätte des Liberalismus. Man bestrebte sich hier auch den Presseleuten das Leben möglichst wenig bitter zu machen. Denn wenn auch der Druck der napoleonischen Pressopolizei gewichen war, so herrschte deswegen in der Schweiz noch durchaus keine Pressefreiheit und es galt immer noch als Regierungsprinzip, daß eine Staatsangelegenheit ein Geheimnis sei. Die Stände wurden eingeladen, ihre Zeitungsblätter der schärfsten Zensur zu unterwerfen. Natürlich waren in den 22 Kantonen die Anschauungen über das, was der Presse erlaubt sei und was nicht, recht verschieden. So ließ z. B. Basel überhaupt keine Zeitungen entstehen und auch Genf besaß bis 1826 keine solche.<sup>1</sup> Der Aargau hingegen hob am 18. Juni 1816 die Zensur auf und wies Pressevergehen gegen Religion, Sittlichkeit etc. an die Gerichte.<sup>2</sup> Diese Tatsache ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Sie wurde auch durch die „Aarauer Zeitung“, die in Deutschland verbreitet war, bekannt und als nach 1819 die Burschen- und Demagogenverfolgungen begannen, war es nicht verwunderlich, wenn die Verfolgten in der Mehrzahl sich in den Aargau begaben.

Die schweizerische Journalistik geht in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück.<sup>3</sup> Aber trotz ihres hohen Alters spielte sie bis 1798 eine höchst bescheidene Rolle. In der Zeit von 1610 bis 1803 sind nur 328 Zeitungen und Zeitschriften erschienen.<sup>4</sup> In jener Epoche hatten die Zeitungen lediglich den Charakter von Nachrichtenblättern; politischen Wert besaßen sie keinen. Sie erschienen zunächst ganz unregelmäßig und erst später an einem bestimmten Wochentag, nach welchem sie auch genannt wurden, z. B. „Bernisches freytagsblättlein“ (1722)

<sup>1</sup> Öch. 19. II. S. 72/82. <sup>2</sup> II. S. 383. <sup>3</sup> Die Schweizerpresse: Th. Curti. Die Anfänge des Zeitungswesens in der Schweiz. <sup>4</sup> S. 120.

oder „Schäffhauser Mittwochs- und Samstagspost“ (1734). Diese Wochenzeitungen enthalten fast nur ausländische Nachrichten, da ihnen die Zensur verbot, über innerpolitische Angelegenheiten sich auszusprechen. Es ist übrigens bezeichnend, daß, um das Verbot umgehen zu können, Betrachtungen, die man heute in Leitartikeln behandelt, in den Zeitschriften zur Sprache kamen, so daß eigentlich diese das politische Sprachrohr waren. Die Helvetik brachte dann einen Preßartikel, der durch seinen Wortlaut: „Die Presse ist eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten“ den Spielraum bedeutend erweiterte.

In dieser Zeit war es vor allem eine Gattung von Zeitungen, die pilzartig sich verbreitete: Die flugschriftenliteratur.<sup>5</sup> Es wäre höchst interessant, auf diese Gattung näher einzugehen, würde aber hier zu weit führen. Auf eine Schrift möchten wir aber dennoch hinweisen, weil sie speziell den Aargau betrifft. Da Aarau als Sitz der Tagsatzung nicht genügte, stritten sich bekanntlich verschiedene Städte um die Ehre, den Regierungssitz zu erhalten. Eine Satire „Die Ameisen in Tellonia“ richtet sich gegen Aarau und empfiehlt Ursina (Bern) als Hauptstadt. Ella (Basel) und Primaria (Zürich) sind zu weit vom Mittelpunkt von Tellonia (Schweiz), ebenso Lakusia (Luzern) von Triumphopolis (Paris) entfernt. Im vormaligen Gebiete von Ursina, dem einzigen entsprechenden Regierungssitz, war ein großer Ameisenhaufen. „Hier hier“ sprachen sie zu Elefanten und Rhinocerosen, zu den Löwen und Bären, zu den Abgeordneten der ganzen Nation, „müßt ihr euren Thron aufschlagen. Ha, wir werden Türme emporrichten lassen, Wohnungen und Magazine für eure Trabanten errichten und Staatsgebäude aufführen. Also sprachen sie und anstatt besserer Gründe krabbelten sie den geplagten Gesetzesgebern so unausstehlich den Rücken hinauf, daß diese einwilligen mußten, um nur der Plage los zu werden.“

## 1. Zeitungen.

Wenn der Restaurator Haller Sauerländers Druckerei als ein wahres Arsenal des Jakobinismus bezeichnete, so hatte er dabei sicherlich auch die „Aarauer Zeitung“,<sup>6</sup> die in den Jahren 1814—1821 ihr Dasein fristete, im Auge. Sie erschien wöchentlich dreimal, hatte aber gerade

<sup>5</sup> W. Spinner. Die flugschriftenliteratur zur Zeit der Helvetik. <sup>6</sup> Arg. T. 1914. U. Brugger. Geschichte der Aarauerzeitung. S. 74/86.



im Aargau wenige Abonnenten, weil Zschokkes „Schweizerbote“ das viel populärere Blatt war. Doch scheint sie in der übrigen Schweiz und namentlich auch in Deutschland sich viele Leser erworben zu haben. Jedenfalls nannte sie Sauerländer selbst „eine der meistgelesenen Zeitungen, die in der Schweiz und in den benachbarten deutschen Staaten allgemeinste und schnellste Verbreitung habe.“<sup>7</sup> Die „Aarauer Zeitung“ war vor allem ein politisches Blatt mit ausgeprägt freisinniger Tendenz. Natürlich schenkte dieselbe ihre Aufmerksamkeit zunächst der Schweiz, und insbesondere die Schweizer Artikel sind es gewesen, welche die Bedeutung der Zeitung ausmachten. Der Redaktor dieser Schweizer Artikel war Paul Usteri,<sup>8</sup> der Herausgeber der „Beiträge zur französischen Revolution“ und des „Schweizerischen Republikaners“ sowie der fleißigste und bedeutendste Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ und des „Deutschen Morgenblattes.“ Offen nahm Usteri für die Flüchtlinge und verfolgten Studenten Partei. Allerdings konnte er sich für das Teutisch-tümmeln in Sprache und Tracht, das auch bei Schweizern Anklang fand, nicht begeistern. Auch sprach er sich gegen das Reisläufen aus, trotzdem er darunter nicht die Kapitulationen verstand. Bei jeder passenden Gelegenheit betonte er die Wichtigkeit von Schule und Unterricht. Von den drei großen Pädagogen Pestalozzi, Fellenberg und Pater Girard pries er namentlich die Methode des letzteren hoch. Zu der ersten Aufführung des „Wilhelm Tell in der Schweiz“ bemerkte die „Aarauer Zeitung“, man sollte ihn mehr einstudieren lassen; die Schweizer brauchten dann nicht länger zu diskutieren, ob in der Eidgenossenschaft Untertanen existieren sollen oder nicht. Unter den ausländischen Redaktoren trat keine Persönlichkeit hervor, außer Sauerländer, der von Anfang an eine Art Chefredaktor gewesen zu sein scheint. Außer ihm nennen wir zwei deutsche Auslandsredaktoren. Der eine war Friedrich Heldmann<sup>9</sup> aus Margrethhochheim am Aarar gebürtig, der von 1807—1817 auch Professor der Handelswissenschaften an der Kantonschule war. Da er nicht kritisch genug war, scheint man mit seiner Redaktionstätigkeit nicht zufrieden gewesen zu sein. Es kam zwischen ihm und Sauerländer zum Bruch. Sein Nachfolger wurde Johann Baptist Pfeilschifter.<sup>10</sup> Aber auch dieser war eine recht wankelmütige Natur und nahm keine hervorragende Stellung innerhalb des Blattes ein. Später gab er in

<sup>7</sup> Arg. T. 1914. A. Brugger, Geschichte der Aarauerzeitung S. 84/86. <sup>8</sup> Konrad Ott, Das Leben von Paul Usteri. Trogen 1830. A. D. B. Bd. XXXIX. S. 399/408.

<sup>9</sup> Arg. T. 1914. Brugger. S. 137/138. <sup>10</sup> A. D. B. Bd. XXIV. S. 657.

Deutschland die „Zeitschwingen“ heraus und war auch Redaktor einer Zeitschrift für Politik und Geschichte, betitelt „Der Staatsmann“, die eine gewisse Geltung hatte. — Was der „Aarauer Zeitung“ vor allem ihren Wert verlieh, war die große Anzahl von Korrespondenten. Die meisten Beiträge wurden aus Paris geliefert, wobei auch Rengger und Stapfer Mitarbeiter waren. Als Ernst Münch in Freiburg studierte, lieferte er von dort aus zahlreiche Artikel, die sich zum Teil mit dem Studententum, zum Teil mit badischer oder allgemeiner süddeutscher Politik befaßten. Außerdem besaß das Blatt in allen Gegenden von Deutschland ausgezeichnete und geschulte Korrespondenten.

Trotzdem im Jahre 1816 im Aargau die Zensur aufgehoben wurde, blieb die „Aarauer Zeitung“ nicht ungeschoren. Gerade weil sie das bedeutendste, am besten unterrichtete und liberalste Blatt war, wurde sie gefürchtet, gehaßt und heftig angegriffen. Es führte gegen sie Klage der bayrische Gesandte, der spanische Geschäftsträger, der französische Gesandte, die Klöster. Talleyrand und Schraut wandten sich sogar an den Vorort. Wir können hier nicht auf alle diese Klagen eingehen, sondern wollen nur bemerken, daß die Angriffe immer heftiger, immer drohender und für die Existenz der „Aarauer Zeitung“ sich immer gefährlicher gestalteten, so daß schließlich Sauerländer verdrießlich wurde und das Blatt eingehen ließ. Er kündigte den Lesern 1821 an, daß er „müde der oft völlig unbegründeten Anklagen und Verdächtigungen, überdrüssig des fortwährenden Auflauerns, der Beargwöhnung und der geßiffentlichen Falschdeuterei über jedes unbefangene und freisinnige Wort, mit Unwillen erfüllt über die fränkenden Verunglimpfungen, womit man alles Ehrgefühl aufs Empfindlichste verwundet, den entschiedenen Entschluß gefaßt habe, die „Aarauer Zeitung“ mit Ende des Jahres eingehen zu lassen“.<sup>11</sup> Wichtig ist nun, daß Usteri mit Anfang Juli die Schweizer Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ übernahm, welche auf diese Weise aus der Verschmelzung der „Aarauer Zeitung“ mit der früheren „Zürcher Zeitung“ hervorging. Das neue Blatt schloß sich unmittelbar an das Sauerländers an. Usteri erklärte in der letzten Beilage der Aarauer Zeitung: „Die Fortsetzung dieser Anzeigen schweizerischer Literatur erscheint in der mit Anfang Juli beginnenden Neuen Zürcherzeitung. . .“ Wieder gab der Aargau ein Stück deutscher Literatur an die Schweiz ab. Bevor wir auf einen der

<sup>11</sup> Arg. T. S. 68.

einflußreichsten Journalisten der Schweiz, Heinrich Zschokke, und seine verschiedenen Zeitungen zu sprechen kommen, soll hier ein Urteil des Restaurators Haller über die Aarauerpresse und der mit ihr in Beziehung stehenden Männer voran gestellt werden. Dieses Urteil ist wiedergegeben in der Festgabe für Gerold Meyer von Knonau, worin M. Wötsli zwei von Haller an das französische Ministerium des Außern gerichtete Denkschriften Hallers aus den Jahren 1824 und 1825 mitteilt.<sup>12</sup> „Der Aargau hat vielleicht eine noch revolutionärere Regierung als die Waadt. Das Volk ist im Allgemeinen gut, trotz den unglaublichen Anstrengungen seit 25 Jahren, es zu verderben durch eine abscheuliche Kantonschule, durch Kalender und populäre Zeitungen, die mit fanatischer Perfidie und Geschicklichkeit von dem berüchtigten Zschokke redigiert werden. — Die Häupter sind Herzog von Effingen, Schmiel, Zschokke, eine unermüdlicher Zeitungsschreiber für die revolutionäre Sache, der in bezug auf die Fruchtbarkeit seiner Feder, die Mannigfaltigkeit der Formen und Arten, die Gewandtheit und Perfidie des Stiles vielleicht Voltaire nichts nachgibt. . . . Im Gefolge dieser Häupter kommen die Dolder, Tanner, Sauerländer, ein Frankfurter von Geburt, dessen Druckerei ein wahres Arsenal des Jakobinismus ist und täglich neue Bücher, Broschüren und Zeitungen in revolutionärem Sinn produziert, dann das Gefolge von Literaten, das sich um die großen Industriellen gruppiert, die Professoren der Kantonschule. . . .“

Das populärste, weit verbreitetste und am liebsten gelesene Blatt im Beginn des 19. Jahrhunderts in der Schweiz war Heinrich Zschokkes „Schweizerbote.“<sup>13</sup> Zschokke war sozusagen von Geburt an eine Journalistennatur. Schon in Schwerin und dann in Frankfurt hat er sich journalistisch betätigt. Als er in Reichenau Seminardirektor war, redigierte er wahrscheinlich den „Rhätischen Staatsboten“ und sicher den „Merkur hoch Rhätians.“ 1799 hatte er den „helvetischen Genius“ herausgegeben und war im gleichen Jahre von der helvetischen Regierung zum Redaktor der „Helvetischen Zeitung“ gewählt worden. Zschokke hatte die Redaktion nur unter dem Vorbehalt übernommen, daß das Direktorium ihn im Recht der Preßfreiheit beschütze. Aber dieses Blatt war bereits im April gleichen Jahres wieder eingegangen. Mehr Erfolg hatte er mit dem „Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten“

<sup>12</sup> Arg. C. S. 173/174. <sup>13</sup> „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältig erzählt, was sich im lieben Schweizerlande zuge- tragen und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt tun.“

gehabt. Dieser hatte sich in den rauhen Zwilchrock des alten Bauernkalenders gekleidet und deshalb hatten die Leser Vertrauen zu ihm gefaßt. Aber schon im Sommer 1799 hatte der Schweizerbote unregelmäßig zu erscheinen begonnen. Schuld war natürlich vor allem der Krieg gewesen, dann auch die Entmutigung Zschokkes, weil er einsah, daß seine Stimme in dem Chaos übertönt wurde. Die letzten 25 Nummern waren über einen Zeitraum von 20 Monaten verstreut gewesen.<sup>14</sup> — Aber der Schweizerbote war nicht tot, sondern bloß scheinbar todt gewesen. Nachdem Zschokke sich in Aarau definitiv niedergelassen und den tüchtigen Sauerländer für seine Absichten zu sich gezogen hatte, erschien das Blatt zum ersten Mal wieder am 4. Januar 1804.<sup>15</sup> Im ersten Leitartikel gibt Zschokke in geschickter Weise und auf verständliche Art den Grund seines Wiedererscheinens an: „Warum der Schweizerbote sich wieder auf die Beine macht und neue Zeitungen bringt.“<sup>16</sup> Da bin ich wieder und bin kein anderer, als ich selbst, will sagen: der alte, veritable, aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, mit dem ihr manchesmal gelacht und geweint habt in bösen Zeiten. Er ist kein anderer, der, wie es wohl geschehen ist, meinen Mantel angezogen, meine Kappe aufgesetzt und meinen Wanderstab genommen und dann gesagt hat: nun bin ich auch der Schweizerbote. — Drum behaupte ich zuallererst, daß ich kein anderer bin, als ich selbst in meiner Haut. — Nun stecken alle die Köpfe zusammen und sehen mich mit großen Augen an und fragen: „Was will der Schweizerbote?“ — Seid still und hört mich an! „Vor allen Dingen, Schweizerbote, warum bist du so lange still gewesen und nicht in der Ordnung zu uns gekommen, da wir dich gerne sahen?“ Antwort: Weil's mir verleidet war. Jedermann wollte damals das große Wort haben; jeder wollte die Sache am besten verstehen. Jeder schrieb, zankte und predigte. Dann kamen die Franzosen und lärmten; dann kamen die Kaiserlichen und lärmten; dann kamen die Russen und lärmten. Niemand wußte, was man wollte und wohin ich kam, gabs einen Hagel von Stößen und Püffen. Da dacht ich, der Klügste schweigt und wartet das Wetter ab. Das hab ich getan. — „Aber Schweizerbote, welche Kokarde trägst du heuer, denn grüne, rote und gelbe sind nicht mehr in der Mode.“ Antwort: Ich trag auf meinem Hut 19 Kokarden wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine

<sup>14</sup> E. Trösch, J. K. Lavater, H. Zschokke und die helvetische Revolution. S. 55.

<sup>15</sup> Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote. Mittwoch den 4. Jänner 1804.

<sup>16</sup> No. 1. S. 1/2.



liebste aussuchen und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind darin mehr als der Regenbogen, seit er erschaffen worden, aufzuweisen hatte. — Die Winterabende sind lang und die Sommertage noch länger. Da erzähl ich euch denn, was die Menschen in der Welt Kluges und Dummes treiben, jeder nach seiner Weise; wie sie oft aus Verzweiflung Hochzeit machen oder sich einander mit christlicher Liebe totschlagen; wie sie Frieden schließen, um einen frischen Pfahl vom Zaun zu reißen, oder einander um des lieben Friedens Willen den Krieg machen. Und ihr werdet daraus sehen, daß die Menschen noch ebenso große Narren sind wie zu Zeiten des Königs Salomo, worüber sich dieser König manchmal ärgerte, was wir aber nicht tun wollen. — Und da mans Geld in dieser Zeit braucht, will ich euch lehren Gold machen — man kocht's in der Schweiz, aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pflug aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstall oder aus dem Walde, wo es als Baum wächst. Versteht mich wohl! Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Konstitutionsmacherkünste und dergleichen. — Und ich will euch lehren, lustig zu leben und seelig zu sterben, ein Ding, das mancher studierte Herr nicht kennt und mancher ehrliche Bauer im Schlafe lernt.“ Nachdem der Redaktor in einem folgenden Abschnitt mit seinen Gegnern Frieden geschlossen hat: „Friedensvertrag des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, mit allen und jedem, die ihm abhold waren“,<sup>17</sup> geht er in medias res und beginnt gleich mit der Auslandspolitik in dem Abschnitt „Kurze Nachricht wie es mit den Welthändeln überhaupt steht.“ Dann meldet er die Neuigkeiten aus den einzelnen Kantonen und schließt mit einer lehrhaften Geschichte. Die Reihenfolge ist aber durchaus nicht in jeder Nummer die gleiche. Ein anderes Mal beginnt er z. B. mit dem Inland oder mit einer Geschichte. Eine Nummer hat sogar als Leitartikel die Überschrift „Von den froppigen Leuten.“<sup>18</sup> Auffallend ist im Schweizerboten der stark didaktische Anstrich, was in der Eigenart Ischoffes lag; so in der Geschichte „Der Ätti und der Großätti“, „Der fluge Schulmeister“, „Der Schinderhannes“, oder erschreckliche, doch lehrreiche Geschichte von einem berühmten Räuber und Mörder, der nebst seiner Bande vor kurzem in Mainz hingerichtet worden ist.“ Alle diese Erzählungen sind leicht verständlich, spannend und populär. Sie lesen sich noch heute recht

<sup>17</sup> Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote. No. 1. S. 3. <sup>18</sup> No. 3. S. 17.



angenehm, wenn sie auch im Durchschnitt das Denken nicht allzusehr in Anspruch nehmen. — Man verschlang geradezu die Berichte eines „Wanderers nach Amerika“ oder „Die Verbrennung der Witwen in Indien.“ Gerne nahm man die populär-medizinischen, pharmazeutischen und hauswirtschaftlichen Ratschläge des Schweizerboten an. Über alles mußte derselbe Auskunft zu erteilen. — Allerdings ist es klar, daß durch eine gewisse Quantität Popularitätssucht dieses Blatt politisch weit unter dem Niveau einer Aarauerzeitung stand. Anderseits ist nicht zu übersehen, daß durch seine Weiterverbreitung und große Beliebtheit der Schweizerbote tief in das Volksleben des Aargaus und der Schweiz einschchnitt. Gerade durch ihn hat Zschokke eine Unmenge seiner kleineren und größeren Geschichten an das Volk vermittelt. Auf diese Weise gelangte wiederum ein Stück deutscher Literatur an den Aargau und durch diesen an die Schweiz. — Natürlich machte die Zensur auch dem Schweizerboten das Leben bitter, trotzdem sich dieser oft geschickt aus einer peinlichen Lage herauszuwinden verstand. Über die Angriffe waren mehr gegen den Redaktor als gegen das Blatt gerichtet. Zschokke war durch seine Tätigkeit und Anhänglichkeit an die Helvetik kein überall beliebter Mann. In vielen Gesandtschaftsberichten wird er als Revolutionär hingestellt. Bern, das auf die Aarauerblätter sowieso nicht gut zu sprechen war, sagte vom Schweizerboten, daß dieser als aufrührerisch betrachtet werden müsse. Er sei darauf berechnet, von den unteren Klassen gelesen zu werden und seine Darstellungen fänden bei der faßlichen Schreibart leichter Eingang, als daß die Falschheit beständig wiederholter Anbringen bemerkt werde; er finde unter dieser Klasse umso vielmehr Abnehmer, als er das einige wohlfeile und beinahe einzige Blatt seiner Art sei. Der Schweizerbote wurde daher am 10. März 1814 in Bern verboten.<sup>19</sup> Diesem Beispiel folgten, wie früher bei der Aarauerzeitung die Kantone Freiburg und Solothurn. — 30 Jahre lang war Zschokke Redaktor dieses Schweizerboten, in welchem übrigens auch seine „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk“ kapitelweise von Woche zu Woche erschien. Über seine Tätigkeit im Schweizerboten äußert sich Zschokke in seiner Selbstschau in folgender Weise:<sup>20</sup> „Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich, Torheiten verspottend, Vorurteile untergrabend, freisinnig ohne Herold einer Partei zu sein; Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhnende Bemerk-

<sup>19</sup> Brugger. S. 11/12. <sup>20</sup> H. Zschokke. Selbstschau. I. S. 233/235.

fungen einen Gegner zu erbittern, begann ich damals das Volksblatt und setzte es über 30 Jahre fort. Es ward schnell das Blatt des Volkes und drang in mehreren tausend Exemplaren durch die ganze deutschredende Eidgenossenschaft, selbst wo irgend Schweizer wohnten, nach Italien, Frankreich, Deutschland, Amerika. Zahlreiche Beiträge, die ich zuweilen nach eigener Weise verarbeitete, kamen mir von Handwerkern, Magistraten, Landwirten und Gelehrten, Geistlichen jeglichen Ranges und Bekenntnisses zu. Es war für mich mehr Unterhaltung, als Mühe dabei und ich erkannte darin meinen eigentlichen Beruf. Ich hatte dem Boten in seiner Art die Charaktermaske eines treuherzigen Plauderers gegeben, der mehr zu wissen scheint, als er eben sagt und der mit schlauer Einfalt und kindlicher Gutmütigkeit Wahrheiten zu Markte trägt, wie unabsichtlich oder als verstünde er sie selber nicht; dabei aber in munterer Laune doch nicht unterlassen kann seinen schelmischen Blick hierhin und dorthin auf Lieblingstorheiten der Vornehmen und Geringen zu werfen. Während seiner 30-jährigen Werdezeit ließ ich ihn gleichsam mit seinen Lesern aufwachsen, männlicher urtheilen, unterrichteter und unterrichtender sprechen, so, daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrenen Landsmanne voll gesunden Menschenverstandes glich, der, im Gefühl seiner republikanischen Rechtsgleichheit, mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niederen, ein anständiges Wort wechseln darf! — — Es lag mir daran, noch in die dunkeln Hütten der Ärmsten, die kein Buch, kein öffentliches Blatt, höchstens im Jahre einen Kalender um wenige Kreuzer kaufen und lesen, Licht zu bringen. Ich war demnach auch noch Kalendermacher, und, um dem Landmann nicht anstößig zu werden, durch Verletzung seines ihm anezogenen Uberglaubens mußten im „Schweizerbotenkalender“ Bauerregeln und „Kinder in diesem Zeichen geboren“, Aderlaßmännlein und Wetterprophezeiungen, astrologische Zeichen und andere Bocksbeutel, getreulich beibehalten werden. Nur erlaubte ich mir, sie nach und nach, unter mutwilligen Scherzen, in die wirksamsten Mittel zu verwandeln, den Unflat der „Spinnstuben-Weisheit“ wegzufegen, den man, seit Jahrhunderten, „mit gnädiger Erlaubnis der Oberen“, unter den Strohdächern der dürftigsten Volksklasse angehäuft hatte. Man lachte und las! Weit mehr aber, als der Beifall, freute mich, daß die übrigen Kalendermacher, aus redlichem Sinn, oder aus Brotneid, sich um die Wette beeiferten, wie sonst aus Uberglauben, nun aus Aufklärung des gemeinen Mannes, Profession zu machen, und den Schweizerboten sogar zu überbieten. Nach

3 oder 4 Jahren überließ ich meinen Kalender zufrieden andern Händen.“ — Es brauchen wohl zu diesen Tatsachen keine weiteren Worte mehr verloren zu werden, um verständlich zu machen, wie stark einwirkend die Persönlichkeit Zschokkes in populärliterarischer Beziehung war. — Der Schweizerbote als solcher, erschien, nachdem sein Gründer die Redaktion in andere Hände gelegt hatte, noch bis zum Jahre 1879.

## 2. Zeitschriften.

Ganz anderer Art, ebenso gelesen als angefeindet, waren die „Stunden der Andacht“<sup>21</sup> zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung“, die in den Jahren 1808—1816 bei Sauerländer erschienen und zwar streng anonym. Heute wissen wir aus Zschokkes „Selbstschau“, daß dieser der Verfasser ist. Er entschloß sich, „die religiösen Ideen, welche das Ergebnis seines Forschens, seiner eigenen inneren Kämpfe von früher Kindheit an gewesen waren, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzuteilen.“<sup>22</sup> Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob diese „Stunden der Andacht“ tatsächlich einem inneren Bedürfnisse entsprangen. Wir können bloß konstatieren, daß sie sehr gelesen wurden und eine Auflage nach der andern erlebten. Es will für jene Zeit viel heißen, daß sie 40 Jahr nach ihrem ersten Erscheinen in 35ster Auflage herausgegeben wurden. — Wolfgang Menzel, der ja auch persönlich mit Zschokke bekannt war, spricht sich allerdings in seiner Literaturgeschichte ganz negativ über dieses Andachtsbuch aus.<sup>23</sup> Er nennt die „Stunden der Andacht“ eine „Bibel des Teufels“, eine Eselsbrücke für den Haufen der Indifferenten und Halbgläubigen; Zschokke sei ein Allerwelts-Büchermacher. Alles darin sei auf den Käufer berechnet; jedem wolle er gefallen, jedem es recht machen. Ein Buch sei für die Protestanten, eines für die Katholiken bestimmt, deshalb das Ganze eine Buchhändler-spekulation.<sup>24</sup> Für uns haben die „Stunden der Andacht“ absolut keinen literarhistorischen sondern höchstens einen kulturhistorischen Wert.

Eine wissenschaftliche Zeitschrift waren die „Miscellen für die neueste Weltkunde“,<sup>25</sup> die von 1807—1813 erschienen. Diesen verdankte Zschokke eine ausgebreitete Verbindung mit Gelehrten und

<sup>21</sup> Stunden der Andacht. 1808—1816. Alarau, Sauerländer. <sup>22</sup> H. Zschokke, Selbstschau. I. S. 246. <sup>23</sup> W. Menzel, Literaturgeschichte. I. Bd. S. 253. <sup>24</sup> I. Bd. S. 255.

<sup>25</sup> Herausgegeben von Heinrich Zschokke. I. Jahrgang. Sauerländer 1807.

Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechsel seine eigene Ausbildung, deren Beiträge den Wert der Zeitschrift erhöhten.<sup>26</sup> Dem Schul- und Erziehungswesen wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Sehr oft war von der Kantonschule die Rede und ganze Artikelserien orientierten über die Anstalten von Emanuel von Fellenberg. Über diesen und Heinrich Pestalozzi erschienen im Jahre 1809 ausführliche Biographien. Einmal traten die Miscellen sogar Goethe scharf entgegen.<sup>27</sup> Der betreffende Artikel wendet sich gegen eine Stelle in „Goethes Briefen aus der Schweiz“, in denen dieser die Schweizerfreiheit etwas genauer unter die Lupe nimmt. Insbesondere scheint es ihm auf die Nerven gegangen zu sein, daß man ihm immer wieder das Märchen „von der Befreiung der Tyrannen“ erzählte. Wenn er dann allerdings die biederen Bauern in den abgelegenen Bergtälern „staunende Wahnsinnige“ nennt, so geht ihm eben das Verständnis für diese Volksart ab. Dem munteren jungen Franken lag das schwerfällige Blut und die zurückhaltende Art der schweizerischen Alpenbevölkerung nicht. Was er als Dummheit betrachtete, war im Grunde genommen bloß Schüchternheit. Nun, dafür flopfte dem großen Dichter sein Landsmann Zschokke mit lehrhaftem Stocke tüchtig auf die Finger.

Nach einer Unterbrechung von 4 Jahren kamen als Fortsetzung der Miscellen im Jahre 1817 die „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ heraus,<sup>28</sup> welche die gleiche Tendenz haben, wie die Miscellen, nur daß sie sich im allgemeinen auf historische Stoffe beschränken. Sie wurden bis zum Jahre 1823 fortgeführt. Seit 1811 gab Zschokke die „Erweiterungen“<sup>29</sup> heraus, in welchen unzählige kleinere und größere Geschichten aller Arten von ihm erschienen. Außerdem lieferten u. a. Beiträge Ittner, Kozzebue, Karl Groß, Haug. Die Zeitschrift gedieh bis zum Jahr 1827.

Einen Abschluß des inneren philosophischen und religiösen Ringens, bildet die Zeitschrift „Prometheus“, für Licht und Recht, in zwanglosen Hefen; 1832 und 1833.

Wiederum bei Sauerländer erschien im Jahre 1816 eine Zeitschrift. „die ein Vereinigungspunkt für freies, geistiges Bilden und gemüthliches Wirken und ein Vermittlungsglied zwischen In- und Ausland, vorzüglich mit dem so herrlich aufstrebenden Deutschen“ werden sollte, das

<sup>26</sup> H. Zschokke, Selbstschau. I. S. 283. <sup>27</sup> No. 255. 1809. <sup>28</sup> Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. 1817 ff. Herausgeg. von H. Zschokke. Aarau, Sauerländer.

<sup>29</sup> Erweiterungen, herausgeg. von H. Zschokke. 1811—1827. Sauerländer, Aarau.



„Schweizerische Museum.“<sup>30</sup> Chefredaktor war Trogler. Außer ihm lieferten Beiträge Aloys Vock, Heinrich Zschokke, Kortüm, Prof. von Orelli, J. C. Escher von der Linth, Felix Balthasar. Aus Deutschland hat sich nur Varnhagen von Ense mit einem Beitrag beteiligt: „Bruchstücke aus Briefen und Denkblättern einer Frau“ (das heißt aus dem Briefwechsel mit Rahel Levin). Von Trogler stammen folgende Aufsätze: Die Idee des Staates und der Volksvertretung. Über die Freiheit der Presse. Über die Grundbegriffe des Repräsentations-systemes. Die Zeitschrift erlebte aber nur einen Jahrgang.

Wir sahen früher, wie die Tafelrunde im Ochsen zu Aarau gegen den Kantönligeist eiferte und für die schweizerische Einheit eintrat. Zu diesem Zwecke wurde das „Schweizerische Volksblatt“<sup>31</sup> gegründet, welches seit dem 29. Juli 1841 im Verlag von Gefner in Zürich erschien. Mitarbeiter waren J. C. von Orelli, Trogler, Tanner, Follen, Hagnauer, Münch. Großen Wert legte man auf die Volkserziehung. Gleich der erste Artikel ist mit „Volksbildung“ betitelt. Das beste Mittel dazu seien die Schulen. Auch diese werden eingehend gewürdigt. Besonderen Nachdruck legt man auf das Studium der Geschichte. Von Münch und Tanner stammen einige Gedichte. Daneben versetzt man gern einem „beliebten“ Manne eines ans Bein. So wird der Restaurator Haller in einem „Gespräche“ zwischen Hans und Michel lächerlich gemacht.<sup>32</sup> Weil das Volksblatt Trogler, der aus politischen Gründen seiner Philosophieprofessur in Luzern entsetzt worden war, in Schutz nimmt und seine Gegner angriff, wurde es auf die Klage der Luzernerregierung plötzlich unterdrückt. Es erschienen im ganzen nur 18 Nummern.

Gleichfalls bei Gefner in Zürich kamen die „Europäischen Blätter“<sup>33</sup> heraus und zwar an diesem Orte, weil der Aargau Angst hatte sie zu drucken.<sup>34</sup> An ihnen waren beteiligt Follen, List, Trogler, Menzel und Mönlich. Schon aus ihrer Überschrift zeigt sich, daß die Zeitschrift vor allem literarische Absichten hatte und daß sie für die gebildete Welt bestimmt war. Wenn innerhalb der Redaktionsmitglieder nicht alles flapppte, wie es sollte, so sei dieser Umstand, wie Menzel

<sup>30</sup> Schweizerisches Museum. Einleitung von P. V. Trogler. <sup>31</sup> Schweiz. Volksblatt. Zürich, Gefner 1821. <sup>32</sup> No. 15. 26. Weinmonat 1821. <sup>33</sup> Europäische Blätter oder das Interessante aus Literatur und Leben für die gebildete Welt. 1824 f. Zürich, Gefner. S. 190. <sup>34</sup> A. Rudin, Der schweizerische Almanach A. R. und seine Vorgänger. S. 9—27.



behauptet, daraus zu erklären, daß jene heterogene Geister waren. Überdies verließen Menzel und List bald darauf die Schweiz. Wichtig ist, daß in diesen Blättern zum ersten Mal Menzel sich mit einer scharfen Kritik an Goethe herannah. Er tadelt hauptsächlich dessen religiöses Leben und macht ihm die Beschmeichelung Napoleons zum Vorwurf. Namentlich aber trat Menzel dem Kultus entgegen, den man in jener Zeit mit Goethe trieb. — Wichtig ist auch, daß in den „Europäischen Blättern“ in einem Brief aus Paris auf eine Übersetzung von Goethes Faust ins Französische in No. 73 des „Morgenblattes“ aufmerksam gemacht und die Vermutung ausgesprochen wird, daß der Übersetzer, der sich Albert S . . . . . nennt, der junge Schweizer Albert Stapfer sei. Er ist es auch tatsächlich, der den ersten Teil des Faust ins Französische übersetzt hatte.

### 3. Almanache.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielten die Almanache in der deutschen Literatur eine wichtige Rolle. In der Schweiz stehen in der Zeit von 1811—1854 die „Alpenrosen“<sup>35</sup> im Vordergrund, (allerdings mit Unterbrüchen). Sie tragen im Gegensatz zu frühern Almanachen schweizerische Prägung. Denn wenn auch eine ganze Anzahl von deutschen Mitarbeitern zu verzeichnen ist, wenn zeitweise gerade deutsche Flüchtlinge in ihnen eine dominierende Stellung einnahmen, so trägt doch der Inhalt vorherrschend schweizerischen Charakter.

Die Alpenrosen lassen sich zeitlich und inhaltlich in zwei Perioden einteilen. Die eine dauert von 1811—1830, die zweite von 1830—1854. Im Jahre 1830 starb nämlich der Herausgeber J. R. Wyß. Zugleich aber bedeutet dieses Jahr der inneren und äußeren Umwälzungen auch eine Wandlung für die Alpenrosen, die eine neue geistige Richtung erhalten sollten.<sup>36</sup>

Betrachten wir uns indes die erste Periode, insofern sie für unsere Zwecke dienlich sein kann. Bereits im Almanach auf das Jahr 1815 treffen wir ein Gedicht von K. R. Tanner, „Die Alpenrose“,<sup>37</sup> welches durch Zartheit und Feinheit des Inhalts und der Form sich hervor tut. Die Geschichte „Die Alpenrosen“ im Jahrgang 1817 von Fröhlich<sup>38</sup>

<sup>35</sup> Alpenrosen, ein schweizerischer Almanach auf das Jahr 1811. Bern bei Burgdorfer, Leipzig bei Leo. S. VI. <sup>36</sup> Endin. S. 165. <sup>37</sup> A. R. 1815. S. 171—173. <sup>38</sup> A. R. 1817. S. 37—70.

ist langweilig und unwahrscheinlich, hat wenig Phantasie und ebenso wenig Handlung. Das Jahr 1819 bringt wiederum zwei Gedichte von Tanner „Die flucht der Jugend“<sup>39</sup> und „Mutterglück.“<sup>40</sup> Auch im folgenden Jahre stellt sich Tanner mit zwei Gedichten ein „Der Sturm der Zeit“ (Seite 260) und „Das Bächlein im Winter“ (Seite 371); daneben treffen wir M. Tr. Pfeiffer als Dichter des „Dünkel“ (Seite 317), „Chorlied am Jugendfest zu Lenzburg“ (Seite 326) und „Gnome“: (S. 349)

Ruhig, klar und glanzerhell,  
Sei des Herzens innere Welt!  
Ist das Innere wohlbestellt;  
Siehe da die Außenwelt,  
formet sich zur Frühlingsau,  
Rosenfarbig, Himmelblau.

Der Jahrgang 1821 zeigt uns allerlei Bekannte. Da stellt sich wiederum der Musikus und Dichter Pfeiffer ein mit drei Gedichten „Der Heitere“ (Seite 48) „Toast des Sängerbundes“ (Seite 100), „Lenzgefühl“ (Seite 220). Karl Ruckstuhl ist mit der kleinen patriotischen Geschichte: „fremde und Heimat“ vertreten, die wir schon früher erwähnt haben. Hier möchten wir noch auf das „Vaterunser“ (Seite 300) der leider wenig bekannten blinden Aargauerdichterin Luise Egloff hinweisen. Matthiesson gab ihr Anleitung in die poetische Technik, und bei J. D. Elster wurde sie in Gesang- und Klavierunterricht erzogen. Sie starb im Alter von 32 Jahren. Eduard Dorer und Heinrich Zschokke haben ihre Gedichte herausgegeben; nebst zwei Stahlstichen sind neun Kompositionen von Luise Egloff und Elster beigelegt (Sauerländer 1843). Der Jahrgang 1822 brachte zunächst ein „Schlachtlied“ von Ernst Münch „Die Schlacht bei Laupen“ (Seite 821—830), ferner ein Gedicht von K. R. Tanner betitelt „Ermutigung“ (Seite 240) und zwei, in denen Pfeiffer Stellung zu den Kindern nimmt „Meines Töchterleins Meinung“ (Seite 273) und „Das gereifte Söhnchen“ (Seite 365). Die Alpenrosen des Jahres 1823 beginnen gleich mit einer tüchtigen sprachgeschichtlichen Arbeit über „Unsere schweizerische Muttersprache“ von Karl Ruckstuhl (Seite 1—5). M. Tr. Pfeiffer mußte als Mitarbeiter sicherlich geschätzt sein, daß er in einem Jahrgang viermal zum Wort kommt: „Des Sängers Wunsch für den Abend seines Lebens“ (Seite 190),

<sup>39</sup> A. R. 1819. S. 127. <sup>40</sup> A. R. 1819. S. 183.

„Rundgesang am Herbstabend“ (Seite 235), „Der frohsinn“ (Seite 238) und „Am frühlingsabend“ (Seite 305). Von Ernst Münch stammt das Lied „Die Mutter über dem Kinde“ (Seite 186). Keine besondere Zierde des Jahrgangs 1824 sind die beiden Gedichte des eben erwähnten Dichters „Psalm“ (Seite 27) und „Heloise“ (Seite 312), während man an demjenigen Pfeiffers „Meine Geschichte mit dem nächtlichen Himmel“ (Seite 252) seine Freude haben kann. Wiederum als erster kommt zum Wort in den Alpenrosen von 1825 Karl Ruckstuhl mit einer Geschichte, die an seinen Aaraueraufenthalt erinnert: „Die Staffelegg bei Aarau“ (S. 1—28). Das Gedicht „Phantasie auf den Trümmern des Jähringerschlosses“ (Seite 135—139) von E. Münch ist allerdings recht phantastisch. 1826 spricht wiederum Karl Ruckstuhl in einem Prosabeitrag zum Leser: „Die Inseln und im besonderen die Inseln der Schweiz“ (Seite 153). Ein Kupfer, die Afenau darstellend, ist beigegeben. Zum Gegenstand einer Ballade wählt E. Münch die „Schlacht bei St. Jakob an der Birs“ (Seite 200—209). Mit dem Jahre 1830 schließt also die erste Periode der Alpenrosen. Im Jahre vorher war noch ein Beitrag von A. E. Fröhlich wiedergegeben: „Die Musikgesellschaften“, eine Erzählung (Seite 137—393).

Die zweite Periode<sup>41</sup> beginnt schon rein äußerlich mit zwei Kennzeichen: Die Alpenrosen wurden von Bern nach Aarau versetzt; als Nachfolger des verstorbenen Wyß wurde A. E. Follen Redaktor. Ihm war es vor allem darum zu tun, dem Almanach einen größeren poetischen und künstlerischen Wert zu verleihen<sup>42</sup>. Dies ist ihm auch tatsächlich gelungen, und es ist zu bedauern, daß nur bei diesem einen Jahrgang die Redaktion in seinen Händen lag. Denn bereits im nächsten Jahre übergab er dieselbe A. E. Fröhlich, der sie bis zum Eingehen der Alpenrosen im Jahre 1854 beibehielt. Wenden wir uns nun dem Jahrgang 1831 zu, den wir begreiflicherweise etwas eingehender würdigen wollen.<sup>43</sup> Den Eingang bildet eine Besprechung von Follen der „Kupfer der Alpenrosen auf 1831“. Zwei dieser Kupfer sind von Martin Disteli geschaffen, der damals noch ein junger Künstler war. Beide haben einen geschichtlichen Stoff zum Gegenstand der Darstellung gewählt: „Geßlers Tod in der hohlen Gasse“ und Rudolf Fürst's Tod bei Morgarten.“ Aus der Feder von Rudolf Meyer stammt die

<sup>41</sup> J. J. Hiltz, Der schweiz. Almanach Alpenrosen und seine Ersatzstücke in den Jahren 1831—1854. <sup>42</sup> A. R. 1831. S. 4. <sup>43</sup> A. R. auf das Jahr 1831, besorgt von Schweizerischen Schriftstellern und Künstlern. Aarau 1831.

Geschichte „Der Geist des Gebirges“ (S. 1—46), eine doppelte Rahmen-erzählung, die in wunderbarer Weise die Geheimnisse des Geistes des Gebirges enthüllt. Trefflich ist einerseits die Zeichnung des gefräßigen, schnodderigen Engländers, des witzelnden Franzosen und des abergläubischen Östereichers und im Gegensatz dazu die schlichte, aber tiefgreifende Schilderung des Gensjägers Schalcher von seinen Erlebnissen im Gebirge. Die Erzählung ist ein prächtiges Stück schweizerischer Romantik. Rud. Meyer<sup>44</sup> war der Enkel des uns bekannten „Vater“ Johann Rudolf Meyer. Auch er hieß Johann Rudolf wie der Großvater und Vater und darf deshalb mit ihnen nicht verwechselt werden. Der Erzählung Meyers folgen einige Gedichte von fröhlich „Weihnachtslieder“, „Osterfonette“, „Frühlingslieder“. S. 47—57). Vom gleichen Dichter stammt „Die Badefur zu Schinznach“ eine Erzählung (S. 60—130). Die Geschichte der Stifterin der Klosters Münsterlingen am Bodensee, Angêla hat J. Puppikofser zu einer Ballade ausgearbeitet. Xaver Schnyder von Wartensee ist vertreten durch einen Liedercyklus, betitelt „Scherz und Ernst in Sonetten“ (S. 140—47). Eine besonders prägnante Stellung nimmt aber im Almanach von 1831 der Prosa-beitrag follens ein „Malegys und Wiwian, Ritter und Zauberroman des Mittelalters“ (S. 148—385). Was die Entstehungsgeschichte anbetrifft, so halten wir uns an Hilty<sup>45</sup>, der darüber genaue Untersuchungen angestellt hat. Es handelt sich um die Heidelberger Papierhandschrift (Cod. Pal. Germ. 340), welche 554 foliosseiten umfasst und die Geschichte von „Malagys und Reinolt von Montelban“ oder die „Heimonsfinder“ enthält. Es sind Gedichte, die im 15. Jahrhundert aus mittelniederländischen Vorlagen in schlechtes, mit niederdeutschen und niederländischen Wörtern gemischtes Hochdeutsch übertragen worden sind. Die beiden Dichtungen gehören in den Kreis der Karolingischen Vasallensagen und sind eng miteinander verwandt. Malegys bildet gleichsam den ersten Teil zu der Sage von den Heimonsfindern. Das Gedicht erzählt die Jugendschicksale des großen Gelehrten und Nekromanten Malegys, des Oheims der Heimonsfinder, das Leben seines Zwillingbruders Wiwian und dasjenige von dessen Sohn Heimon, bis zur Vermählung mit Aya, der Schwester Karls des Großen. Den Hauptstoff bilden die Kämpfe zwischen Christen und Heiden (Sarazenen) einerseits, andererseits die Kämpfe Karls des Großen und seiner zwölf

<sup>44</sup> N. D. B. Bd. XXI. S. 595/597. <sup>45</sup> Hilty. S. 27/47.



Genossen mit seinen Vasallen, hier insbesondere mit Herzog Büne von Egermont, dem Vater Malegys und Wivians, und dessen Sippe. — Follen, durch die in den Heidelberger Jahrbüchern mitgeteilten Fragmenten auf diese Gedichte aufmerksam geworden, hatte die Absicht sie zu modernisieren und ins Hochdeutsche zu übertragen. Im Stuttgarter Morgenblatt erschien unter dem Titel „Die Heimonskinder“ und das Roß Beyart“ einige Proben einer dichterischen Behandlung dieser Sage nach dem Volksbuch und den altdeutschen Gedichten. Er suchte dann zu Abschriften der Heidelberger Manuskripte zu gelangen und wandte sich zu diesem Zwecke an Görres. In einem Briefe vom 27. Februar 1827 an diesen<sup>46</sup> schreibt er: „Der alte Lazbergäre fröhlichen Andenkens, den ich neulich wegen der Heidelberger Handschriften von den Heimonskindern und dem Malegys anfragte, und ob er nicht wisse, ob Göckle schon in Rom die Abschriften wirklich gemacht, von denen Sie seinerzeit in den Heidelberger Jahrbüchern Kunde gegeben, erfreute mich mit dem Bericht: daß Sie selbst in Heidelberg Abschriften genommen und der Meister Sepp, durch Sie in Aarau zur Einsicht erhalten habe und er macht mir Hoffnung, daß Sie die gleiche Barmherzigkeit auch mir werden angedeihen lassen. — Als Idee des Ganzen schwebt mir der Gegensatz von Rittertum und Königtum vor, welcher seine Ver-söhnung und Krone im Martyrium findet: also verwandt der Idee des Parzifals, und verschieden. Wollen Sie mir Ihre Handschriften zur Einsicht und Notiz leihen, so erweisen Sie mir einen großen Liebesdienst und erlösen mich von einer wahren Herzenspein.“ — Durch Görres Vermittlung wird Follen vorübergehend in den Besitz einer Handschrift der Malegys gekommen sein. Daß er das ganze Gedicht gelesen haben muß, ergibt sich aus dem Vergleich, der Heidelberger Handschriften mit seinem Roman. Ein Bruchstück seines Malegys, der nebenbei bemerkt in der Zeit, da Follen seine Aarauerprofessur bekleidete, entstanden ist, hat er im Jahre 1829 im Stuttgarter Morgenblatt (No. 1—6, 16—32) veröffentlicht. Im Jahre 1830 boten dann die von ihm redigierten Alpenrosen die beste Gelegenheit zur Veröffentlichung des ganzen Romans. Dieser ist eine Prosabearbeitung des Reimgedichtes. Inhaltlich stimmt er mit diesem völlig überein; auch im Wortlaut schließt er sich enge an seine Vorlage an. Während Follen sich bemüht hat, die Erzählung zu glätten, kann man dennoch keineswegs von einer Neubearbeitung

<sup>46</sup> Franz Binder, J. von Görres gesammelte Briefe. 3. Bd. S. 330.



sprechen. Die Abweichungen beziehen sich hauptsächlich auf den Umfang und die Anordnung des Stoffes. Jollens Bearbeitung ist im ganzen ziemlich oberflächlich; vor allem enthält er eine Menge von Nachlässigkeiten und Widersprüchen. Der Wert des Romans liegt aber durchaus nicht nur darin, wie Hilty sagt, daß er eine Inhaltsangabe eines noch ungedruckten Reimgedichtes bietet,<sup>47</sup> sondern daß mit ihm ein herrliches Stück urwüchsiger Romantik in die Schweiz kam. Die Alpenrosen waren nicht speziell für Philologen berechnet. Diese konnten sich eventuell an der Nachlässigkeit der Übersetzung stoßen. Das weitere Publikum aber kümmerte sich weniger darum, sondern nahm ein Stück deutscher mittelalterlicher Kultur in sich auf. Treffend sagt der Recensent der Stuttgarter Literaturblätter zu der Bearbeitung des Malegys und Wivian:<sup>48</sup> „Dieses Gedicht gleicht an Laune und Reichtum der Phantasie dem Ariost und übertrifft ihn an Tiefsinn der Grundidee. Nie und nirgends ist die heitere Seite der Nekromantie, deren düstere Seite im Faust hervortritt, so liebenswürdig behandelt als hier, und beide Sagen, Faust und Malegys, ergänzen sich, sind Zwillingssblüten einer Idee, sind beide gleich tief poetisch.“ — Jollens mittelalterlichem Roman folgen nun drei „Weinlieder“ (S. 384) und die berühmten „Tierzeichnungen“ von Rudolf Meyer (S. 388), darstellend den „Lämmergeier“, den „Schneidervogel“, die „Spyren“, „Das Rotbrüsteli“, den „fink“. In einem längeren Gedichte schildert J. J. Reithardt die Erlebnisse der „Gemsjäger“, Begebenheiten aus dem wirklichen Leben (S. 407—410). Zum Schluß kommt nochmals Jollens zum Wort in einer Erinnerung an Rudolf Wyß, den früheren Herausgeber der Alpenrosen „Des Sängers letztes Wort“ (S. 415). Als Musikbeilage sind beigegeben ein Lied „Gestillte Sehnsucht“, komponiert von Xaver Schnyder von Wartensee, ein „Weihnachtslied“, komponiert von Theodor Fröhlich und gedichtet von seinem Bruder Abraham Emanuel. „Der scharfe Wein“ ist wieder eine Komposition von Th. Fröhlich, gedichtet von R. Meyer und ein „Trinklied“ wiederum hat Abraham zum Dichter und Theodor Fröhlich zum Komponisten. Ein „Walzer“ und ein „Ländler“ Th. Fröhlichs bilden den Schluß der musikalischen Beilage.

Der Jahrgang 1832, dessen Redaktion nun in Fröhlichs Händen sich befindet, bringt von diesem die bekannten Erinnerungen des Klosterbruders Benedikt, nebst Proben aus seinem poetischen Nachlasse (S. 27).

<sup>47</sup> Hilty. S. 46. <sup>48</sup> Stu. Li. 1830. No. 123.

R. Meyer ist vertreten durch zwei Erzählungen „Der Heimatlose“ (S. 1) und „Fridolin ein Märchen“ (S. 176) und erfreut uns wiederum mit seinen ausgezeichneten „Naturzeichnungen“ (S. 361). Im „Birnbäum auf dem Walsersfeld bei Salzburg“ läßt Jollen eine alte Volksage aufstehen, welche das alte deutsche Kaisertum mit Karl dem Großen und Friederich Barbarossa verherrlicht. (S. 392). In den Alpenrosen von 1833 befinden sich nebst einigen Gedichten von Fröhlich auch zwei Erzählungen von ihm. Die eine nach einer Volksage erzählt, trägt den Titel „Die Blümlisalp“ (S. 43), die andere „Der Kinderball“ (S. 191). Rudolf Meyer hat neben einer Geschichte „Die Ahnherren in Rottal“ (S. 307) einige Naturzeichnungen entworfen (Der Truthahn, „Der Spaziergang, Die Nacht der Pflanzen“, Die Elemente in den Pflanzen, Die Cocospalme, Die Bergwerke, Die Nachtwandler, Der Garten im Meere). Wie in dem letzten Jahrgang bringt die Musikbeilage Kompositionen von Theodor Fröhlich. — In den Jahren 1834 bis 1836 und 1840–47 erschienen die Alpenrosen nicht, dafür wurden in dieser Zeit verschiedene Male „Weihnachtsgaben“ herausgegeben. Eine solche ist z. B. die „Weihnachtsgabe zum Besten der Wassergeschädigten in der Schweiz“ 1834<sup>49</sup>. Für uns kommt in dieser einzig A. E. Fröhlich durch seine Zugehörigkeit zum Aargau in Betracht. Er ist durch einen Liederzyklus vertreten. Nach dieser ersten Unterbrechung erschienen die Alpenrosen nochmals für drei Jahre in Aarau (1837 bis 1839), um erst wieder im Jahre 1850 zurückzukehren, dort drei letzte Lebensjahre zu verbringen, um sich schließlich in Basel für ewig zur Ruhe zu legen. Außer Beiträgen von Fröhlich, der nebenbei bemerkt, der eifrigste Mitarbeiter der Alpenrosen war und dessen Novellen fast durchwegs Tendenzstücke sind, ist in dieser Zeit nichts für uns in Betracht kommendes zu vermerken. Ersatzstücke waren die „Weihnachtsgabe zum Besten der Brandbeschädigten von Ehrikon 1840“<sup>50</sup> und die „Alpina“, schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur.<sup>51</sup> Von besonderem Interesse ist die „Alpina“, in der sich vier hervorragende Männer zum Worte melden: Jeremias Gotthelf, E. L. Rochholz, A. E. Jollen und K. R. Tanner. Von Gotthelf stammt die Geschichte „Wie Joggeli eine Frau suchte“, ein ländliches Bild. Rochholz spendete einen lyrischen Liedermonat. Die Gedichte haben mehr Wert durch große

<sup>49</sup> Basel, Schweizerhäuser'sche Buchdruckerei. <sup>50</sup> Zürich, Meyer & Zeller. 1840.

<sup>51</sup> Herausgegeben von G. Hartmann, Fr. Krutter und G. Schlatter, 1841, mit 6 Raderungen von Martin Disteli und H. Heß. Solothurn, Jent & Gafmann.

formgewandtheit, die sich in künstlichem Strophenbau gefällt als durch poetischen Gehalt. Sollen ist der Dichter des „Kühnen Bayer“ (Drei Balladen): „Der Kaiser und der „Hofmeister“, „Der Held im Bad“, „Der Ritter und der Kaiser“. Die Radierungen zu diesen Balladen stammen von Martin Disteli. In einigen Liedern kommt K. R. Tanner zum Wort: „Im Talgrund“, „Im Walde“, „Am Berghang“, „Im Gewitter“.

Nach achtjähriger Unterbrechung erschienen die Alpenrosen wieder unter dem Titel: „Neue Alpenrosen. Eine Gabe schweizerischer Dichter.“ Herausgegeben von J. J. Reithardt.<sup>52</sup> Diese haben schon rein äußerlich ein verändertes Aussehen, indem sie umfangreicher sind und nicht mehr in Oktav-, sondern im Quartformat gehalten sind. — Zunächst wollen wir uns kurz mit zwei Namen bekannt machen, von denen der eine uns bis jetzt nur beiläufig, der andere überhaupt nicht begegnet ist. Es sind beides Aargauer: Eduard Dösfel und Edmund Dorer. Wie sein Kollege der Lyriker K. R. Tanner, war Dösfel Jurist.<sup>53</sup> 1810 in Seon geboren, war er selbst der Sohn eines bedeutenden Fürsprechers. Er studierte in Bern und Heidelberg. Eine Zeitlang war er auf dem Bureau seines Vaters angestellt; später wurde er Obrichter. 1851 erscheinen seine ersten Gedichte die sehr günstig aufgenommen werden. — Er verkehrte mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit, so mit fröhlich, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Scheffel und dem Novellisten Jakob Frey. Der andere Dichter Edmund Dorer<sup>54</sup> wurde im Jahre 1807 in Baden geboren. Seine leidenden Augen verhinderten ihn, sich der Kunst zu widmen und er studierte Jus. 1830 reicht er mit andern Bürgern die „ehrerbietige Bittschrift an den Großen Rat des Kantons Aargau“ ein, die Veranstaltung zu einer gesetzmäßigen Abänderung der aristokratischen Verfassung zu treffen. 1832 wird er aargauischer Großer Rat, Präsident des Bezirksgerichtes und katholischer Kirchenrat. 1842 tritt er vom politischen Leben zurück. Die übrigen 21 Jahre seines Lebens widmet er der Dichtkunst. Von ihm stammen verschiedene Gedichte. 1852 erschien „J. R. M. Seng und seine Schriften“, 1852 „Über Goethes Jery und Bätely“. Er ist überhaupt einer der besten Goethekenner seiner Zeit. Sein höchstes Bestreben war die Verbindung zwischen deutscher und schweizerischer Wissenschaft, insbesondere aber auf literarischem Gebiet. Diesem Zwecke diente eine Vereinigung,

<sup>52</sup> Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag Beyel. <sup>53</sup> A. D. B. Bd. XLVIII. S. 50/51. <sup>54</sup> H. Schollenberger, Landammann E. Dorer. Aarau 1911.

der die namhaftesten Persönlichkeiten beider Länder in sich schloß. An der Spitze schweizerischerseits stand P. V. Trogler, deutscherseits Varnhagen v. Ense und Rahel Levin.<sup>55</sup> Ein Geistesprodukt dieser Vereinigung war übrigens das schon besprochene „Schweiz. Museum“. Mit Varnhagen v. Ense führt Dorer eine lebhafteste Korrespondenz, die erst mit dem Jahre 1852 abbricht, als Varnhagen sehr krank ward. — Dorer selbst starb im Jahre 1864. — In diesen neuen Alpenrosen vom Jahre 1848 finden sich zunächst von Dörfel „Neun Naturbilder“ (S. 87 bis 90) und drei einzelne Gedichte, betitelt: „Der Orangenbaum“, „Gerechter Schmerz“, „Die treue Magd“ (S. 91—93). Einfach und ge-  
diegen sind Form und Inhalt. Dorer ist der Dichter von 8 „Distichen“ und einer Ballade. Eines der Distichen „Das Alpenröslein“, verdient hier wiedergegeben zu werden:

„Alpenröschen du blickst mir entgegen in leuchtender Schönheit,  
Ob auch einsam du stehst und dich die Stürme umwehen.“

„Laß das Bedauern, o Freund, bin ich doch dem Wanderer ein Zeichen,  
Daß bei dem herbsten Geschick, nie ganz die Freude verblüht.“

Die Ballade trägt den Titel „Die weiße Frau“, A. E. fröhlich gibt eine Erzählung wieder „Der Teufel als Prediger“ (S. 1—47) und einige Gedichte unter der Überschrift „Reiseliieder“ (S. 113—122). Hier kommt auch zum Wort der uns bereits bekannte Seminardirektor von Wettingen Augustin Keller. Aus seiner Feder stammen „Der Meister Hämmerlin“, „Der Ring von Hallwyl“ und „Der Weihegesang zur Eröffnung des neuen Seminars“ (S. 176—181). Erwähnen möchten wir bloß, daß nach Augustin Keller der große Keller folgt. Zum ersten Mal tritt dieser in dem Kreise der Alpenrosen als Dichter auf. — Unter der Überschrift „Heimatliche Bilder und Lieder“ veröffentlicht K. R. Tanner folgende Gedichte: „Ackermännchen“, „Trost“, „Lenz im Herzen“, „Das Mittagsplätzchen“, „Sternenkunde“, „Gott unser Licht“, u. a. — Ein alter bekannter ist Heinrich Zschokke: „Der Engel des Lebens“ ist ein Dialog, die „Beruhigung“ ein Gedicht aus dem Jahre 1819 (S. 460). Die Alpenrosen des Jahres 1849 werden durch eine Geschichte Gotthelfs eingeleitet. Daneben treffen wir die Namen eines fröhlichen, Dörfels, Tanners, Augustin Kellers und Heinrich Zschokkes. Von diesem sei besonders erwähnt das Gedicht „An Luise Egloff, die Blinde.“ Mit dem Jahre 1850 kamen die Alpenrosen zum letzten Male für drei

<sup>55</sup> H. Schollenberger, Landammann E. Dorer. Aarau 1911. S. 81.



Jahre nach Aarau. Von Fröhlich stammt ein Lebensabriß seines Freundes Samuel Amsler<sup>56</sup> und die Geschichte „Spiel und Gewinn am eidgenössischen Schützenfest in Aarau im Jahre 1849“ (S. 1—79). Dörfel und Tanner sind mit Gedichten vertreten. Ungefähr die Namen der gleichen Leute treffen wir in den Jahrgängen 1851—1854, die teils mit Gedichten, teils mit Prosabeiträgen beteiligt sind, auf welche wir nicht eingehen, die wir nicht einmal erwähnen wollen. „Die Witwe“ von Fröhlich im Jahrgang 1851 ist uns aus der Betrachtung von Rodholz her bekannt.

Die Alpenrosen waren für die Schweiz von viel größerer Bedeutung als die meisten poetischen Tagesblätter für Deutschland. Es ist deshalb für unsere Betrachtung größte Wichtigkeit, daß eine ganze Anzahl von aargauischen und im Aargau ansässigen deutschen Dichtern an den Alpenrosen so hervorragenden Anteil nahmen. Dadurch, daß einmal der Aargau verschiedene Jahrgänge dieses Almanachs beherbergte und dadurch, daß dessen Mitarbeiter Vorläufer der großen schweizerischen Klassik waren, ergibt sich von selbst, welche Vermittlerrolle dieser Kanton spielte und daß er tatsächlich auch in dieser Hinsicht ein Stück deutscher Literatur an die Schweiz abgab.

---

<sup>56</sup> Samuel Amsler 1791 zu Schinznach geboren, zeigt früh Zeichentalent. Seine Lehrzeit macht er bei Lips in Zürich. Später begibt er sich nach München und 1816 nach Italien. In Rom lernt er Cornelius, Dannecker, Rüdert, Niebuhr, Thormaldsen kennen. 1829 wird er nach München als Professor an die Akademie der bildenden Künste gewählt. Fröhlich und Tanner sind seine besten Freunde. Im Briefnachlaß des letzteren finden sich zahlreiche Briefe von Amsler, in denen vielfach von Münzen die Rede ist. — Amsler starb im Jahre 1849.



## VI. Rückblick und Schlußfolgerung.

Werfen wir einen Rückblick auf unsere Arbeit, so können wir folgende Tatsachen und Resultate feststellen:

Die Zeit des Uebergangs vom XVIII. ins XIX. Jahrhundert war in der Geschichte besonders bewegt. Namentlich gingen von der französischen Revolution und den damit in Zusammenhang stehenden Folgen die mächtigsten Wirkungen auch auf die Schweiz aus. Vielsach fanden diese revolutionären Ideen einen fruchtbaren Boden, vor allem in den sogenannten Untertanenländern. Zu diesen gehörte in erster Linie der Aargau, der erst 1803 ein souveräner Kanton wurde. Nachdem er zur Zeit der Habsburger unter einer einheitlichen Regierung in kultureller Hochblüte gestanden hatte, lagen von 1415 bis 1798 seine Kräfte durch die Dreiteilung zum Teile brach und der Stillstand wurde zum Rückstand, bis der Kanton mit der helvetischen Revolution zu neuem Leben erwachte, um dann nach der Mediation als einheitliches Ganzes zu vollblütigem kulturellem Dasein sich zu entfalten. In dieser Zeit stand der Aargau in der Reihe der fortgeschrittensten Kantone. Rengger und Stapfer, zwei edle Vorkämpfer der Freiheit, sind die maßgebenden Bahnbrecher. — Drei Jahre vor dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft betrat Heinrich Zschokke bei Schaffhausen die Schweiz. Ein Mann voller Tatkraft, Initiative und Ehrgeiz, wußte er sich sofort nützlich zu machen. Nach einer kurzen pädagogischen Tätigkeit in Graubünden, wird er beim Ausbruch der helvetischen Revolution als Kommissär in die Urkantone, in den Tessin und ins Baselland geschickt und erwirbt sich auch als Zeitungsmann einen guten Namen. Zschokke war also durchaus kein Unbekannter, als er 1802 den Aargau betrat. Auch hier beginnt er den so empfänglichen Boden zu bearbeiten. Er ruft den Buchhändler Sauerländer an seine Seite, damit ein tüchtiger Verleger und Buchdrucker ihm für seine Pläne zur Verfügung stehe. Mit diesem zusammen erzeugt er eine freiheitliche Presse und eine gesunde Volksliteratur. Zschokkes Tätigkeit war deshalb vor allem politischer und nationaler Natur, mit ausgesprochen freisinniger Tendenz. — Im Jahre 1802 hatte die Kantonschule in Aarau als erste der Schweiz ihre Tore geöffnet. Auch sie ist in erster Linie eine politische Gründung, gegen die Reaktion gerichtet und für die Volksaufklärung. Deshalb steht

sie von Anfang an im Mittelpunkt politischer Divergenzen. Durch ausgezeichnete Lehrer und fortschrittlichen Geist nimmt sie bald eine hervorragende Stellung im schweizerischen Schulleben ein. — Inzwischen fanden in Deutschland die Freiheitskriege gegen Napoleon statt. Als aber später die von den Fürsten gegebenen Versprechungen konstitutioneller Verfassungen nur von den wenigsten eingehalten werden, entsteht Unzufriedenheit im deutschen Volke, vor allem bei den Gebildeten und namentlich bei den Studenten. Diese gruppieren sich zu Turner- und Burschenschaften und verfolgen nationale Ziele. Gewisse Gruppen gehen zu weit. Karl Follen stellt sich auf den Standpunkt, daß der Zweck die Mittel heilige und befürwortet sogar den Fürstenmord. Von ihm suggeriert vollführt der Burschenschafter Sand seine unglückliche Tat. Der Blick der Regenten wird damit unwillkürlich auf die Burschen- und Turnerschaften gelenkt. Diese Institutionen werden unterdrückt; die Karlsbader Beschlüsse sind von draconischer Härte: es beginnen die systematischen Burschen- und Demagogenverfolgungen. Um der Verhaftung zu entgehen, suchen viele von ihnen das „Land der Freiheit“ auf, die Schweiz. Der Kanton Aargau mit seinen Verhältnissen erscheint besonders verlockend: die Kantonschule bietet zunächst eine Verdienstmöglichkeit; eine freisinnige Presse stellt sich zur Verfügung und eine liberale Regierung ist entgegenkommend. So entsteht der Kulturkreis um die Aargauische Kantonschule, wobei wir die Namen Bronner, Münch, A. E. Follen, Fröhlich, Rochholz, Kurz, Ruckstuhl, W. Menzel u. a. ins Gedächtnis zurückrufen. Unter der Bedeutung der Kantonschule in literarischer Beziehung steht das Aargauische Seminar, welches aber mit jener doch verschiedene Berührungspunkte gemeinsam hat, namentlich durch seinen vielseitigen und ausgezeichneten Direktor Augustin Keller. Eine zweite Kulturgemeinschaft ist der bürgerliche Lehrverein, eine Schöpfung Heinrich Ischoffes. Ursprünglich für Jünglinge bestimmt, die nicht eine gelehrte Bahn zu betreten die Absicht hatten, bestrebte er sich in seiner zweiten Periode, eine viel umfassendere Aufgabe zu erfüllen, in der Weise, daß er junge Leute, denen das Universitätsstudium nicht ermöglicht war, zu geistiger Selbständigkeit zu heben und fürs öffentliche Leben der Republik tüchtig zu machen suchte. Auch an ihm betätigten sich eine ganze Reihe deutscher Flüchtlinge, unter anderm Bronner, Follen, Mönnich, Menzel, Eist. Im Mittelpunkt stehen indes die übertragenden Gestalten von Karl Rudolf Tanner und Paul Vital Troxler. Der letztere im besondern ist der Anziehungspunkt, der begeisterte Jüng-

linge aus aller Herren Länder an sich zieht. Auch der Lehrverein ist eine politische Institution. Eine ganze Anzahl seiner Zöglinge sind in der Regenerationsperiode Pioniere des Liberalismus. — Einen dritten Kulturkreis bilden die Zeitungen, Zeitschriften und Almanache. Daraus schreitet wieder Heinrich Ischokke, der Bahnbrecher des modernen Zeitungswesens im Aargau. Sein 'Schweizerbote' ist der Typus des weitverbreiteten und vielgelesenen Volksblattes, das in jeder Art und Weise Fortschritt und Freiheit verkündet. — Die 'Aarauer Zeitung' zählt zu den bedeutendsten politischen Tagesblättern und ist weit herum in deutschen Landen bekannt und gelesen. Durch sie werden vielfach die Flüchtlinge auf den im Aargau herrschenden Geist aufmerksam und wenden ihre Schritte dorthin. In Zeitungen und Zeitschriften verschiedenster Tendenzen, vor allem politischer, dann aber auch historischer und literarischer Färbung, kommen die Deutschen zum Worte. Eine besondere Gattung der Zeitschriften bilden die Almanache, in deren Mittelpunkt in der Schweiz die Alpenrosen stehen. Verschiedene Jahrgänge erscheinen im Aargau.

Es mag vielleicht im ersten Augenblicke etwas erzwungen erscheinen, daß wir unsere literarischen Betrachtungen diesen drei Kulturkreisen unterordnen. Es war uns aber zunächst darum zu tun, das vielseitige Schaffen dieser verschiedenartigsten Männer unter ein gewisses Schema zu bringen. Es lag dabei auf der Hand, daß wir uns nach den wichtigsten Kultureinflüssen umgesehen haben, die dabei in Betracht kamen. So kamen wir auf unsere Einteilung, die selbstverständlich als keine starre gedacht werden soll.

Die Bezeichnung Literatur haben wir in des Wortes weitestem Sinne aufgefaßt. Wir haben deshalb keine Abgrenzung gemacht; namentlich haben wir überall das Historische, speziell das Kulturhistorische, berücksichtigt. Es war innerhalb des Rahmens einer so weitschichtigen und vielseitigen Arbeit völlig ausgeschlossen, überall auf Einzelheiten einzugehen, Analysen zu geben und Werturteile zu fällen. Wir haben uns deshalb meist an kompetente Arbeiten gehalten und nur da, wo es nötig war, Ergänzungen gemacht. Unsere Hauptaufgabe war, durch die Art der Zusammenstellung der literarischen Denkmäler den Nachweis zu leisten, daß der Aargau in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts tatsächlich ein Vermittler deutschen Schrifttums an die Schweiz war.

Über die Art dieser Literatur ist in Kürze folgendes zu sagen: Im Vordergrund steht das politische Schrifttum und damit zusammenhängend das historische. Wollen wir etwas feiner abgrenzen, so ist vom rein-Politischen das ideal-Nationale zu trennen. Damit steht

wiederum im Zusammenhang, daß sowohl in der Lyrik, als auch im Epos (das Drama kommt gar nicht in Betracht) die Tendenzdichtung eine ausaeprägte Stellung einnimmt. — Als zweite Hauptrichtung möchten wir die romantische Dichtung betrachten. Als eine dritte Hauptgattung ist das wissenschaftlich=didaktische Schrifttum zu bezeichnen. — Daneben gedeihen eine ganze Menge kleinerer Arten und Abarten, unter denen jedenfalls die Unterhaltungsliteratur, vor allem die Volksunterhaltungsliteratur eine bedeutende Stelle einnimmt.

Zur rein politischen Literatur sind natürlich zunächst alle politischen Zeitungen zu rechnen, die auf aargauischem Boden entstehen. Wir erinnern nochmals an ein hochbedeutendes Blatt, wie die „Aarauer Zeitung“, welche eine eindeutig freisinnige Politik vertritt. Das Gleiche tut der „Schweizerbote“, nur in populärerer Form, ist vielleicht aber gerade dadurch von umso größerem Einfluß. Manch politischer Strauß wurde in und um die Kantonschule gefochten. Gerade als politische Stiftung steht sie im Mittelpunkt von mancherlei Meinungszwistigkeiten. Dabei ist die interessante Beobachtung zu machen, daß stets der Freisinn Sieger bleibt. Der konservative Fabeldichter A. E. Fröhlich muß vor dem liberalen Flüchtling E. E. Rochholz weichen und vermag sich bloß in poetischer Form für seine Zurücksetzung zu rächen, indem er jenen in seinen beiden Dichtungen „Der Junge Deutsch Michel“ und „Die Witwe“ aufs Korn nimmt. Gerade der Junge Deutsch Michel ist eine ausgeprägte politische Spruch-Sammlung. Auch der konservative Pädagoge Karl Mager muß vor dem Liberalismus weichen, weil er ihn und dessen Vertreter in seiner „pädagogischen Revue“ und in seiner Schrift „Politische Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz“ anzugreifen wagte. — Ein typischer Vertreter des Freisinns ist auch der aargauische Seminardirektor Augustin Keller, der allerdings vor allem durch die Tat seine politischen Ansichten verwirklichte, seinen politischen Glauben aber auch in ungezählten, viel gelesenen schriftstellerischen Erzeugnissen niederlegte. Es sei an die „Briefe des Gätterlimachers“ und an den „Hofritt“ erinnert. Auch das Schrifttum, das dem Lehrverein und seinen Mitgliedern das Leben verdankt, trägt vor allem politische Färbung. Und schließlich vergegenwärtigen wir uns die Gestalt des „Revolutionärs“ Joseph von Görres, der als Flüchtling in Aarau, in flammenden Worten seinem politischen Glauben Ausdruck verlieh in seiner Abhandlung: „Europa und die Revolution“, einem Werk, das die Blicke aller Welt auf die kleine Aarestadt richtete.



Was nun das ideal= nationale Schrifttum anbetrifft, so stehen in erster Linie die Zeitschriften, die wohl auch politisch gefärbt sein mögen, dies aber nicht ausschließlich, sondern manche Neben=Tendenz verfolgen, wie Volkserziehung, Unterricht in schweizerischer Geschichte und Literatur, Aufklärung, Kampf gegen den Aberglauben u. s. w. Wir nennen die „Miscellen für die neueste Weltkunde“, welche vor allem dem Schul= und Erziehungswesen ihr Interesse zuwandten, „Die Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“, welche ungefähr gleiche Zwecke verfolgten, die „Erheiterungen“, welche gute Unterhaltungsliteratur bieten wollten, das „Schweizerische Museum“, das vor allem ein Verbindungslied zwischen In= und Ausland war; „Das schweizerische Volksblatt“, welches dem Kantönligeist die schweizerische Einheit gegenüberstellte; die „Europäischen Blätter“, die vor allem literarische Absichten verfolgten und für die gebildete Welt geschrieben waren. Hieher gehören auch z. T. die „Alpenrosen“, welche doch ein ausgesprochen schweizerisches Gepräge tragen und deshalb das rein=Nationale oft hervorheben. — Damit steht wie gesagt auch das Historische im Vordergrund, wenn wir vorläufig auch vom rein Wissenschaftlichen absehen und nur von der volkstümlichen Geschichtsschreibung sprechen wollen. Fröhlich verwertet die historischen Gestalten eines Zwingli, Hutten und Calvin in epischer Form. Heinrich Zschokke erteilt seinen Lesern Vaterlandskunde in seiner „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizer Volk“, welche von Woche zu Woche im Schweizerboten erschien. Einen glücklichen Griff tut Heinrich Kurz, indem er Land, Volk und Geschichte der Schweiz in poetischer Form darbietet. In den Alpenrosen spendet Karl Ruckstuhl in seinem Beitrag „fremde und Heimat“ eine patriotische Geschichte. Ernst Münch, A. E. Follen und E. E. Rochholz verwerten historische Stoffe, um sie teilweise in poetische Form zu gießen. Der erste tut es in seiner „Schlacht bei St. Jakob an der Birs“, der zweite in dem Balladenzyklus „Der kühne Bayer“, während Rochholz in einer selbständigen Sammlung, der „Eidgenössischen Liederchronik“ ein Stück Schweizergeschichte in Form von alten Schlachtliedern vermittelt. Weniger von Bedeutung ist Münchs althistorisches Trauerspiel aus der Römerzeit „Sabinus und Eponine.“

In zweiter Linie haben wir die romantische Dichtung zu nennen, die mit dem patriotischen Schrifttum in engem Zusammenhang steht. Wir können dabei die Beobachtung machen, daß politisch durchaus liberal und fortschrittlich gesinnte Männer dichterisch völlig auf roman=



tischem Boden stehen. Dies ist in ganz besonderem Maße der Fall bei A. E. Follen. Schon in Elberfeld hat er durch seine Übersetzung von mittelalterlichen Kirchenliedern seine romantische Neigung bewiesen. In seinen „Harfengrüßen aus Deutschland und der Schweiz“ ist er vollends ein ausgesprochener Vertreter der patriotischen Romantik, wobei zum großen Teil schweizerische Heldengestalten im Mittelpunkt stehen. Das gleiche ist der Fall bei Karl Rudolf Tanner, der politisch durchaus liberal, poetisch ebenso romantisch gefärbt ist. Ein Zeugnis hievon bilden seine „Heimatliche Bilder und Lieder“ und unter diesen wiederum die Gruppe „Römische Festlieder“. Er hoffte, durch die Glaubensglut dieser lateinischen Hymnen aus dem Mittelalter, die Wiedervereinigung beider Konfessionen vorzubereiten. Auch die „Alpenrosen“ stehen zum Teil im Dienste der romantischen Literatur. Der Jahrgang 1831, in den Händen A. E. Follens, ist an sich ein Stück Romantik, vor allem deren wichtigster Beitrag, Follens Ritter- und Zauberroman des Mittelalters: „Malegys und Wivian.“ Auch Rudolf Meyers „Geist des Gebirges“ ist ein Prachtstück schweizerischer Heimatsromantik. — Eine markante Figur altdeutscher Art ist Freiherr J. v. Laßberg, der in Aarau Beiträge für seinen „Liedersaal“ sucht, einer Sammlung altdeutscher Gedichte, und der durch seine Persönlichkeit auch stark auf seine Umgebung abfärbt. Wir brauchen nicht erst zu betonen, daß Görres, der sich gleichfalls zu jener Zeit in Aarau aufhielt, romantisches Vollblut in seinen Adern hat. — Überhaupt können die Jahre 1820—1824 als die Periode der aargauischen Hochromantik bezeichnet werden. — Robert Jaesi nennt in seinem neuesten Buche „Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung“<sup>1</sup> die Romantik in der Schweiz ein sehr lockeres und dünnes Kapitel. „Weder das ausgehende Mittelalter, noch das XVIII. und XIX. Jahrhundert hätten einen nennenswerten Romantiker hervorgebracht.“ Dieses Urteil ist sicherlich ein hartes und nicht ganz gerechtfertigtes. Wir haben in einem einzigen Kanton eine Anzahl ganz bedeutender romantischer Dichter und ein recht ansehnliches romantisches Schrifttum nachzuweisen vermögen, und sicherlich wäre dies auch in der übrigen Schweiz, wenn schon nicht in diesem Maße, möglich.

Durch den Umstand, daß der größte Teil der Flüchtlinge an der aargauischen Kantonschule eine Lehrtätigkeit ausübte, ergibt sich von selbst, daß die wissenschaftliche Literatur einen sehr ansehnlichen Platz innerhalb des vermittelten Schrifttums einnimmt. Es ist dabei nicht

<sup>1</sup> R. Jaesi. Gestalten und Wandlungen schweiz. Dichtung. S. 233.

bloß trockene Buchstabenwissenschaft geschaffen worden, sondern zum großen Teil Werke, die den wissenschaftlichen Rahmen weit überschreiten und so zum Gemeingut des ganzen Volkes werden. — Allerdings fehlt es zunächst nicht an gründlichen Arbeiten der exakten Geschichtsforschung, wobei wir an Bronners „Aargau“, an Münchs „Hutten“, an Menzels „Deutsche Geschichte“, an Jschoffes „Bayrische Geschichte“, an Rochholz' „Bruder Klaus“, um nur die allerwichtigsten Arbeiten zu nennen, erinnern. Wir rufen uns zugleich die Namen der Historiker Gerlach, Kortüm und Mönnich ins Gedächtnis und vergegenwärtigen uns, daß Rochholz der Hauptbegründer der historischen Zeitschrift „Argovia“ ist, der er reichlich Beiträge gespendet hat. — Auch die Sprachforschung ist keineswegs vernachlässigt worden. Wenn wir hier von den vorzüglichen altphilologischen Arbeiten eines Rudolf Rauchenstein absehen müssen, sei umso mehr auf die Bestrebungen, die Pflege der deutschen Muttersprache zu heben, hingewiesen. Rochholz hat es in einer zahllosen Reihe von wertvollen Arbeiten, J. Hunziker in seinem Aargauer Wörterbuch und in seiner Abhandlung „Der Kampf ums Deutschtum in der Schweiz“ getan, die eigentlich nichts anderes, als eine warme Befürwortung der Pflege der Muttersprache ist. — Eine hervorragende Stellung nimmt die Literaturgeschichte ein. Ihr vornehmster Vertreter Ernst Ludwig Rochholz hat ein halbes Jahrhundert diesem Arbeitsgebiete gewidmet. Gerade seine Arbeiten waren es, die weit über die Schule hinaus wirkten und die manchmal im Mittelpunkt öffentlicher Meinungsstreitigkeiten standen. Wir erinnern an seinen „Freidank“, Geschichte der Nationalliteratur, nach Religion, Sitte, Sprachentwicklung und Dichtkunst, aus vaterländischen Dichtern dargestellt in Poesie und Prosa. Vor allem wandte er auch sein Interesse der Sagenforschung zu. In den „Schweizersagen aus dem Aargau“ hat er diesem auf Grund sprach-, kultur- und rechtsgeschichtlicher Dokumente ein prächtiges Stück seines Geisteslebens und seiner Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte vermittelt. Sein „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“, seine „Naturmythen“, sein „Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit“, um nur die allerbedeutendsten Arbeiten zu nennen, sind kostbare Beiträge zur deutschen Literatur- und Sagen Geschichte und zur allgemeinen Volkskunde. Auch A. E. Follens „Bildersaal deutscher Dichtung“ ist ein wertvolles Stück schweizerischer Literaturgeschichte, wertvoll namentlich durch Hervorhebung des schweizerisch-nationalen Gedankens. — Gleichfalls ein tüchtiger Literar-

historiker ist Heinrich Kurz, dem wir verschiedene sehr gründliche Handbücher über die deutsche Nationalliteratur verdanken und der zudem in seiner „Blumenlese aus schweizerischen Dichtern“ und in seinen „Schweizerischen Erzählungen“ zeitgenössische Dichter zum Wort kommen ließ. — Auch als Didaktiker ist Rochholz an erster Stelle zu erwähnen. Sein „Tragemunt“, eine Sammlung von Kindergedichten in Rätselketten, Rätselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern, stand eine Zeitlang im Mittelpunkt des öffentlichen Meinungskampfes. Seine „Deutschen Aufsatzentwürfe“ sollen ein Ansporn zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens sein und deren Fortsetzung der „Deutsche Aufsatz“ eine Ermunterung, den deutschen Stil zu pflegen, der nicht bloß eine Schulangelegenheit, sondern eine allgemein öffentliche Angelegenheit sei. Karl Mager in seiner Pädagogischen Revue und Augustin Keller in den „Allgemein schweizerischen Schulblättern“ und der „Schweizerischen Volksschule“ behandeln jeder in seiner Art Erziehungsprobleme. Zudem ist Augustin Keller in seinen Lehr- und Lesebüchern ein Volksdidaktiker ersten Ranges. Die deutschen Musiker Pfeiffer, Elster und Breitenbach sorgen für die Hebung des Volksgebietes und spenden manchen Beitrag zur schweizerischen Musikgeschichte.

Wenn wir eine vierte Gattung als Unterhaltungs- und Tendenzliteratur bezeichnen wollen, so soll dies keine scharf umrissene Bezeichnung sein. Zu dieser zählen wir auch die verschiedenen Autobiographien und Memoiren, wie Ernst Münchs „Erinnerungen“, „Franz Xaver Bronners Leben, von ihm selbst beschrieben“, Wolfgang Menzels „Denkwürdigkeiten“, Görres „Briefe“ und Ischoffes „Selbstschau“, die alle ganz oder zum Teil eine Spende zur aargauischen Kultur- und Literaturgeschichte bilden. — Zur Unterhaltungsliteratur können wir auch die mannigfachen lyrischen Produkte rechnen, die dem aargauischen Boden entsprossen sind. Der bedeutendste Lyriker jener Zeit ist ohne Frage Karl Rudolf Tanner, der sein Können vor allem in seinen „Heimatlichen Bildern und Liedern“ bewiesen hat, daneben aber auch mannigfach in den verschiedensten Zeitschriften, vor allem in den Alpenrosen, seine Beiträge gespendet hat. Ein lyrischer Mitarbeiter der Alpenrosen ist auch Ernst Münch, wenn schon seine Lyrik oft manieriert ist und darum abstoßend wirkt. Einen größeren Wurf tat er in seiner Gedichtsammlung „Helvetische Eichenblätter.“ Auch Pfeiffer war ein wackerer und beliebter Liederdichter und Komponist, dessen Name wir besonders in den Alpenrosen begegnen. Ferner erinnern wir

uns an Augustin Kellers „Gedichte“ und Rochholzs „Liedermonat“, an Menzels „Streckverse“ und Jollens „Harfengröße.“ — fröhlich ist wohl der bedeutendste Fabeldichter des XIX. Jahrhunderts, während Bronner mit seinen Idyllen noch völlig im XVIII. Jahrhundert fußt. Beide Gattungen sind der Unterhaltungsliteratur beizurechnen, wenn auch erstere stark tendenziöse Absichten hegt. Ausgesprochene Unterhaltungsliteratur bilden natürlich auch die verschiedenen Kalender und Almanache. Von der ersten Gattung war Zschokkes Schweizerboten Kalender mit seiner riesigen Auflage der einflußreichste, während unter den Almanachen die Alpenrosen die hervorragendste Stellung einnahmen. — Als Typus des Volks- und Tendenzschriftstellers ist Heinrich Zschokke zu nennen, der in seinen zahllosen Geschichten verschiedenster Färbung und Prägung sicherlich zu den gelesensten Schriftstellern in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts zu zählen ist. Im Mittelpunkt seiner Tendenzdichtungen stehen „Das Goldmacherdorf“ und die „Branntweinpest“.

Die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts, d. h. die Zeit von 1798 bis 1848 ist eine Übergangsperiode. Sie ist die Epoche des Kampfes der Schweiz um ihre Staatsform. So ergibt es sich von selbst, daß das politische Schrifttum im Vordergrund steht und wo dies nicht der Fall ist, doch irgendwo und irgendwie sich politische Färbung zeigt. — Daß aber „die literarische Vegetation in dieser Zeit ein kümmerliches Dasein fristet, daß, abgesehen von jenen etwas schwächlichen Topfpflanzen des patrizischen Epigonentums, nur wuchs, was auf steinigem Boden gedeihen konnte und daß dies kärglich, frühwelf und unfrisch wuchs oder wucherte, in unansehnlichem und unfrautartigem Dilettantismus“, wie Faesi behauptet,<sup>2</sup> möchten wir lebhaft bestreiten. Gerade unsere Betrachtungen über das literarische Leben im Aargau haben das Gegenteil bewiesen. Wohl schoß auch hier, wie anderorts, da und dort ein wilder Sprößling aus dem Boden, was aber nicht hindert, daß der gleiche Boden manch edles Reis hervorbrachte. Ja der Aargau nahm in jener Epoche eine geradezu hervorragende Stelle ein. Er ist Vorbereitungsground, auf dem dann die schweizerische Klassik fußte. Ihr vornehmster Vertreter, Gottfried Keller, stand schon als junger Dichter in Fühlung mit aargauischen Kreisen. Im Comptoir der zwei deutschen Flüchtlinge Fröbel und Jollen erschienen seine ersten poetischen Früchte, die „Gedichte eines Autodidakten.“ Sollte es ein Zufall sein, daß auch Keller ein ausgesprochen politischer Dichter ist?

<sup>2</sup> R. Faesi. Gestalten und Wandlungen schweiz. Dichtung. S. 55.



## Quellen.

---

### A. Ungedruckte im Staatsarchiv zu Aarau.

1. Briefnachlaß von Karl Rudolf Tanner.
2. Briefnachlaß von Rudolf Rauchenstein.
3. Franz Xaver Bronner: Kurze Geschichte der Stiftung und des Fortbestandes der Aargauischen Kantonschule.
4. Verzeichnis der Kantonschüler in Aarau nach ihren Fortschritten, in jedem Fach des Unterrichts geordnet, nebst Anzeigen der an sie verteilten Preise.

### Im Archiv der Erziehungsdirektion zu Aarau.

5. Protokolle des „Lehrvereins“ zu Aarau.

### B. Gedruckte.

1. Aargauisches Dichterbuch. Festschrift zur aarg. Zentenarfeier 1903; herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Aarau. Aarau, Sauerländer 1903.
2. Aarauer Zeitung. 1814—1821. Aarau, Sauerländer.
3. Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig, Duncker & Humblot, 1875—1910.
4. „Alpenrosen“, ein schweiz. Almanach. Besorgt von schweiz. Schriftstellern und Künstlern, 1811—1854.
5. „Alpina“, schweiz. Jahrbuch für schöne Literatur. Herausgegeben von G. Hartmann, W. Krutter und G. Schlatter. 1. (einziger) Jahrgang 1841.
6. Argovia. Jahreschrift der Historischen Gesellschaft des Kt. Aargau. 1860 ff. Sauerländer.
7. J. Bächtold. Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld, Huber 1892.
8. J. Bächtold. Gottfried Keller's Leben. 3 Bde., seine Briefe und Tagebücher, Berlin, 1894—1897, W. Hertz.
9. Badische Biographien. Herausgegeben von Dr. fr. Weech, 2. Teil. Karlsruhe, Braun 1881.
10. Franz Binder — Marie Görres. Joseph von Görres' gesammelte Briefe. 3 Bde. München, 1858—1874.
11. G. Brandes. Die Hauptströmungen der Literatur des XIX. Jahrhunderts. Übersetzt von A. von den Lindén, 6. Bd. Leipzig 1896.
12. Franz Xaver Bronner. Neue Fischergedichte und Erzählungen, 2 Bde. Zürich, bei Orell, Geßner, Füssli & Co. 1794.
13. Franz Xaver Bronner's Leben. Von ihm selbst beschrieben, 3 Bde. 1795—1797. Zürich, bei Orell, Geßner, Füssli & Co.
14. Franz Xaver Bronner. Der erste Krieg in 60 metrischen Dichtungen. 2 Bde. Aarau 1810, Sauerländer.



15. Franz Xaver Bronner. Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen. Aarau, Sauerländer 1828.
16. Franz Xaver Bronner. Lustfahrten ins Idyllenland. Gemütliche Erzählungen und Fischergedichte. Aarau, Sauerländer 1833.
17. Franz Xaver Bronner. Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert (Gemälde der Schweiz: Bd. 16) 2 Bde. Huber St. Gallen u. Bern 1844.
18. A. Brugger. Die politischen Schicksale der Aargauer Presse von 1814 bis zum Eingehen der Aarauer Zeitung 1821. Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kt. Aargau, 1914.
19. J. Burkart. Augustin Keller in seinen Reden und Bekenntnissen. Aarau 1905.
20. J. Dierauer. Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft. IV. und V. Bd. Gotha, Perthes 1912.
21. „Erheiterungen.“ Herausgeg. v. Heinrich Zischoffe. 1811—1825. Aarau, Sauerländer.
22. Erinnerungen an die Aargauische Kantonschule. Von einem seit bald 50 Jahren im fernen Ausland lebenden alten Kantonschüler. Aarau, Wirz 1903.
23. „Euphorion.“ Zeitschrift für deutsche Literatur. Bd. 13. Leipzig und Wien 1906.
24. „Europäische Blätter“ oder das „Interessante aus Literatur und Leben für die gebildete Welt.“ Zürich, Gefner 1824 ff.
25. Ernst August Evers. Vater Johann Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. Aarau, Sauerländer 1815.
26. Robert Jaesi. Abraham Em. Fröhlich. Diff. Zürich 1907.
27. Robert Jaesi. Gestalten und Wandlungen Schweiz. Dichtung. Zehn Essays. Amalthea Verlag Zürich, Leipzig, Wien.
28. H. Flach. Dr. A. Rengger. Ein Beitrag zur Geschichte der Helvetik. Diff. Zürich 1899.
29. Th. Fischer. Erinnerungen an das Seminar Wettingen und seinen ehemaligen Direktor Augustin Keller. Aarau, Sauerländer 1874.
30. A. E. Follen. Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819.
31. A. E. Follen. Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Deutsch und lateinisch nebst einem Anhang. Elbersfeld, Heinr. Büchler 1819.
32. A. E. Follen. Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz. Zürich, Gefner 1823.
33. A. E. Follen. Bildersaal deutscher Dichtung. Winterthur, Steiner 1828—1829.
34. G. Freytag. Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. Leipzig, Hirzel 1870.
35. Julius Fröbel. Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. 2 Bde. 1890/91. Cotta, Leipzig.
36. A. E. Fröhlich's gesammelte Schriften. Frauenfeld, Verlagscomptoir 1853.
37. A. E. Fröhlich. Der junge Deutsch-Michel. Zürich, Meyer & Zeller 1845.
38. A. E. Fröhlich. Fabeln. Sauerländer 1883.
39. J. Galland. J. von Görres. Freiburg i./B., Herder 1876.
40. Gallerie berühmter Schweizer. Herausgegeben von Schweiz. Männern. J. Heinr. Zischoffe. Sein Leben und sein Wirken, nach seiner Selbstschau, seinen Werken und mündlicher Tradition, einfach erzählt von J. K. Bär.
41. J. Gamper. P. D. J. Trogler's Leben und Philosophie. Diff. Bern 1907.
42. C. Gödefe. Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. X. Bd. Dresden 1913.
43. A. Götz. P. D. Trogler als Politiker. Ein Lebensbild aus der Werdezeit der schweizerischen Eidgenossenschaft. Diff. Zürich 1915.

44. J. von Görres' politische Schriften. Herausgegeben von Marie Görres, IV. Bd. Stuttgart 1856.
45. C. Günther. Heinrich Ischoffe bis zu seinem Eintritt in die Schweiz. Diff. Zürich 1916.
46. Gutzkow's Werke. Herausgegeben von Reinhold Gensel. VIII. Bd. Bong.
47. Fr. Heinemann. Geschichte des Schul- und Bildungslebens im alten Freiburg bis zum 17. Jahrhundert. Freiburg i. M. Verlag der Universitätsbuchhandlung. 1895.
48. E. Herzog. Bruder Klaus. Studien über seine religiöse und kirchliche Haltung. Bern. Wyß 1917.
49. S. Heuberger. Ein diplomatischer Sieg Preußens über den Aargau. Aarau 1912.
50. S. Heuberger. Die aarg. Volksschule im 19. Jahrhundert. Druckerei der „Aarg. Nachr.“ 1904.
51. J. J. Hiltz. Der schweiz. Almanach „Alpenrosen“ und seine Ersatzstücke in den Jahren 1831—1854. Ein Beitrag zur schweiz. Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Diff. Zürich 1914.
52. E. Hirzel. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Straßburg 1876.
53. J. Hunziker. Aargauisches Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart. Aarau, Sauerländer 1877.
54. J. Hunziker. Augustin Keller. Ein Lebensbild. Aarau, Sauerländer 1883.
55. J. Hunziker. Ernst Ludwig Kochholz. Aarau, Sauerländer 1893.
56. J. Hunziker. Der Kampf ums Deutschtum. 10. Heft: Die Schweiz. München, Lehmann 1898.
57. O. Hunziker. Geschichte der schweiz. Volksschule. 3 Bde. Zürich, Schultheß 1881/82.
- 57 a. R. Hunziker. Jeremias Gotthelf und J. J. Reithardt in ihren gegenseitigen Beziehungen. Zürich, Schultheß 1903.
58. Ernst Jenny und Virgile Koffel. Geschichte der schweiz. Literatur. 2 Bde. Bern und Lausanne 1910.
59. Dr. Kaeslin. Zu Ludwig Uhland's Gedächtnis. Progr. der Aarg. Kantonschule. 1912—1913.
60. Der Kanton St. Gallen. 1803—1903. Denkschrift zur Feier seines 100-jährigen Bestandes. St. Gallen 1903.
61. Augustin Keller. Gedichte. Frauenfeld, Huber 1889.
62. Dr. Arnold Keller. Augustin Keller, ein Lebensbild und Beitrag zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Aarau, Sauerländer 1922.
63. J. Kettiger. Der „Lehrverein“ zu Aarau. Ein Beitrag zur Geschichte des schweiz. Unterrichts- und Erziehungswesens. Programm des aarg. Lehrerseminars Wettingen, Baden 1858.
64. D. G. Kiefer. Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817, Jena 1818.
65. M. M. Kriesi. Gottfr. Keller als Politiker. Huber, Frauenfeld und Leipzig 1918.
66. Heinrich Kurz. Die Schweiz, Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen. Bern, Delphe-Buchh. 1852.
67. Heinrich Kurz. Blumenlese aus den neueren schweiz. Dichtern. 2 Bde. Zürich-Schultheß 1860.

68. Heinrich Kurz. Schweiz. Erzählungen, gesamm. und herausgegeben, Zürich, Schultheß 1860.
69. Heinrich Kurz. Über Walthar von der Vogelweide, Herkunft und Heimat. Programm der Aarg. Kantonschule Aarau, Sauerländer 1863.
70. Friedrich List's gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Häufser. 1. Teil. Stuttgart & Tübingen. Cotta 1830.
71. A. Ludin. Der schweiz. Almanach „Alpenrosen“ und seine Vorgänger. Diss. Zürich 1902.
72. R. Euginbühl. Ph. A. Stapfer. Ein Lebens- und Kulturbild. Basel 1887. C. Dettloff.
73. H. f. Maßmann. Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Reclam Leipzig.
74. S. Markus. Geschichte der schweiz. Zeitungspressen zur Zeit der Helvetik. Zürich, Rascher 1910.
75. „Miscellen für die neueste Weltkunde“, herausgegeben von H. Jäschke. 1807 bis 1813. Aarau, Sauerländer.
76. Dr. K. Mager. Politische Flüchtlinge. Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz. Aarau, Christen 1843.
77. W. Marr. Das junge Deutschland in der Schweiz. Leipzig, Jurny 1846.
78. A. Maurer. Der Freiämtersturm und die liberale Umwälzung im Aargau in den Jahren 1830/31. Diss. Zürich 1911.
79. W. Menzel. Die deutsche Literatur. Stuttgart 1836.
80. W. Menzels Denkwürdigkeiten, herausgegeben von K. Menzel. Delhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1877.
81. W. Menzels Literaturblatt (Stuttgarter Literaturblatt).
82. K. Morell. Die helvetische Gesellschaft. Winterthur, Lücke 1863.
83. Klara Müller. Geschichte des aarg. Schulwesens vor der Glaubensstrennung. Diss. Freiburg im Aechtland 1917.
84. J. Müller. Der Aargau, seine politische, Rechts-, Kultur- und Sittengeschichte. Zürich, Schultheß, Aarau, Sauerländer, J. J. Christen.
85. J. Müller. Die Stadt Lenzburg in Hinsicht auf ihre politische, Kultur-, Rechts- und Sittengeschichte. Lenzburg, Hegner 1868.
86. Ernst Münch. Helvetische Eichenblätter. Schaffhausen, J. H. Schwarz 1820.
87. Ernst Münch. Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten mit Rückblicken auf das öffentlich-politische, intellektuelle und sittliche Leben von 1815—1835, in der Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden. Karlsruhe 1837.
88. J. Nadler. Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 3. Bd. Regensburg 1918.
89. Neue Zürcherzeitung, Jahrgang 1889, No. 169 71. „Politische Flüchtlinge in der Schweiz.“
90. Neue Zürcherzeitung, Jahrgang 1917, No. 474. Dr. R. Durrer. „Bruder Klaus.“
91. Neue Zürcherzeitung, Jahrgang 1921, No. 973. „Ein Gedenktag.“
92. W. Öchsli. Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, Hirzel 1903—1913.
93. W. Öchsli. Die Gründung des eidg. Polytechnikums. Huber, Frauenfeld 1905.

94. K. Ott. Das Leben von Paul Usteri. Trogen, J. Schläpfer 1836.
95. Pädagogische Revue, Zentralorgan für Pädagogik, Didaktik und Kulturpolitik, herausgegeben von Dr. K. Mager. Stuttgart, J. f. Cast'sche Buchhandlg. 1842.
96. Fr. Pieth. Zur Flüchtlingshege in der Restaurationszeit. XIX. Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jahrgang 1899.
97. Programme der Aarg. Kantonschule von 1839 an. Sauerländer, Aarau.
98. R. Rauchenstein. Die drey Perioden der Aarg. Kantonschule. Aarau, Sauerländer 1828.
99. R. Rauchenstein. Ein Blick auf die Schicksale der Aarg. Kantonschule. Aarau, Sauerländer 1835.
100. R. Rauchenstein. Die Zweckmäßigkeit der alten Sprachen an unseren Gymnasien mit besonderer Rücksicht auf die Aarg. Kantonschule. Aarau, Sauerländer 1850.
101. R. Rauchenstein. Zur Erinnerung an Herrn Domdekan Alois Dock. Programm der Aarg. Kantonschule. Aarau, Sauerländer 1858.
102. Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von A. Haug, 3. Bd. Leipzig 1897.
103. Martha Reimann. Die Geschichte der aarauischen Stadtschulen von ihren Anfängen bis zum Ende der bernischen Herrschaft (1270—1798). Aarau, Sauerländer 1914.
104. H. K. Reinacher. J. A. Henne, der Dichter des „Lueget von Bergen und Tal.“ Sein Leben und seine Jugendwerke. Diss. Freiburg im Üchtland 1916.
105. A. Rengger. Über die politische Verfehrungssucht in unseren Tagen. Basel, gedruckt bei Wilh. Haas, dem Sohne o. J.
106. Ernst Ludwig Rochholz. a) Gespräche über Em. von Fellenberg und seine Zeit. E. Langlois. Burgdorf 1834.
107. Ernst Ludwig Rochholz. b) Eidg. Liederchronik. Bern, Fischer & Co. 1835.
108. Ernst Ludwig Rochholz. c) Der neue Freidank. Geschichte der deutschen National-Literatur. Aarau, Sauerländer 1838.
109. Ernst Ludwig Rochholz. d) Tragemunt. Neue Kindergedichte in Rätselfetzen, Rätselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern. Eßlingen 1851.
110. Ernst Ludwig Rochholz. e) Deutsche Arbeitsentwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf höheren Lehranstalten. 1. Teil: Beschreibung und Erzählung. 2. Teil: Vortrag und Aufsatz. Mannheim, Baffermann 1853.
111. Ernst Ludwig Rochholz. f) Schweizer sagen aus dem Aargau, 2 Bde. Aarau, Sauerländer 1856.
112. E. L. Rochholz. g) Naturmythen. Neue Schweizer sagen. Gesammelt und erläutert. Leipzig, Teubner 1862.
113. E. L. Rochholz. h) Alemannisches Kinderlied und -Kinderspiel in der Schweiz. Leipzig, Weber 1857.
114. E. L. Rochholz. i) Gründung einer Eidgenössischen Hochschule (anonym) Leipzig, Weber 1862.
115. E. L. Rochholz. k) Der deutsche Aufsatz. Neun Abteilungen stilistischer Aufgaben und Ausarbeitungen für Lehrer und Schüler höherer Schulen, Wien, Braunnüller 1866.
116. E. L. Rochholz. l) Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen

- Vorzeit. 1. Bd.: Deutscher Unsterblichkeitsglaube. 2. Bd.: Altd deutsches Bürgerleben. Berlin, E. Dümmler 1867.
117. E. L. Rochholz. m) Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. Leipzig, Fleischer 1870.
  118. E. L. Rochholz. n) Die Schweizerlegende vom Bruder Claus von der Flüe. Aarau, Sauerländer 1875.
  119. E. L. Rochholz. o) Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit von 1348 bis 1350. Zum erstenmal nach der gleichzeitigen Bernerhandschrift herausgegeben. Übersetzung und Quellennachweis. Aarau, Sauerländer 1887.
  120. E. L. Rochholz. p) Reichstreu — Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Leipzig, Bauert & Rocco. 1889.
  121. W. Schellberg. J. v. Görres' ausgewählte Werke und Briefe. 2 Bde. Kempten und München, Kögel 1911.
  122. H. Schmidt. Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz. Diss. Zürich, 1899.
  123. K. fr. Schnizer. fr. Eist. Ein Vorläufer und Opfer für das Vaterland. Stuttgart, Beck & Fränkel 1851.
  124. H. Schollenberger. Landammann E. Dorer-Egloff. Aarau 1911, Sauerländer.
  125. H. Schollenberger. Grundriß zur Geschichte der deutsch-schweiz. Dichtung. I. Bd. 1798—1830. Dresden, W. Ehlermann. Bern, A. Franke 1919.
  126. Schulblatt, aargauisches. 1883. Nr. 9.
  127. A. Schumann. Aargauische Schriftsteller, aus den Quellen dargestellt. I. (einzige) Lieferung. Aarau, Sauerländer 1887.
  128. P. Schweizer. Geschichte der Schweiz. Neutralität. Frauenfeld 1895.
  129. Der aufrichtige und mohl erfahrene „Schweizerbote.“ Aarau, Sauerländer 1804—50.
  130. „Schweiz. Literaturblätter“. 7 Bde. 1825—1831. Zürich bei Orell Füssli & Co.
  131. „Schweiz. Museum.“ Aarau, Sauerländer 1816.
  132. „Schweiz. Volksblatt“, Zürich, Geßner 1821.
  133. Die Schweizerpresse, herausgegeben vom Verein der Schweiz. Presse. Bern. Jent & Co. 1896.
  134. J. A. Sepp. Görres und seine Zeitgenossen, Nördlingen 1877, Beck.
  135. S. Singer. Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter. Bern, Franke 1916.
  136. W. Spinner. Die Flugschriftliteratur zur Zeit der Helvetik. Zentralblatt der Jostingia. 1876.
  137. A. Stern. Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurterfriede von 1871. I. Bd. 1894, II. Bd. 1897. Berlin, W. Hertz.
  138. „Stunden der Andacht“. 1808—1816. Aarau, Sauerländer.
  139. W. Sutermeister. Zur politischen Dichtung der deutschen Schweiz. 1830—48. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft auf das Jahr 1908.
  140. Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.
  141. Briefe an Ludwig Tieck, ausgew. und herausgegeben von Carl Holtei.
  142. H. E. Tieck. Die politische Lyrik der deutschen Schweiz, 1830—1850. Diss. Bern 1917.
  143. A. von Tiliier. Geschichte der helvetischen Republik, 3 Bde. Bern, 1843. Ch. Fischer.
  144. A. Trampe. Georg Herwegh. Sein Leben und sein Schaffen. Diss. Münster 1910.



145. E. Trösch. J. K. Lavater, H. Zschokke und die helvetische Revolution. (Die helvetische Revolution im Lichte deutsch-schweiz. Dichtung.) Häßel, Leipzig 1911.
146. U. Tuschmid. Die Entwicklung der Aarg. Kantonschule von 1802—1902. Jub.-Programm der Aarg. Kantonschule 1901/02.
147. „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.“ 1817 ff. Herausgeg. v. H. Zschokke.
148. L. Uhlands Leben, zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttgart, Cotta 1874.
149. W. Wackernagel. Die Verdienste der Schweizer um die Literatur. Akademische Antrittsrede. Basel 1833.
150. J. W. Wegele. Geschichte der deutschen Historiographie. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1855.
151. H. Weber. Bundesrat Emil Welti. Ein Lebensbild. Aarau, Sauerländer 1903.
152. J. Widmer. Franz Xaver Bronner. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld, Huber 1901.
153. E. Winteler. Prof. Dr. J. Hunziker. Jub.-Progr. der Aarg. Kantonschule 1901/02.
154. J. Wit, genannt von Dörning, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Leipzig, Gräfe 1830.
155. Curt Wüest. Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. Diss. Bern 1910.
156. Georg von Wyß. Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Zürich, Jaegg & Beer 1895.
157. G. Zehnder. Martin Disteli. Basel, Benno Schwabe 1883.
158. S. Zimmerli. Karl Rudolf Tanners „Heimatliche Bilder und Lieder.“ Aarau, Sauerländer 1918.
159. Emil Zschokke. Geschichte der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau. Aarau, Sauerländer 1861.
160. Ernst Zschokke. Die Geschichte des Aargaus, dem aarg. Volk erzählt. Aarau, Sauerländer 1903.
161. Ernst Zschokke. Über den Aarauer Poeten Heinrich Wirri. (Programm der städtischen Schulen in Aarau 1894/95). Aarau, Sauerländer 1895.
162. Ernst Zschokke. Unsere kulturellen Verhältnisse um die Wende des 18. Jahrhunderts. Jub.-Programm der Aarg. Kantonschule 1901/02.
163. Heinrich Zschokke. Das Goldmacherdorf. Aarau 1817, Sauerländer.
164. Heinrich Zschokke. a) Der Flüchtling im Jura. b) Die Rose von Disentis, in: Schweiz. Bilder und Erzählungen, v. H. Zschokke. 3. Bd. Aarau, Sauerländer 1859
165. Heinrich Zschokke. Eine Selbstschau. Aarau, Sauerländer 1842.
166. Heinrich Zschokke. Meister Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden. Ein Feierabendbüchlein für Lehrlinge, verständige Gesellen und Meister. Aarau, Sauerländer 1845.
167. Heinrich Zschokke. Ausgewählte Novellen und Dichtungen. 10 Bde. Aarau, Sauerländer 1843.
168. Heinrich Zschokke. Die Branntweinpest. Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre, für Reich und Arm, Alt und Jung. Aarau, Sauerländer 1837.
169. Heinrich Zschokke. Der Narr im 19. Jahrhundert (in Rheinisches Taschenbuch 1828).
170. Heinrich Zschokke. Das geheimnisvolle Nachthäubchen (in „Erholungsstunden für geistige Erheiterungen“ 1828).